Plebs

Konrad Sittenfeld

Plebs.

Novellen aus dem Volke

von

Conrad Alberti.

Hammer und Nadel. — Eine Majestätsbeleidigung. — Im Rechtsstaat.

„Non è in mondo se non volgo."
Macchiavelli.



Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.
Leipzig.
1888.

Vossische Zeitung.

„— Plebs. Novellen aus dem Volke von Conrad Alberti. Leipzig 1888, Verlag von Wilhelm Friedrich. Der Schwerpunkt der drei hier vereinigten Novellen liegt weniger in einem einzelnen, eine Wendung und Entscheidung herbeiführenden Ereignis, als in der Treue und Sorgsamkeit mit der einige Seiten des Lebens in Berlin beobachtet und in lebensfähigen Gestalten wiedergegeben sind. Daß dem Beobachter niemand auf der gesellschaftlichen Stufenleiter so tief steht, um nicht einen Blick auf ihn zu werfen und nicht auch für ihn ein Herz zu haben, kann man nur anerkennen ...“

Plebs.

Novellen aus dem Volke

von

Conrad Alberti.

Nebst einem offenen Briefe an die „Kölnische Zeitung" als Vorwort.

Inhalt:
Hammer und Nadel. — Eine Majestätsbeleidigung. — Im Rechtsstaat.

„Non è in mondo se non volgo."
Macchiavelli.



Leipzig, 1887.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Schriften von Conrad Alberti.

Herr L'Arronge und das Deutsche Theater.
Leipzig 1884.

Gustav Freytag's Leben und Schaffen.
Leipzig 1884. II. Aufl. 1886.

Bettina v. Arnim. Leipzig 1885.

Ludwig Börne. Eine Biographie. Leipzig 1886.

Riesen und Zwerge. Novellen. Leipzig 1887.

Ohne Schminke! Leipzig 1887.

Offener Brief
an die „Kölnische Zeitung".

Unter denjenigen Blättern, welche gegen die neuen Strömungen in der deutschen Literatur einmüthig und beharrlich zusammenstehen und jedes Erzeugniß derselben ohne weitere Prüfung grundsätzlich verdammen oder verhöhnen, befindet sich das Ihre in erster Linie. Ja, bei der weittragenden Bedeutung desselben, dem großen Ansehen, das es bei uns wie im Auslande genießt, darf man behaupten, daß es allgemein für die Führerin im Kampf gegen den neudeutschen Realismus gehalten wird. Ihr Wort dringt weit, viel weiter als das meine, und bringt verderbliche Folgen, die nicht wir, sondern unsere Literatur und deren Ansehen zu tragen haben. Doch Alles, was Sie bisher gegen die Richtung, der ich angehöre, und im Besondern gegen mein Schaffen vorgebracht haben, entspringt zum Theil irrigen, ungerechtfertigten

Voraussetzungen über das Wesen dieser Richtung. Ich würde mich nie an solcher Stelle auf den Versuch einlassen, diese Irrthümer aufzuklären und dadurch vielleicht einer späteren Beurtheilung bessere und festere Grundlagen zu geben, wenn ich nicht die Ueberzeugung hegte, daß Ihr Haß Ihnen ehrliche Herzenssache ist, und daß er sich vielleicht vermindern oder verschwinden könnte, wenn ich Ihnen über die Irrigkeit Ihrer Gründe reinen Wein einschänkte. Eine Ueberzeugung, die ich leider nur bezüglich der wenigsten Ihrer Collegen aussprechen kann.

Wie aus Ihrer Beurtheilung meiner jüngsten Schriften hervorgeht, sind Sie der Ansicht, daß ich und meine mitstrebenden Genossen ohne weiteres Alles über den Haufen rennen wollen, was bisher in Deutschland etwa von Ulphilas bis Paul Lindau geschrieben worden ist, um auf der ungeheuren Bücherfetzenpyramide dann den Thron unserer jungrealistischen Herrlichkeit zu errichten, und Goethe sollte dann vielleicht ein rechtes Stuhlbein, Shakespeare ein linkes bilden. Nie ist uns dergleichen Wahnwitz in den Sinn gekommen. Weisen sie mir eine Zeile in meinen Schriften nach, die nur die Vermuthung erweckt, wir wollten die ganze deutsche Literatur zu Brei zermalmen und nur uns selbst zur Geltung bringen. Erbärmliche Verleumdung hat dergleichen aufgebracht, tröpfische Dummheit hat es aufgegriffen und nach-

gebetet. Dergleichen haben wir stets Herrn Hans Pöhnl überlassen, mit dessen „Armen Heinrich“ die deutsche Poesie beginnt — seiner Ansicht nach. Mein Schaffen versucht ganz und völlig an Gutzkow und Freytag anzuknüpfen, wie diese auf Goethe und der Sturm- und Drangperiode stehen. Was jene begonnen, bemühen wir uns zu vollenden. Wir glauben an eine Fortentwickelung aller Gattungen und Arten zu immer höheren Stufen im Darwinschen Sinn — soll die Poesie von diesem Naturgesetze allein ausgeschlossen sein, sollte sie wirklich, wie Sie behaupten, ihren Höhepunkt erreicht haben, und hinter Scheffel und Freytag nichts kommen als ein ungeheurer leerer Raum? Soll sie sich nur darauf beschränken, immer und ewig das Brot neu anzufeuchten und anzuwärmen, das jene vor dreißig Jahren gebacken? Alles verändert seine Richtung: Religion, Politik, Volkswirthschaft, Geschichte, Medicin bilden ihre Ideale langsam aber unaufhaltsam fort, und nur die Poesie sollte ihr starres, ewiges non plus ultra! haben? Ist sie etwas anders als jene, nicht auch ein Theil und Factor der natürlichen menschlichen Geistesentwickelung? Und wo sollte sie sich anders umbilden, als im Schooße und in den Herzen des emporwachsenden Dichtergeschlechts? Nicht Umwälzung — Fortentwickelung heißt unsere Losung! Wir ehren die großen Meister der Vorzeit so gut, so pietätvoll wie

ihr, wir steigen auf ihre Schultern, doch wir trampeln nicht auf ihnen herum. In redlicher Absicht habe ich als Grundstein meines literarischen Schaffens mein Lebensbild Freytags gelegt. Angriffe, Verfolgung, Kampf bis aufs Messer predigen wir nur gegen die, welche diesen Entwickelungsgang der Poesie hindern oder in falsche Seitenbahnen leiten wollen, gegen das dichtende Professorenthum, das zur Beförderung des Bildungsphilisterthums uns eine neue gelehrte Poesey schaffen will, wie es schon einmal im siebzehnten Jahrhundert den kräftigen Baum der deutschen Dichtung überwuchert und fast erstickt hat — gegen die Theaterminnesänger, die uns mit Mummenschanz und Ridewanz die Eisenbahnen und Telegraphen aus der Welt leugnen möchten, die modernen Literaturwarenfabrikanten, die Dramen und Romane auf Bestellung und nach Maß anfertigen und mit Lustspielen und Epen schachern wie mit Spremberger Tuchballen oder Strumpfwaaren, gegen die gedankenlosen Nachbeter, welche beständig Formeln vor sich hinmurmeln, die schon längst Kraft und Sinn verloren haben. Doch wer die Kunst um ihrer selbst willen liebt und übt als Sohn unserer Zeit, in die Zukunft schauend, deß Streben werden wir stets redlich anerkennen, entfernte seine Straße sich auch noch so weit von der unseren. Wohl Ihnen, könnten Sie das gleiche von sich sagen!

Sie dichten mir eine Gemeinschaft an mit dem

sogenannten „jüngsten Deutschland“, die nie bestanden hat. Nicht das dünnste Band verknüpft mich mit jener Blase schotengrüner Jungen, deren Unfähigkeit nur von ihrer Anmaßung übertroffen wird. Noch feucht hinter den Ohren haben sie schon das Leiden der Welt auf sich genommen, und wenn sie nur mit knapper Noth das Einjährig-Freiwilligen-Examen bestanden, war's, weil sie alle ihre Zeit verwenden gemußt, um nach eigenem Recept die Welt zu erlösen. Ihre Abenteuer bei bezahlten Weibern schildern sie als Messiasthaten, und was sie heute im Colleg gehört und nur halb verdaut haben, geben sie in dunklen Worten wieder von sich als die Weisheit ihres neuen Brahminenthums. Das Weib beginnt für sie bei der Straßendirne und endet bei der Kellnerin. Und mit diesen Leuten sollten Männer etwas gemein haben wie Wildenbruch, Heiberg, Herrig, Conrad, Bleibtreu, Wechsler, die ernsten Vorkämpfer der Literatur der Gegenwart, denen ich mich mit freudigem Stolz anschließe? Denn trotz aller eigenartigen Verschiedenheit der poetischen Gesichtszüge der Einzelnen, die der gegenwärtigen Literatur ihre reizvolle Mannigfaltigkeit sichert, ist doch ein Zug ihnen Allen gemein: das Streben nach naturgemäßer Fortentwickelung der deutschen Poesie auf gesunder, nationaler Grundlage.

Nein, wir wollen die Welt weder umstürzen noch erlösen, wir wollen nichts, als die Ideen poetisch

darstellen, welche unsere Zeit bewegen. Was mich betrifft, so ist es nicht wahr, daß ich nur den Schmutz des Lebens sehe, nicht aber dessen Reize. Ich bin nur nicht blind gegen die Schatten desselben, ich habe meinen Schiller im Kopfe und weiß, daß neben der Liebe auch der Hunger die Welt regirt. Ich will das Leben schildern, wie es ist. Realistische Poesie heißt einfach Kunst gewordene Wahrheit. Ich bin kein Schönfärber, ich bin kein Salonstrauß, der, wenn ihm Noth und Kummer flehend entgegentreten, den Kopf in die Bettkissen steckt und ruft: „Wie ist die Welt doch so schön!", der bei Austern und Sekt sitzend nicht begreift, wie diese Bettler immer fort Hunger haben können. Aber ich wollte euch eben so gern einen Roman schreiben voll eitel Tugend und Wonne, in dem kein Zug unrealistisch sein sollte, wenn diese verdammte Tugend nur nicht so abscheulich langweilg wäre, und ihr nicht immer unterhalten sein wolltet! Seid erst selbst ein wenig amüsanter, ihr tugendhaften Herrschaften, und ich will euch malen, daß es eitel Rosen und Veilchen duften soll. Und da wir 'mal gottlob Deutsche sind, so laßt uns auch deutsche Menschen, deutsches Leben malen. Die Franzosen und Italiener machen sich doch nur lustig über uns, wenn wir ihnen ihr Land und ihre Menschen immer besser darstellen wollen, als sie selbst es thun. Bleiben wir im Lande und dichten wir redlich! Und da wir nun

einmal das Reich haben, und seine Hauptstadt sich von Tag zu Tag größer und gewaltiger entwickelt, so laßt uns denn auch die Gattung, die unsere Richtung erfunden hat, die Berliner Geschichte, die natürliche Entwickelungsstufe nach Gutzkows „Rittern vom Geiste". Haben wir nicht eine Lücke durch dieselbe ausgefüllt, indem wir vor dem Ausland Berlin literarisch auf dieselbe Stufe der Achtung erheben, die es politisch und wissenschaftlich schon längst genießt? Und danken solltet ihr uns, daß wir euch erlöst haben von dem unfruchtbaren Schönheitscultus in eurer Poesie, von unaufhörlicher Darstellung des grob materiellen Sinnenkitzels, der sich unter den glatt stilisirten Sätzen Heyses versteckt, oder von dem Bildungsphilisterthum Ebers und Eckteins, daß unsere Bewegung euch geschaffen hat, was euch bisher fehlte — eine Kunst der modernen Lebenswahrheit und des nationalen Bewußtseins. Ja, wir nennen uns Realisten und bekämpfen den hohlen Idealismus, aber es giebt einen Idealismus der Phrase und einen der That. Die in süßlichen, faden, „idealen" Liebesgeschichten euren verweichlichten Nerven schmeicheln und euren philisterhaften töchterschulenmäßigen Lebensanschauungen und wohlgemuth die fetten Honorare der Familienblätter einstreichen, das sind die Idealisten der Phrase. Glaubt mir, wenn es uns um den materiellen Erwerb zu thun wäre, jeder von uns könnte vier dergleichen Gartenlauben-

geschichten im Monat mit Leichtigkeit herunterschreiben. Aber wir, die wir euch das Leben schildern, wie es ist, und deren realistische Novellen keines der heuchlerischen Blätter abzudrucken wagt, die über dem Strich jeden Schand- und Sensationsproceß, jede Mordgeschichte oder Alimentationsklage nicht breit genug treten können — wir, die wir um der Sache willen, an die wir glauben, auf Geldgewinn verzichten — wir sind die Idealisten der That. Und That wog noch allezeit schwerer als Phrase.

In diesem Sinne wünschte ich den vorliegenden Band aufgenommen, in diesen alle meine zukünftigen Veröffentlichungen, besonders mein soziales Schauspiel „Brot!“, welches diesen Winter in Berlin gegeben werden wird. Ich bin kein Tendenzbär, mein Amt ist nicht Agitation zu treiben, sondern nur das Leben so darzustellen, wie ich es sehe. Darum donnern Sie nicht gegen die „Tendenz“ meines Buches. Es hat keine. Machen Sie nicht den Schriftsteller für das verantwortlich, was seine Gestalten in Augenblicken leidenschaftlicher Erregung sprechen, weil sie ihrer Natur nach so denken müssen. Welch ein Schurke wäre sonst Shakespeare. Wollen Sie das aber aus meinem Buche herauslesen, daß es in der Welt entweder überhaupt kein Plebs giebt, oder daß wir Alle Plebs sind, daß kein Stand, keine Gesellschaftsklasse ein Privileg auf Adel der Gesinnung

hat und keine von Natur aus zu niedriger Denkart geschaffen ist, so werde ich mich gegen solche Unterstellung nicht sonderlich sträuben. Jedenfalls wollen diese drei Novellen nicht so sehr als selbstständige, abgeschlossene Kunstwerke gelten wie als künstlerische und soziologische Vorstudien zu meinem Anfang nächsten Jahres erscheinenden Roman: „Wer ist der Stärkere?“

Was sind denn nun aber die eigentlichen Gründe der zahllosen mehr oder minder pöbelhaften Anfeindungen, als deren Ziel man sich beharrlich unsere Richtung auswählt? Zunächst die Furcht der Mitglieder der vergreisenden literarischen Generation selbst. Die guten Leutchen ahnen Unrath, von welch üblen Folgen für sie unser Sieg, der Sieg der Wahrheit, begleitet sein dürfte! Ist erst einmal die Wahrheit „Mode geworden“, dann darf Hugo Lubliner nicht mehr seine guten alten Pappfiguren an Dräthen über die Bühne schleppen, dann darf selbst Altmeister Spielhagen uns nicht mehr die guten 48 ger Demokraten als funkelnagelneue deutsche Reichs-Sozialdemokraten vorführen, dann hat es ein Ende mit den schönen „Arbeits“stunden auf den weichen Kanapés in den eleganten bric-à-brac-Studierzimmern des Berliner Westens, wo man behaglich seine Cigarre im Munde dem Secretär die alte abgedroschene Liebesmär zum hundersten Male dictirte! Dann haben wir

das Publikum „verdorben“, „vergiftet“, so daß es auch für jene Herren heißt, arbeiten, ins Volk gehen, das Leben studiren, wenn das Publikum an unsere wahren Menschen gewöhnt jene Puppen nur noch mit Hohngelächter begrüßt. Dann hat es ein Ende mit dem gemüthlichen Reporterstil Paul Lindaus, in dem die Aufschreie der höchsten Leidenschaft, die Darstellungen des farbenglühenden Berliner Lebens verwässert werden, sobald das Publikum erst an die dramatisch bewegte Vortragsweise und die plein-air-Technik des Realismus gewöhnt ist. Unsere Bücher kauft schon jetzt das Publikum, uns liest man, euch stellt man von Jahr zu Jahr tiefer in die Ecke zurück, denn eure Zeichnung ist unwahr und verschwommen, die realistische scharf und bestimmt, euer Vortrag trocken und nüchtern, der letztere dramatisch und bewegt, eure Farbengebung kalt und todt, diese warmglühend und lebendig. Daher eure Wuth. Unser Vorwärtsschreiten ist es, das euch aus eurer Trägheit aufrüttelt. Wer geriethe nicht in Zorn, der es an sich selbst empfinden muß, wie er noch bei Lebzeiten ein überwundener Standpunkt wird?

Und sind nicht Niederträchtigkeit, Bosheit, hämische Mißgunst berechtigte und ererbte Nationaleigenschaften unseres lieben deutschen Volkes? Haben sie nicht selbst Goethe das Leben und Schaffen so versauert, daß er sich voll Ekel von seinen Landsleuten ab-

wendete? In was für Händen ruht in Deutschland die literarische Kritik! In einem der angesehnsten norddeutschen Blätter übt sie ein ehemaliger Hutmachergeselle, der die Talente nun glatt bürstet wie früher seine Hasenfelle! Der Brave machte mich unter anderem in einer von Ignoranz strotzenden Kritik meiner „Riesen und Zwerge" wie ein Schulmeister herab, weil ich „nach so immer als setze", er hat keine Ahnung, der Ehrenmann, daß man in deutscher Sprache immer sagt: „so wohl als auch". Möchte man da nicht in den Ausruf des alten Fritzen beim Anblick der gefangenen Panduren ausbrechen? Zieh deine selbstgefertigte Sonntagsangströhre bis über die Ohren und schäme dich, ostpreußischer Literaturpandure! Eines der größten deutschen Blätter orakelte gelegentlich desselben Buches so recht von oben herab, physische Leiden könnten niemals Gegenstand poetischer Darstellung sein. Schade, daß Meister Sophokles die Unterweisung dieses weisen Kritikers nicht mehr hat genießen können — wie würde er sonst die Dreistigkeit begangen haben, seinen „Philoktet" zu schreiben. Das sind Musterbeispiele der deutschen Kritik! Das sind die Richter, die das Todesurtheil über uns aussprechen! Das drucken öffentliche Blätter über ein Buch, dem Männer vom Rufe eines Karl Frenzel, Ludwig Salomon u. a. das Lob künstlerischer Eigenart gespendet haben. Ein Buch, in dem zum ersten Mal

der Versuch einer poetischen Darstellung des Problems des Zusammenhangs des physischen und psychischen Elements im Menschen gemacht worden, das bei allen seinen Schwächen nach dem Urtheil aller Leser die treueste Schilderung der gegenwärtigen Berliner Gesellschaft enthält, die bisher gegeben worden. Ja, hätte „Riesen und Zwerge" ein Russe, Franzose oder Norweger geschrieben! Das ist nun einmal so im lieben Deutschland Sitte — den Ausländer darf man allenfalls noch anerkennen, denn man meint sich vor den Andern als „gebildet" aufzuspielen, indem man beweist, daß man ihn kenne — nie aber, so lange diese Welt steht, wird ein Deutscher öffentlich zugestehen, daß ein Anderer in irgend einer Sache mehr leiste als er, und der Tischler wird bei uns zu Lande das Mahlen immer besser verstehen wollen als der Müller.

Wie lange soll dieser schmachvolle Zustand noch fortdauern? Sollen wir ewig Philister oder Affen und Hanswurste des Auslands bleiben? Soll denn Alles mit Gewalt unterdrückt und ausgejätet werden, was sich Eigenartiges, Kraftvolles, Nationales bei uns regt? Eine Bewegung hat die deutsche Literatur ergriffen, so mächtig, so gesund, wie keine seit den Jugendtagen Gutzkows und Freytags. Auch damals habt ihr durch eure Jämmerlichkeit die edelsten Keime erstickt, Bundesrath, Häscher, Gerichtsdiener, Staatsanwälte riefet ihr an um den Geist zu tödten. Heut

nehmen die Wolfgang Menzel ihre Zuflucht zur Verleumdung, zur Verlästerung durch die Zeitung. Noch einmal ist die glückliche Macht in die Hand der deutschen Presse gegeben, dieser neuen Literatur als Wehemutter zu dienen, sie zu pflegen und über sie zu wachen, durch aufrichtige, wohlwollende Theilnahme ihre Entwickelung zu fördern, sie gerecht aber schonend auf Fehler und Abweichungen aufmerksam zu machen. Ihr habt sie, diese Gelegenheit, die euch mehr Ehre sichert als uns Vortheil! Denn benutzt sie, wie ihr wollt — ihr werdet uns nicht schaden.

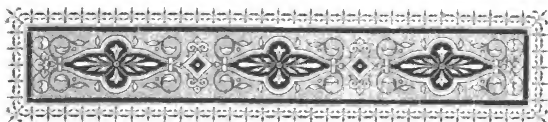
Führt eure Taktik fort — schweigt uns todt: wir werden doch leben! Gießt die Jauche der Verleumdung über uns — wir werden wie die Rose aus dem Dünger daraus nur Kraft zur Bildung neuer Knospen saugen. Der Weg wird länger sein, steiler, wir werden manchmal fehl gehen — zuletzt werden wir euch doch eine moderne Literatur schaffen und euch die Achtung der die Poesie schätzenden fremden Völker erringen — trotz eurer selbst! Daß wir keinen Dank zu erwarten haben, wissen wir — wir sind ja Deutsche. Euer Gekläff ist uns Musik; denn würdet ihr uns hassen, uns seit Jahr und Tag wüthend befehden, wenn ihr nicht vor uns zittertet, nicht fühltet, daß wir euch über den Kopf wachsen, so wie der Hund schon stundenlang vor dem Gewitter heult? Wir werden nicht Gleiches mit Gleichem vergelten —

Achtung und Ehrerbietung werden wir immer für die Männer unter euch haben, die uns mit ehrlicher Theilnahme oder als ehrliche Gegner gegenübertreten. Und deren giebt es, Männer von der Art eines Frenzel, eines Adolf Glaser, Blätter vom ehrenwerthen Schlage der Vossischen Zeitung und ähnliche. Die Andern aber flößen uns nur Lächeln ein,

„Denn ihres Bellens lauter Schall
Beweist nur daß wir reiten“.

Und wir reiten ununterbrochen vorwärts, der aufgehenden Sonne entgegen, in die Morgendämmerung der Zukunft hinein, einer Zukunft, die bald herrliches Licht erfüllen soll, einer Zukunft, die uns gehört und an deren Besitznahme ihr uns wahrhaftig nicht hindern werdet!

Berlin, August 1887. **C. A.**



Der Mann da oben auf der Tribüne sprach schon dreiviertel Stunden, aber die nach Tausenden zählende Versammlung hing noch immer gespannt und ruhig, an den Lippen des Redners, wie ein einziger kolossaler Körper mit einer gewöhnlichen, kleinen Menschenseele. Nur ab und zu, bei einer mit besonderm Nachdruck hinausgeschleuderten Stelle, verließen die Cigarrenstummel für einen Augenblick ihren gewohnten Platz zwischen den Lippen, flog ein beifälliges Murmeln, dumpf und hohl wie das Branden von Meereswogen an den Klippen der Küste, durch den riesigen Saal der Tivolibrauerei auf dem Kreuzberge, im Südwesten Berlins, ganz an der Grenze des Weichbildes. Keiner jedoch unter all seinen Genossen lauschte mit solch gieriger Spannung der Rede des Agitators, wie der junge Schlosser Fritz Fiedler, der da an einem viereckigen Tische saß. Ein halbvolles Seidel vor sich, inmitten einer Anzahl von Gesinnungsfreunden, den dichtbehaarten Kopf mit der stumpfen Nase, der nicht hohen aber breiten und stark gewölbten Stirn

und den spannungsvoll geöffneten Lippen sowie den Leib nach vorn gestreckt, die Beine unter den harten Holzstuhl geschlagen, immer starr auf den Redner blickend, hörte er den abgedroschenen, tausendmal gebrauchten und vernommenen Wendungen desselben zu, als verkünde jener Mann eine neue Glaubensbotschaft. Der letztere war übrigens ein schlauer Parteimann, eine langjährige Uebung hatte ihn gelehrt, durch wohlgesetzte Worte das Schlimmste und Gehässigste über die Brotherren und Arbeitgeber zu sagen, ohne nur einmal wider das Ausnahmegesetz gegen die Socialisten zu verstoßen, und so oft man den überwachenden Polizeileutnant auch ungeduldig nach dem Helme zucken sah, so gab er diesem, zum Gaudium der Versammlung, durch seine geschickten Wendungen doch nie Gelegenheit zum Einschreiten. Er war ein geschätzter Redner und Führer, er hatte seine frühere Arbeitsstellung schon längst aufgegeben und lebte auf Kosten der Partei als Agitator, was seinem Wohlbefinden sehr zu statten kam. Wie ein Schauspieler geschickt die Stimme bald hebend, bald senkend, seine Ausführungen bald mit kräftiger Wucht herausstoßend, bald im gemüthlichen, fast humoristischen Plauderton vorbringend, sprach er über das Sinken der Arbeitslöhne, die Schädlichkeit der Accordarbeit, die Nothwendigkeit eines Normalarbeitstages, einer gesetzlich festgesetzten Lohngrenze und die andern Forderungen der Socialisten, forderte er die Meister auf, die Arbeiter nicht einem Strike zuzutreiben, der sonst unvermeidlich sei, und

Fritz konnte sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit ein „Bravo" oder „Ausgezeichnet" vor sich hinzubrummen. Wenn der Redner eine Pause machte, so beugte er sich zu seinem Nebenmann und raunte ihm einige Worte zu, Worte voll Haß und Bosheit gegen die „Geldprotzen" oder die Behörden, aber ein Blick des Nebenmannes auf einen ihnen nahe sitzenden Herrn, der anscheinend aussah wie einer ihresgleichen und sich nur durch das fortwährende aufmerksame Hin- und Herrollen seiner Augen als Geheimschutzmann verrieth, brachte ihn schnell zum Schweigen. Die Luft im Saale wurde immer heißer und stickender, eine blaue Wolke lagerte sich über den Köpfen der Versammlung, der Redner und die Herren am Bureautisch waren nur noch von den schärfsten Augen zu erkennen. Endlich schloß der Redner und donnernder, lang dahinbrausender Beifall belohnte ihn. Bald darauf ward die Verammlung geschlossen und die Tausende dieser bis jetzt zusammengepferchten Männer stürmten oder schlenderten hinaus in die frische, wunderbare, sternenklare Luft. Theils im Galopp, unter schlechten und rohen Witzen, unter Ausrufen, die noch von dem Eindrucke der vernommenen Rede herrührten, theils aber auch würdig, still und anständig, ging es den Berg hinunter zwischen den Häuserreihen. Fritz stritt mit einigen Andern laut und heftig über eine Frage des „Programmes". Vor ihnen her ging ein Arbeiter, schmutziger, schmieriger und verwildeter, mit noch glänzenderen Hosen, noch schwärzerem Gesicht als die andern. Obgleich völlig

nüchtern, spielte er den Betrunkenen, taumelte von einer Gosse zur andern, so daß die bürgerlichen Bewohner der Straße, welche gerade den Berg herauf nach Hause kamen, ihm erschreckt auswichen. Er rief ihnen dann unverschämte Worte nach. „Nimm' Dich in Acht, Ede," sagte einer der hinter ihm schreitenden halblaut, „es schnüffeln heut wieder 'mal Viele." — „Ach was," warf Fritz ziemlich laut dazwischen, „sie können Keinem von uns was thun! Sie sollen's nur versuchen! Wir werden ihnen schon zeigen, wer wir sind." Allein es blieb, wie beinahe immer, bei Worten, Niemand ging zu thätlichem Einschreiten über, weder die aufgeregten Arbeiter, noch die Sicherheitsbeamten — jene begnügten sich, einigen Lärm zu machen, diese zu beobachten und sich die Hauptschreier zu merken.

An der Ecke einer Quergasse der Bellealliancestraße bog Fritz ab. Er hatte noch einen weiten Weg nach Hause, er wohnte drüben im Osten, in der Langen Straße, unweit der Bahnhöfe. Während er die endlosen, einförmigen Straßenzüge durchschritt, welche für Berlin so charakteristisch sind, gährten und wogten in ihm mancherlei Gedanken. Er ging in sich gekehrt, den Kopf gesenkt, dahin ohne auf das Leben rings um ihn zu achten, als müsse er seine Gedanken erst vom Boden auflesen. Er wiederholte sich, was er heut und früher in den Versammlungen gehört, abgerissene Sätze aus Flugblättern und Brochuren mengten sich dazwischen, die er gelesen und deren Inhalt

er halb behalten, halb vergessen hatte. In solchen Stunden fraß sich der Haß gegen die besitzenden Klassen, gegen Alles, was nicht von seiner Hände schwerer Arbeit lebte und sich doch sein Leben besser als er gestaltete und durch tausend Genüsse verschönerte, von denen er sich nur dunkle Vorstellungen machen konnte, fraß sich der Zorn gegen die Behörden, die nicht Allen gleiches Recht und gleiche Genüsse verschafften, immer tiefer in seine Brust, in seinen engen Hirnkasten, und bald stieß er wie wüthend die Arme von sich, bald murmelte er ein paar häßliche und rohe Worte vor sich hin. Endlich stand er vor dem Hause, in dem er nächtigte, und stieg hinauf, vier Treppen. Das enge, kleine Zimmer, in dem seine Schlafstelle aufgeschlagen war, theilte er nachtaus, nachtein, mit noch drei Arbeitern, deren Namen er nicht einmal wußte. Sie arbeiteten in einem andern Fache. Im Finstern entkleidete er sich, warf sich auf die Strohmatratze und zog das dünne, fast federlose Deckbett über den Körper. Aber er konnte nicht einschlafen, verworrene Gedanken im Kopf wälzte er sich hin und her und stand endlich wieder auf; umhertappend, zog er hinter dem Ofen ein gedrucktes Heft hervor und las dann, auf dem Bett sitzend, beim Schein von Wachszündhölzern, die er nacheinander ansteckte, die ausgebrannten stets zu Boden werfend und mit dem Fuße austretend, die Abenteuer des Grafen von Monte-Christo, die er sich früher einmal von der Wirthin geliehen, und weidete sich an

der Vorstellung, was er Alles beginnen würde, wenn er der glückliche Finder so unermeßlicher Schätze wäre. Aber die Schlafgenossen fuhren geblendet auf und beklagten sich schlaftrunken in halb unverständlich hervorgegurgelten Worten über die „verdammte Störung“ und forderten ihre Ruhe, widrigenfalls sie ihn vor die Thür setzen würden. So legte er sich denn wieder aufs Ohr vor sich hinmurmelnd: es würde schon besser werden, sobald erst „getheilt“ wäre, dann würde doch jeder Mensch wenigstens sein eignes Zimmer haben. In dieser Hoffnung schlief er endlich ein und sah sich im Schlummer in seiner Werkstatt der Ostbahn, in der er beschäftigt war, er hörte die Räder rollen, die Feilen kratzen, den Dampf sausen und surren, die Hämmer Takt schlagen, sah die Feuer flackern, und Hunderte von schwarzen Gestalten sich dazwischen bewegen — und wie er gerade dabei war, den Werkführer, der ihn wegen schlechter Arbeit und socialistischer Gesinnung zur Rede stellte, mit einem Stemmeisen ins Gesicht zu schlagen, erwachte er. Der Morgen graute durchs Fenster herein, die Wirthin schlug mit dem Besen an die Thür und schrie: „Aufstehen! Zur Arbeit! Aufstehen, ihr Faulpelze!“ Und Alles stürzte zur Waschschüssel, deren es wirklich eine im Zimmer gab.

Eintönig floß solch ein Arbeitstag dahin, es war Jahraus, Jahrein dieselbe abwechslungslose Beschäftigung, nur manchmal unterbrochen durch einen Streit oder einen Unglücksfall eines der Kameraden. Der

Abend kam mit seiner langweiligen Oede heran. Und Fritz ganz allein in dem riesigen, endlosen Berlin, mitten unter all den Hunderttausenden, die gleichgiltig, neben ihm einhertrotteten, ohne von ihm im Geringsten Kenntniß zu nehmen! Was blieb ihm übrig, um die lange, quälende Zeit zu tödten, als in Büchern und Schriften zu stöbern, die er nur theilweise verstand und die ihm den Kopf mit halbwahren Ideen anfüllten, als sich in Kneipen und Destillen mit Genossen von gleichem Schlage umherzutreiben, mit denen er auf die Vorgesetzten schimpfte, den Lohn zu verjuxen, Tanzlocale niedern Ranges zu besuchen und in alle öffentlichen Versammlungen zu laufen? Bei wem hätte er sonst diese schrecklichen, endlosen Abende zubringen sollen? Er hatte in ganz Berlin keine Verwandten, denn er stammte weit aus Westphalen her, keine Freunde, nicht einmal eine Braut, wie sonst jeder junge Mensch in Berlin. Und was er zuerst aus purer Langweile gethan, das war ihm jetzt Bedürfniß geworden: er konnte nicht mehr leben ohne Versammlungen, er mußte die aufreizenden Reden hören, die ihm so aus der Seele gesprochen waren, er mußte in dieser von Tabaksqualm und Ausdünstungen verdorbenen Luft stundenlang bei seinem Glase Bier sitzen.

Heute Abend war große öffentliche Versammlung des „Allgemeinen deutschen Kulturbundes“ in einem Lokale der Luisenstadt, wo weibliche Redner vor einem aus Frauen und Männern gemischten Publikum das

widerwärtigste aller öffentlichen Laster bekämpfen wollten. Fritz ging auch dahin, es war ihm im Grunde gleichgiltig, was verhandelt wurde — die Hauptsache war, daß eine Versammlung stattfand, folglich mußte er dabei sein; er hätte geglaubt, daß sie ohne ihn gar nicht stattfinden könnte. Die Versammlung zeigte eine andere Miene, als die gewohnten Arbeiterzusammenkünfte; die Luft war besser, denn es wurde nicht geraucht; hin und wieder tauchte in der Masse ein hübsches, jugendfrisches Gesicht auf, das recht im Gegensatze stand zu den welken, frühalten Erscheinungen der übrigen Frauen, und in der Männerwelt, die in den Gängen und längs der Wände umherstand, befanden sich zahlreichere jüngere Mitglieder der bessergestellten Klassen, die in Erwartung irgend eines „Ulkes" oder um der hübschen unter den anwesenden Arbeiterinnen willen hierhergekommen waren.

Gleich bei seinem Eintritt hatte Fritz ein auffallend hübsches Mädchen in der Nähe des Bureautisches bemerkt und in seine Nähe zu gelangen gesucht, von einem innern, sich nur undeutlich aussprechenden, halb unbewußten Drange getrieben. Die Kleine hatte muntere Augen, braunes, ins röthliche spielendes Haar, ein niedliches, keckes Näschen und war ganz einfach, aber sauber und mit mehr Geschick und Geschmack gekleidet, als die Berliner Arbeiterinnen sonst zu besitzen pflegen. Er richtete im Laufe des Abends, an manche Worte der Vortragenden anknüpfend, einige Fragen und Bemerkungen an sie

auf welche sie mit echt Berliner Sicherheit und Unverfrorenheit, zuweilen etwas derb, erwiderte. Sonst aber bekümmerten sich beide nicht viel um einander. Wenn er sich im Saale umblickte, so schaute er sich gegenüber, an der Hinterwand, Ede's Gestalt, auch eines regelmäßigen Versammlungsbummlers, der ihn heut scharf zu beobachten schien und auch von seiner Nachbarin kein Auge abwandte. Er schien sie zu kennen, denn er nickte ihr mehrmals ziemlich vertraut zu, ohne daß sie aber darauf einging. Jetzt bemerkte Fritz, daß ein junger, sehr fein gekleideter Herr, in kurzem, grauen Ueberzieher, mit elegant gekräuseltem Schnurrbart, ein Stöckchen in der Hand, der ursprünglich in der Nähe der Thüre gestanden, langsam immer näher an ihn herangerückt war und sich nun zwischen ihn und seine Nachbarin einzudrängen suchte. Aber Fritz maß ihn mit einem Blick von oben bis unten, sagte barsch: „Erlauben Sie, hier wird nicht gedrängelt", und stellte sich mit gespreizten Beinen in den Weg. Der junge Mann, ein Handlungsreisender oder Bankcassirer oder dergl. rümpfte die Nase, bog aber aus und stellte sich zur andern Seite des Mädchens auf, und, so oft er Fritz den Blick fortwenden sah, flüsterte er jener etwas zu, worauf die Kleine jedoch nicht mit einer Miene Antwort gab. Jetzt wurde in Folge einer unklugen Aeußerung der Rednerin die Versammlung aufgelöst, Schutzleute tauchten mit einem Schlage an allen Ecken des Saales auf und Alles strömte schnell hinaus, theils lachend, theils ärgerlich. Draußen

unter der Thür blieb das Mädchen stehen und schaute sich um, wie nach etwas suchend, da erblickte sie Fritz, näherte sich ihr, noch immer unter dem Zwange eines unbewußten Triebes, ohne Ueberlegung handelnd, sprach sie an, fragte sie nach der Richtung ihres Weges und ob er sie nicht begleiten dürfe. Die Kleine wollte „Nein" sagen, aber als sie in sein dunkles, energisches Gesicht, seine erwartungsvoll, beinah drohend blickenden Augen sah, überkam sie, die couragirte Berlinerin, das unerklärliche Gefühl einer grundlosen Furcht, und sie sagte nichts als „die Straße ist ja breit und für Jeden da". Fritz nahm dies für eine Aufforderung und schritt neben ihr hin. In diesem Moment trat auch der junge Kaufmann, der sie im Gedränge aus den Augen verloren, unter die Thür, und als er sie mit dem Arbeiter davongehen sah, schlug er mit seinem Stöckchen durch die Luft, zupfte am Schnurrbart und folgte in gemessener Entfernung den beiden, ohne zu bemerken, daß drüben, auf der andern Seite des Bürgersteges, Ede lauernd dahinschritt, das Pärchen sowohl als ihn beobachtend.

Leicht zum Sprechen zu bringen, wie die Frauen sind, mittheilsam, sobald sie nur ein weniges Interesse für ihre persönlichen Angelegenheiten, ihre mehr oder weniger eingebildeten und wirklichen Leiden zu bemerken glauben, berichtete das Mädchen ihrem Begleiter bald Alles, sobald dieser sie erst zum Sprechen gebracht. Sie hieß Else Kleinert, wohnte bei ihrer Mutter, der Wittwe eines kleinen Beamten, am

Ende der Wienerstraße, weit draußen, hinter dem Görlitzer Bahnhofe. Des Tags über war sie als Näherin von Tricottaillen außerhalb des Hauses beschäftigt, in der Nähe des Halleschen Thors, von früh acht bis Abends zehn Uhr. Sie verdiente monatlich vierzig bis fünfundvierzig Mark, ihre Mutter erhielt vierundzwanzig Mark Pension: davon lebten die beiden Leute. Es war ein kärgliches, sorgenvolles Dasein, doch sie ertrug es mit mit leichtem Mut und frohem Sinn: ein vertanzter Sonntagnachmittag, im Sommer gelegentlich eine Parthie in die Hasenhaide oder den Grunewald, ein Besuch in einem Vorstadttheater oder selbst ein wenig Comödiespielen in einem Liebhaberverein: solche Genüsse entschädigten sie für die Mühsal eines Monats. Während sie so durch die lange, nicht endenwollende Oranienstraße schritten, fragte sie Fritz, ob sie denn keinen Schatz habe, mit dem sie manchmal ausgehe. Else sah ihm lachend ins Gesicht: „Ich habe man blos auf Ihnen gewartet," sagte sie im reinsten, reizendsten Berlinisch. Endlich erfuhr Fritz doch, daß ihr Herz wirklich noch frei sei. „Denken Sie aber nicht deswegen," sagte sie, „daß es mir an Bewerbern fehlt. Wenn ich schlecht sein wollte — du lieber Gott, ich könnte in Sammet und Seide gehen und Beletage wohnen. Wie Viele haben sich bei mir schon Körbe geholt! Alle Mädchen auf unserer Nähstube haben ihre Verhältnisse. Sie sollten sehen, wie die manchmal ankommen, welchen Staat die machen! Mich lachen sie immer aus und nennen mich die

Tugendprinzessin. — Aber mein Gott, seine Ehre will man sich doch bewahren so lange es eben irgend geht. Quälen muß man sich freilich genug." Sie sagte dies im einfachsten, natürlichsten Ton von der Welt. Fritz forderte sie auf, in einem Restaurant am Moritzplatz noch ein Glas Bier mit ihm zu trinken, sie sträubte sich anfangs und sagte, sie müsse nach Haus, schließlich aber gab sie nach. Der junge Kaufmann folgte den Beiden nicht hinein, sondern ging wie auf Wache vor dem Lokal auf und ab. Ede trat, um Feuer bittend an ihn heran, schaute ihm frech ins Gesicht und blies ihm geflissentlich den Dampf seiner entsetzlichen Cigarre in die Nase. „Ich muß mir meinen Nebenbuhler doch genau ansehen," dachte er bei sich, während jener von dieser Rivalenschaft keine Ahnung hatte. Drinnen, an einem Tische des weiten, riesigen aber wenig freundlichen Lokals, bei elektrischem Licht, hinter seinem vollen Bierglase, fragte Fritz Elsen, weshalb sie die Versammlung besucht habe, ob sie sich für die Bestrebungen des Kulturbundes interessiere. „Mein Himmel, was soll man mit dem Abend anfangen," sagte sie, „immer zu Hause sitzen ist ja langweilig, und so'n bischen Zank und Streit unterhält immer. Und dann — haben die Leute mit ihren Bestrebungen nicht Recht? Wenn jene schlechten Frauenzimmer nicht mehr geduldet werden, dann werden die Männer sich nicht mehr mit ihnen herumtreiben können und lieber suchen, sich eine Häuslichkeit zu gründen." Fritz lachte — von der Seite hatte er

diese Bestrebungen noch nie betrachtet. „Besuchen Sie oft die Versammlungen?“ fragte er, und Else versicherte, daß sie selten eine versäume. „Dann wundert es mich nur, Sie nie bisher gesehen zu haben,“ sagte er, „ein so hübsches Mädchen hätte mir doch auffallen müssen.“ Else hätte kein Weib sein müssen, wenn ihr die Schmeichelei nicht gefallen sollte, so sehr sie auch darüber zu lachen schien. Die Unterhaltung wurde immer angeregter und lebhafter, ein Wort gab das andere, und als Fritz sie endlich nach Hause brachte, erbat er sich zwei Schritte vor der Hausthür die Erlaubniß, sie am nächsten Tage, einem Sonntag, besuchen zu dürfen. Er hatte nun noch allein, ohne Begleitung und Unterhaltung einen weiten Weg bis zu seiner Wohnung zurückzulegen, aber derselbe kam ihm kurz vor. Er dachte an Else und, mit den Lippen hierbei schnalzend, sprach er beim Ersteigen der Treppen vor sich hin: „Die Kleine ist gar nicht übel — da wollen wir doch sehen, was sich thun läßt.“

Am nächsten Tage, um die Vesperstunde, schritt Fritz dem Hause der Wienerstraße zu, in dem Else wohnte. Er hatte seinen Sonntagsanzug angelegt, einen schwarzen Rock, dem man es freilich am Schnitt anmerkte, daß er nicht von einem Hoflieferanten gefertigt sei, und erbsengraue, auf dem Mühlendamm erstandene Beinkleider. Er war auch frisirt und rasirt, und am Morgen hatte er mit Zuhilfenahme eines bedeutenden Quantums grüner Seife auch die schwarzen

Staub- und Rußflecke aus seinem Gesicht entfernt. So machte er eine ganz annehmbare Erscheinung, der wenig von seiner sonstigen Wildheit anklebte. Die Straßen des Südostens, durch die er schritt, hatten auch einen saubererern und freundlichern Charakter als die des Stadtviertels, in dem er wohnte, und dessen Aeußeres mehr mit seiner Wochentagserscheinung übereinstimmte. Endlich stand er vor dem bestimmten Hause. „Wittwe Kleinert, 3. Hof rechts, 4 Treppen," zeigte der riesige stille Portier dieser colossalen, dreihöfigen Miethscaserne an. Fritz stieg hinauf. Else zeigte sich äußerst überrascht, als er eintrat, wiewohl die Heuchlerin ihn gespannt erwartet hatte. Sie war wieder sehr einfach, aber nett und sauber gekleidet, und denselben Eindruck machte die winzige, nur aus Zimmer und Küche bestehende Wohnung. Aber diese einfache, schlichte Sauberkeit, die weißen Kattunvorhänge, der Sand auf den Dielen, die blank gescheuerten Töpfe, die reinen Fensterscheiben, die vom Staub sorgfältig gereinigte Commode und die zwei Menschen, welche so ganz in diese Umgebung paßten, übten eine eigenthümliche, wohlthuende Wirkung auf den jungen Schlosser aus, der nur den Staub und Qualm seiner Werkstatt, der großen Versammlungen und die mehr als zweifelhafte Reinlichkeit und Ordnungsliebe seiner Schlafwirthsleute seit Jahren vor Augen hatte. Er fühlte sich für einen Augenblick nach Hause zurückversetzt, in die Jugendzeit, in das Bauerndorf seiner fernen Heimath, und die alte Frau mit dem

falschen Scheitel und der großblumigen Schürze erschien ihm fast wie seine verstorbene Mutter. Freilich nur für einen Augenblick, denn die Aehnlichkeit war doch gering, und verschwand ganz, als die Alte jetzt in einer etwas an eine Theatermutter erinnernden, gespreizten und herablassenden Weise, dabei in der echtesten Berliner Mundart zu reden begann. Nachdem die erste Befangenheit überwunden war, entwickelte sich bald eine schnelle und eifrige Unterhaltung, die in ganz bedeutendes Feuer kam, als Else jetzt eine große Kanne mit dampfendem, freilich sehr dünnen Kaffee auf den Tisch brachte und emsig und zierlich wie eine kleine Hausfrau das Einschenken versah. Bald war Fritz in die innersten Geheimnisse der Familie Kleinert eingeweiht. Die Mutter fabelte ihm von früheren guten Tagen vor, die sie noch bei Lebzeiten ihres Mannes gesehen, und schien mit Behagen bei diesen Schilderungen zu verweilen, aber Fritz glaubte im Stillen begründete Zweifel an der Richtigkeit ihrer Angaben hegen zu dürfen. Frau Kleinert führte überhaupt das große Wort und sprach fast unaufhörlich: es schien ihr ein lang entbehrtes Herzensbedürfniß, sich wieder einmal vor einem Fremden gründlich ausschwatzen zu dürfen. Die Rede kam auch auf Else. „Na, mit dem Mädchen habe ich meine liebe Noth," versicherte Frau Kleinert, „bei allen Leuten gilt sie für patzig und hochnasig, keinen sieht sie an, mit keinem verkehrt sie, nicht einmal mit den Mädchen, die mit ihr zusammen arbeiten, und frägt

man sie nach der Ursache, so meint sie blos: Ne, Mutter, das ist kein Umgang für mich. Na, Du wirst Dir viele Freunde im Leben machen, Else, verlaß Dich nur drauf, was ich Dir sage. Kein Mensch kann sie leiden. Und die Männer — na, von denen mag sie erst gar nichts wissen, da sagt sie einfach: Mutter, wozu das? von den Männern allen heirath' ich doch keinen? Ich thu's nun mal nicht unter einem Grafen, das hab' ich mir vorgenommen; und da mich wohl keiner nehmen wird, so lassen wir's eben. Nun bitt' ich Sie, Herr Fiedler — so heißen Sie doch, nicht? na ja — ist das nicht gottlos? Und dumm ist das Frauenzimmer — das glauben sie gar nicht. Ein sehr feiner junger Mann interessirt sich für sie — na, ich bitte Sie, ist das eine Sünde? Anstatt ihn nur einmal anzusehen — mein Himmel, es könnte ja Alles in allen Ehren geschehen — läßt sie ihn nur so links liegen. Liegt da Vernunft drin? Was könnten wir da nicht manchmal für Erleichterungen haben, da wir mit unsern paar Groschen unmöglich auskommen können. — Aber reden Sie mit der, — die hat ihren eignen Kopf!" Fritz lobte die Standhaftigkeit Elsens sehr und erfuhr auf weiteres Befragen, daß jener „feine junge Mann", der sich für das Mädchen interessirte, der Cassirer eines bekannten Berliner Bankhauses, Namens Wilibald Hellmann, sei. Seine guten Einkünfte, sein elegantes Auftreten schienen ihm bei der Wittwe einen großen Stein im Brett verschafft zu haben, denn sie sprach viel Rühmliches

von ihm. Bald darauf forderte Fritz das Mädchen zu einem kleinen Spaziergang auf und Else sagte mit Erlaubniß der Mutter zu. „Aber bis zum Abend mußt Du zurück sein."

Als die Beiden Arm in Arm durch die sonntäglichen, menschendurchwogten Straßen schritten, und seine Blicke wohlgefällig auf der zierlichen, proppern Kleinen ruhten und er seine Freude daran hatte, wie Else so kräftig mit ihm Schritt hielt und Mancher der Vorübergehenden ihnen beiden einen Blick nachsandte, da kam ihm für einen Augenblick der Gedanke, ob es nicht reizend sein müßte, wenn er verheirathet und Else seine Frau, wenn er so beständig in ihrer behaglichen Nähe wäre. Aber gleich darauf lachte er bei sich selbst über den Gedanken. „Mich verheirathen, welcher Unsinn," dachte er. „Aber nett ist sie, alles was wahr ist — und ich muß mich beeilen, daß mir der Kerl von der Bank nicht zuvorkommt." Else plauderte munter und gescheidt von tausend Dingen, von den kärglichen Verhältnissen ihres täglichen Lebens, von dem schlechten Charakter ihrer Genossinnen und von einer demnächst bevorstehenden Aufführung in ihrem Theaterverein, bei der sie eine Soubrettenrolle darstellen sollte. Sie sprach von dem Stücke, von den Mitspielern, dem Costüm, welches sie sich zurecht machen wollte und versicherte, Comödie zu spielen sei ihr größtes — beinah ihr einziges Vergnügen auf der Welt.

Der Sonntag ist der Tag des Volkes in Berlin,

nur die untern Stände, aber diese in Masse, sieht man an diesem Tage auf den Straßen, in den öffentlichen Gärten und Lokalen, die besser Gestellten halten sich fast vollständig daheim in ihren Wohnungen. So entsteht in der Stadt und draußen ein freier, völlig ungenirter Verkehr. Wie alle Welt wandelten Else und Fritz im dichtesten Gewühl die Linden auf und nieder, manches Witzwort unter einander oder mit Freunden austauschend, mit denen sie zusammentrafen. Dann ging es hinein in den Thiergarten, dessen Alleen nicht minder von Menschen wimmelten, und den sie nach allen Richtungen durchkreuzten. Es war schon Abend als sie nach Hause zurückkehrten, und in langen, an den fernsten, äußersten Enden scheinbar zusammenlaufenden Feuerstreifen brannten die Straßenlaternen. „Was wird die Mutter sagen,“ meinte Else, aber Fritz entgegnete: „Sagen Sie nur, Sie wären mit Herrn Hellmann zusammen gewesen, dann wird sie beruhigt sein.“ Else lachte herzlich. Die Straßen hatten sich noch mehr mit Menschen gefüllt als am Nachmittag, und überall, auf den Bürgerstegen, den Brücken, unter den Hausthüren bemerkte man zu hunderten liebende Pärchen. Wie oft hatte Fritz das Treiben dieser jungen Leute beobachtet, die mitten im vollen Menschengemenge sich geberdeten, als seien sie ganz allein auf der Welt, denen es so vollständig gleichgiltig war, ob Jemand auf sie achte oder nicht. Wie hatte, so oft er dergleichen gesehen, sein Herz zeitweilig eine Art Haß und Neid erfüllt, wenn er

an seine Vereinsamung dachte. Und heute führte er ein niedliches Mädchen am Arm, die er freilich noch nicht die Seine nannte. In einer Aufwallung des Augenblicks preßte er Elsens Arm enger an sich, drückte er ihre Hand warm und fest, so daß sie leise aufschrie, und gab ihr, gerade im halbhellen Flur ihres Hauses angekommen, einen Kuß. „Aber Herr Fiedler," rief Else und lief rasch über den Hof, „was heißt denn das? Es könnte abfärben, bei euch schwarzen Teufeln muß man vorsichtig sein! Hüten Sie Ihr Feuer gefälligst besser, sonst könnte ich" — und dabei machte sie eine Handbewegung — „Funken sprühen!" —

Seit jenem Frauensversammlungsabend war in der Seele des Herrn Hellmann der Argwohn nicht schlafen gegangen. Er hatte bis dahin immer nur geglaubt, Else setze aus angeborener Mädchenscheu seinen Bewerbungen Widerstand entgegen, obgleich er auch eine solche schwer bei einer Berliner Arbeiterin begriff, die er doch, wie alle Mädchen aus dem Volke, schon von frühester Jugend auf gründlich verdorben und jeder jungfräulichen Scham baar glaubte. Nun aber war ihm klar geworden, daß er einen Nebenbuhler hätte, der größere Aussichten auf Erfolg zu besitzen schien, und daß er sich sehr beeilen müsse, wenn er noch vor jenem zum Ziele kommen wolle. Daß er letzteres erreichen müsse, daran hatte er nie gezweifelt und so ganz ernst nahm er auch die Nebenbuhlerschaft des schmierigen Arbeiters gar nicht, denn was konnte

er dem Mädchen bieten: — feine Kleidung, gutes Leben, Theater und Vergnügungen — und was dagegen jener rohe Geselle! Die Mädchen, wenigstens die Arbeiterinnen waren nach seiner Meinung alle gleichen Charakters, das wußte er ja aus zahllosen Beispielen seiner Freunde und Genossen: für die genannten schönen Dinge gaben sie dem Spender gern ihre Liebe, waren sie doch junge weibliche Wesen, Berlinerinnen, die nach Vergnügungen unwiderstehliches Verlangen trugen und bei ihrem kärglichen Lohn nicht die geringste Möglichkeit fanden, dasselbe zu befriedigen. Alle seine Freunde hatten ihre „Verhältnisse“ — und er selbst, wie viele hatte er nicht schon in seinem Leben gehabt! Dergleichen war doch noch immer das solideste und billigste, für Gesundheit und Kasse vortheilhafter als das Kneipenleben und Herumbummeln; die Mädchen waren nett, liebenswürdig und im Grunde bescheiden, mit Wenigem zufrieden. Er hätte vor seinen Freunden und Genossen ohne ein „Verhältniß“ gar nicht als richtiger Mann dagestanden. Zudem war er ja auch ein recht hübsches und fesches Kerlchen, stets elegant und nach der neuesten Mode gekleidet — warum hätte also Else ihn abfallen lassen sollten? Das Mädchen zierte sich nur ein wenig. Er hätte ja leicht eine Hübschere und minder Spröde finden können, aber er hatte sich nun einmal gerade diese in den Kopf gesetzt — weshalb, wußte er selbst nicht recht. Zudem hatte er seinen Freunden gegenüber schon viel von ihr erzählt und mit seinem „neuesten Verhältniß“ renommirt, sie mußte

also um jeden Preis die Seine werden und zwar, sobald als möglich, da die Gestalt jenes Arbeiters sich drohend zwischen sie beide zu stellen schien und er vor solchen Leuten einen Abscheu hatte. Es war ihm ein neuer Gedanke gekommen, wie er sie wohl leicht gewinnen könnte. Der Buchhalter des Bankgeschäfts, in dem er angestellt war, hatte, wie er wußte, ein Verhältniß mit einer Arbeiterin, die mit Else gemeinsam in einer Nähstube arbeitete und dieser mußte seine Freundin veranlassen, auf Else einzuwirken, daß sie ihren thörichten Widerstand aufgebe. In den Kreisen der Berliner Jugend unterstützt man sich gegenseitig gern bei galanten Abenteuern, und Marie Krösicke übernahm auf des Buchhalters Ersuchen gern die Vermittlerrolle, ihr war Elsens Zurückhaltung schon längst ebensowie den andern ein Dorn im Auge.

In der Arbeitsstube der Frau Böhmert am Halleschen Ufer ging es für gewöhnlich recht lebhaft zu. Etwa fünfzehn bis zwanzig junge Mädchen saßen daselbst von Früh bis Abend mit kurzer Mittagspause in einem mittelgroßen, nicht eben allzu hellen Hinterzimmer. Die Maschinen schnurrten, die Nadeln flogen in den fleißigen Händen hin und her, dazu sang man Lieder, — natürlich von jedem Liede nur den ersten Vers, denn die folgenden wußte niemand — und plauderte. Die meisten der Mädchen waren schmächtige, schmalwangige und engbrüstige Wesen mit blasser Gesichtsfarbe und langen spitzen Fingern, die Opfer ihrer sitzenden Lebensweise; aber auch

einige kräftige, üppige Figuren befanden sich unter ihnen, robuste Naturen, welchen die Gefahren ihres Berufs nichts anhaben konnten. Der Duft, den so viele in einen engen Raum eingepferchte Frauen ausströmten, dazu der Geruch des Maschinenöls, des Petroleums, des Moschus-Parfums, welches verschiedene der „bessergestellten“ Arbeiterinnen mitbrachten, Alles dies gab dem Zimmer seinen eigenartigen Dunstkreis. So lange Frau Böhmert, die kinderlose Gattin eines kleinen Kaufmanns, welche zur Aufbesserung ihrer Einkünfte die Nähstube eingerichtet, sich im Zimmer befand und die Arbeiten ihrer Mädchen prüfend auf- und abschritt, bewegte sich die Unterhaltung, die bei dem Lärm der Maschinen mit lauter Stimme geführt werden mußte, in harmlosen Grenzen, man sprach vom Wetter, vom Essen, von der Arbeit, der häuslichen Wirthschaft, den neuesten Mordthaten. Am liebsten aber erzählte man sich grausige Gespenster- und Wundergeschichten: denn alle diese Geschöpfe glaubten an die Existenz von Geistern und Kobolden mehr als an das Evangelium und hielten selbst die tollsten Spukgeschichten für wahr. Sobald aber Frau Böhmert den Rücken gekehrt hatte, wurden alle diese Gespräche mit einem Mal fallen gelassen, dann erzählten die Mädchen sich nur noch von ihren Liebschaften, ihren Anbetern und Herzensabenteuern. Einige waren ernstlich verliebt, andere hielten sich an das Zweimännersystem, das heißt, sie besaßen zwei Liebhaber, die nichts von einander wußten und von

denen der eine für die materiellen Bedürfnisse, der andere für die des Herzens sorgen mußte, die Dritten, und zwar die hübschesten endlich, waren die nichtsnutzigsten und lehrten die übrigen, wie sie es anfangen müßten, die Liebesbedürfnisse der Männer zu ihren Vortheilen auszubeuten. Es war geradezu entsetzlich, was für Dinge sich diese jungen Mädchen erzählten, von denen nur wenige das zwanzigste Jahr überschritten hatten, wie sie hier einander in ihre allerintimsten Angelegenheiten einweihten. Die alte Erfahrung bestätigte sich hier wieder, daß in der Regel die Frauen unter sich in ihren Unterhaltungen viel brutaler sind, als es die Männer zu sein pflegen, wenn sie ohne Zeugen sind. Und in dieser Umgebung befand sich Else tagaus, tagein. Sie schwieg zumeist, wenn die Rede auf jene Dinge kam, sie konnte ja auch nicht mitreden, denn aus der eignen Erfahrung wußte sie von ihnen gar nichts. Aber ihr Schweigen nahmen die meisten für Duckmäuserei.

„Jott," sagte Minna Nottebohm, deren Schatz ein junger, schneidiger Secondeleutnant war, um den sie, trotz seiner Armuth, die andern beneideten, „was ich blos so das Heucheln bei manchen Mädchen nicht leiden kann. Es ist zu dumm, wenn heutzutage ein Mädchen den andern weiß machen will, sie wäre noch so unschuldig wie am Tage ihrer Geburt, sie wüßte womöglich nicht, daß es zweierlei Geschlechter auf der Welt gebe. Darüber kann man doch wahrhaftig blos lachen." — Allen solchen und ähnlichen

Anzapfungen gegenüber verhielt Else sich grundsätzlich ruhig und that, als verstünde sie dieselben gar nicht. Fort und fort aber, beinahe planmäßig gereizt, konnte sie heut nicht länger an sich halten und bat, sie ein für allemal mit dergleichen zu verschonen. „Ihr mögt mir's nun glauben oder nicht," sagte sie, „daß ich mir meine Ehre bis heut noch gewahrt habe, das ist mir ganz gleich und ich brauche mich darum euch gegenüber nicht zu vertheidigen. Schlimm genug," fuhr sie fort, als sie Minna und einige andere höhnisch lachen sah, „daß es einem Mädchen heutzutage fast schon als Verbrechen oder wenigstens als Dummheit angerechnet wird, wenn sie ehrenhaft zu bleiben sucht." Minna aber begnügte sich damit nicht: ein Wort gab das andere; Alles schrie, keifte und zankte durcheinander, es fielen Worte von unglaublicher Rohheit, es regnete von derben Spottworten über Elsens Tugend, Else suchte sich nach Kräften gegen Alle zu vertheidigen, die Scheeren, Nadeln und Zwirnknäuel in den Händen, auf sie eindrangen, und Niemand merkte in dem Höllenlärm, daß Frau Böhmert inzwischen eingetreten war, durch das Geschrei herbeigelockt. Nur Marie Krösicke rief es den Genossinnen zu, eine große, schlanke Brünette mit blauen Augen, die ruhig und still auf ihrem Platz sitzen geblieben war. Sofort entstand eine Pause der Verlegenheit. Frau Böhmert, die stets auf Ruhe und äußern Anstand hielt, verwies mit scharfen Worten den Mädchen ihr Betragen und zeigte sich empört über das, was sie vernommen.

Nun fiel Minna mit gewandter Zunge von Neuem über Else her und beschuldigte diese, sie gereizt und die ganze lärmende Scene heraufbeschworen zu haben. Die Andern gab ihrer Abneigung gegen Else Ausdruck, indem sie Minna zustimmten, jener instinctiven Abneigung, welche ehrlose Frauen gegen ehrbare immer empfinden. Ehe Else sich noch vertheidigen konnte, nahm Frau Böhmert das Wort: „Fräulein Kleinert," sagte sie, „Sie wissen, daß ich solche den Anstand verletzende Dinge in meinem Hause nicht dulde. Ich warne Sie hiermit, und wenn ich dergleichen von Ihnen noch einmal erfahre, so entlasse ich Sie auf der Stelle." Damit rauschte sie hinaus, und die Andern blickten triumphirend und höhnisch auf Else.

Beim Nachhausegehen schloß sich Marie an Else an. „Du wirst wohl bemerkt haben," sagte sie, „daß ich die einzige war, die in jenen Chor nicht miteingestimmt hat. Trotzdem kann ich Dir nicht verhehlen, daß ich Dein ganzes Wesen sehr eigenthümlich finde. Nimm mir's nicht übel, aber Du bist doch recht thöricht. Dein Leben bei Deiner alten Mutter da unten in der Wienerstraße in Langweile und Entbehrung zu vertröbeln, hat das denn irgend einen Sinn? Was hast Du denn eigentlich von Deinem Leben? Du bist doch jung wie wir, Du hast doch eben so wohl den natürlichen Wunsch Dein Leben zu genießen, Dich zu amüsiren, wie ich. Auf Deine Weise wirst Du nie dazu kommen. Fühlst Du denn nie das Bedürfniß, ein seidnes, modernes Kleid zu

tragen, gut zu Abend zu essen, eine Flasche Wein zu trinken, ins Theater zu gehen? Wie willst Du jemals bei Deinen vierzig Mark monatlich dazu kommen! Du wirst in Elend alt und grau werden — und was hast Du dann von Deiner Tugendhaftigkeit, mit der Du jetzt uns gegenüber so prunkst?" Das war nun freilich nicht wahr, Else dachte nie daran, mit dem zu prunken, was sie für einfache Erfüllung ihrer Mädchenpflicht hielt, allein es überrieselte sie doch seltsam bei Mariens Worten. Hatte Marie denn nicht Recht? Für wen plagte und quälte sie sich denn? Hatte sie denn schon jemals den geringsten Genuß vom Leben gehabt? Nur eine jener Freuden, die ihren Altersgenossinnen allen in so reichem Maße blühten? Und sie sollte wirklich ihr ganzes Leben lang zubringen in der Sorge, dem Kummer, die sie jetzt so schwer darnieder drückten, ohne nur einen einzigen Augenblick des Glücks, der Freude, des Vergnügens gefühlt zu haben? Immer und immer wieder sollte sie nur denselben schalen, bittern, ekeln Trank des Leidens zu jeder Mahlzeit trinken, nicht ein einziges Mal den süßen Kelch des Genusses, des Vergnügens, von dem Alles um sie herum so trunken war? Was kostete es sie denn, ihn zu erlangen? Nur ein klein wenig Nachgiebigkeit, etwas weniger Sprödigkeit! Und vor Allem — wem war sie denn Rechenschaft schuldig? War sie nicht ihre eigne Herrin? Und es sähe es ja Niemand, es erführe es ja kein Mensch! — Elsens Busen bebte, ihre Wangen brannten, ihr Blick

war starr gerade aus ins Leere gerichtet: der Dämon der Genußsucht, der in jedes Menschen Brust wohnt, hatte sich in ihr geregt und kämpfte mit ihrem Gewissen. Sie kannte die Vergnügungen der Welt kaum vom Ansehen, nur vom Hörensagen, und darum malte sie sich dieselben in ihrer Einbildung viel größer und reizender. Hätte sie aus eigner Ansicht gewußt, wie schaal und einförmig sie in Wirklichkeit sind, wie bald man ihrer überdrüssig wird, wie sehr man dann bereut, auch nur das Geringste für sie geopfert zu haben — die Versuchung wäre nie eine so starke gewesen. Jetzt zitterte sie förmlich am ganzen Leibe, die Kniee versagten den Dienst, die Finger schlugen Triller in der Luft und sie mußte sich an die Mauer des Hauses lehnen, vor dem sie gerade stand. „Ich wohne hier," sagte Marie, „komm mit mir hinauf, trink ein Glas Wein bei mir — wir plaudern noch eine Weile zusammen. Komm!"

„Wie — wohnst Du nicht mehr bei Deinen Eltern?" fragte Else, ein Beben in der Stimme.

„I, das wäre noch schöner," sagte Marie, „das duldet Richard nicht . . . ich habe ein reizendes möblirtes Zimmer, ganz ungenirt, Du mußt es Dir ansehen, komm . . ."

„Aber Deine Eltern . . ."

„Bah . . . ich bin doch ein erwachsenes Mädchen. Ueberdies unterstütze ich ja meine Eltern . . ."

Else kannte diese Eltern, sie waren froh, wenn ihnen die entlaufene Tochter ein paar Mark monatlich

zum Vertrinken brachte. „Na, nun komm aber," sagte Marie, „es wird kalt ... komm hinauf ..." Else schaute Marie ins Gesicht, es war ihr, als sähe sie ein leises Hohnlächeln um ihre Lippen spielen. Sie stutzte. Und jetzt fiel ihr Blick auf den hohen Tyrolerhut mit den Vogelbälgen, auf den theuren Herbstmantel mit den thalergroßen Knöpfen, die glänzenden Lackstiefel, die gelben Stulphandschuhe und den seidnen Regenschirm der Begleiterin: wie ein Blitz zuckte die Frage in ihr auf: „Um welchen Preis das Alles!" Sie wußte, daß Marie ihren Geliebten nie geliebt hatte, daß sie nicht aus Neigung die Seine geworden war, ihr fiel ein, in wie wenig liebevollen Ausdrücken sie manchmal von ihm gesprochen hatte — und sie hörte es beinah in ihrem Innern vor Empörung schreien: „Und Du, Du willst auch so eine ... Nein ... nein," und es überwältigte sie eine Ahnung, von der sie nicht wußte, woher sie kam, von einer großen Gefahr, von einem Unglück, das ihr da oben in Mariens Zimmer bevorstände, und vor der Hausmauer, an die sie sich gelehnt hatte, mit einer Art von plötzlichem Grauen zurückweichend, streckte sie wie abwehrend die bloße, in der Luft roth gewordene Hand aus, rief: „Nein, nein, laß mich!" und eilte schnurstracks, ohne sich nur einmal umzublicken, davon, nach Hause. Marie blickte ihr nach. „Dumme Pute," rief sie und stieg in ihre Wohnung empor. „Die Gans hat nicht mit oben kommen wollen," sagte sie achselzuckend, als eine Viertelstunde später ihr Buchhalter und sein

Freund Hellmann bei ihr erschienen. Der letztere kratzte sich hinter den Ohren: „Verdammt,“ sagte er, „Reingefallen! was machen wir nun?“ — „Ach was, lassen Sie das Nilpferd laufen,“ sagte sie, „es giebt ja Mädchen genug in Berlin.“ Und nachdem sie diese freundlichen Trostesworte gesagt, gab sie „ihrem Kleinen“ den Begrüßungskuß.

Fritz besuchte seine Versammlungen weiter, dies war ihm zur zweiten Natur geworden, er hätte auch beim besten Willen nicht gewußt, was er sonst mit seinen Abenden anfangen sollte. Glücklicherweise kommt ein Freund öffentlicher Versammlungen und Debatten in Berlin nur dann in Verlegenheit, wenn, was häufig geschieht, mehrere gleich interessante an einem Abend stattfinden. Heut Communalwahl-, morgen Landtags-, übermorgen Reichstagswahlversammlung bald der freisinnigen, bald der conservativen, bald der Arbeiterpartei, in den verschiedensten Gegenden des großen, weiten Berlin, dann Zusammenkünfte jeder Arbeiterberufsgenossen, bei denen Allen Fritz, als bekannter leidenschaftlicher Anhänger der Grundsätze der Arbeiterpartei willkommener Theilnehmer oder Genosse war, heut bei den Maurern, morgen bei den Klempnern, übermorgen bei den Webern, und so fort, dann Versammlungen der Arbeiterinnen, zumal der Näherinnen, des allgemeinen Kulturbundes, der Impfgegner, der Vegetarianer und unzähliger anderer — -ianer — und nur sieben Abende in der Woche! Und in jeder der Versammlungen, mit geringen Ausnahmen,

dieselbe ungesunde Luft, derselbe Tabaksqualm und Bierduft, dieselbe Hitze, dieselben abgestandenen, mit immer gleichem Pathos hinausgeschleuderten, mit gleichen Beifallsstürmen aufgenommenen, schwülstigen Phrasen — und entweder tödtliche Langeweile oder widerwärtiges persönliches und Parteigezänk, dieselben Tellersammlungen am Eingang des Lokals, die gleiche Polizeibewachung, und Alles dies zusammen gleich abstoßend für den Neuling, gleich unentbehrlich dem, der sich an dies Treiben einmal gewöhnt hat. Daher sah man auch stets einen Stamm bekannter Erscheinungen in diesen Versammlungen, mochten sie stattfinden in welchem Stadtviertel sie wollten. Zumal Fritz und Ede konnte man fast in einer jeden auftauchen sehen.

In den Versammlungen der Schlosser ging es besonders laut und stürmisch zu. Es war ein Geist des Mißvergnügens, der Unzufriedenheit in diese Kreise schon lange hineingetragen, jetzt brach er in Flammen aus. Ein paar gescheidte Köpfe, von denen einige jedoch nie das Schlosserhandwerk betrieben, hatten sich an die Spitze der Bewegung gestellt, in aufreizenden Reden wiesen sie nach, daß die Schlosser bei dem üblichen Lohne unmöglich bestehen könnten, daß sie bei ihrer schweren Arbeit zur Wiederherstellung der verbrauchten Kräfte längerer Schlafens- und Mußezeit und besserer Nahrung bedürften, als ihnen möglich sei sich zu verschaffen, daß die Meister in eine kürzere Arbeitszeit und eine Lohnerhöhung aus freien Stücken

willigen müßten, widrigenfalls man sie dazu zwingen würde. Und die große Masse, welche nie über diese Dinge auch nur eine Sekunde lang nachgedacht, welche von Verbrauch und Wiederherstellung der Kraft kaum etwas wußte, faßte die Begriffe Lohnerhöhung und kürzere Arbeitszeit doch gierig auf und stimmte brüllend ihren Führern zu. „Strike — Arbeitseinstellung“ — flog es von Mund zu Munde. Ede schwelgte in dem Gedanken, einmal vier Wochen lang keine Hand zu rühren, keinen Hammer zu sehen, und auf Kosten der Strikekasse und von den Hilfsbeiträgen der auswärtigen Genossen zu leben. „Aus Amerika, aus England, von überall her wird man uns Geld senden,“ so hieß es allgemein, „wir haben nichts zu verlieren — wir sind unglücklich — wir können nicht länger so bestehen — die Meister haben große Aufträge, haben viel zu thun — sie werden empfindlichen Schaden erleiden — sie müssen uns nachgeben,“ — so gährte und wühlte es in der Masse, und die Schwachen und Widerstrebenden wurden durch Ede und Andere bearbeitet und durch Vorstellungen und Drohungen gefügig gemacht. Fritz stand der Sache im Anfang ziemlich theilnahmslos gegenüber, allein bald ergriff auch ihn das Strikefieber, diese ansteckende Geisteskrankheit, und er schrie und agitirte mit den Anderen.

In die Frauenversammlungen, bei denen ja in der Regel mehr als die Hälfte der Theilnehmenden Männer waren, begleitete Fritz gewöhnlich Else, oder

sie trafen sich dort und er brachte sie nach Hause. Waren sie zusammen, so hörten beide wenig von den Vorträgen, sondern unterhielten sich in irgend einer Ecke mit leise flüsternden Stimmen über Dinge aus dem engen Kreise ihrer Interessen, scherzten und lachten: und nicht selten mußten sie ein verweisendes Wort irgend eines Nachbars vernehmen, den ihr Geplauder und Gekicher hinderte den Vorträgen zu folgen. Ja, ja, Fritz war früher auch so gewesen, er hätte es sich nie verziehen, wenn er ein Wort überhört hätte, das da oben gesprochen wurde. Jetzt war er nur noch so, sobald er sich allein in einer Versammlung befand; war er mit Else zusammen, so hatte er kaum Sinn für die besten und an Schlagworten reichsten Reden. Er bedauerte manchmal wirklich, sie nicht in seine Versammlungen mitnehmen zu können. Die Kleine war in der That reizend, sie plauderte allerliebst. An den Sonntag-Nachmittagen holte er sie in der Regel ab und beide durchstreiften dann in ihrem kümmerlichen Sonntagsstaat die Stadt, bald in den Zelten Bier trinkend und Staub schluckend, bald in der Hasenhaide vor den Würfelbuden um Pfefferkuchenmänner spielend, Riesendamen bewundernd, die russische Schaukel besteigend, bald draußen in Weißensee beim Sternecker dem Feuerwerk zuschauend, und immer heiter und vergnügt, über Alles, was ihnen begegnete, gute und schlechte Witze machend, und, um den Freuden des Sonntags die Krone aufzusetzen, ein Tänzchen unternehmend. Dann gingen

oder fuhren sie heim, sie an seinem Arm schon müde und im Halbschlaf, er bemüht sie munter zu erhalten; unter der Hausthür bekam er seinen Gutenachtkuß, im Dunkel des Hausflurs folgten wohl noch ein paar, verbunden mit feurigen Umarmungen, in denen sie fast erdrückt zu werden glaubte, und dann schieden sie. Und jedesmal murmelte Fritz, wenn er wieder draußen vor der geschlossenen Hausthür stand, etwas vor sich hin, schlug sich vor den Kopf, sprach dann bei sich: „Na, aber das nächste Mal —“ und das nächste Mal war doch nur die Wiederholung des vorigen. Oftmals glaubte Fritz seinen Genossen Ede in ihrer Nähe zu sehen, aber wenn er sich genauer nach ihm umblickte, war er regelmäßig verschwunden. Ede lachte über diesen dummen Tölpel Fritz, der „so lange der Schürze nachlief und um sie herumscharwenzelte“, er wollte es geschickter anfangen, und paßte die Gelegenheit ab, mit einem geschickten Streiche sein Ziel zu erreichen.

An ihren freien Wochenabenden war Else damit beschäftigt, ihr Costüm für die Dilettantenvorstellung herzurichten, in der sie mitwirken sollte, und ihre Rollen zu lernen. Fritz, der sie öfters besuchte, mußte sie dann immer abhören. Die Prosa des Dialogs lernte sie ziemlich schwer, leicht dagegen die Texte der Gesänge, die sie sowohl einzeln, als auch im Ensemble vorzutragen hatte. Es war das Lenchen in Angelys „Fest der Handwerker“ und das Lieschen in der „Kunst geliebt zu werden“, die ihr übertragen

waren. Ursprünglich hatte die erstere Rolle ein anderes Mädchen spielen sollen, allein dieselbe war aus Besorgniß im letzten Augenblick krank geworden und Else hatte die Rolle mit übernehmen müssen. Wenn er so vor ihr saß, das Rollenheft in der Hand, eifrig nachlesend und die Stichworte zurufend — er hatte das anfangs gar nicht begreifen können und von Else erst Unterweisung erhalten müssen — da kam ihm mehrmals derselbe Gedanke, den er früher noch nie gehabt hatte: wenn du es doch auch einmal so weit brächtest, etwas derartiges schreiben oder darstellen zu können! Du kannst doch eigentlich blutwenig, nichts als dein bischen Schlosserei, gar nichts außer dieser!

Frau Kleinert fand an den häufigen Besuchen des jungen Mannes nichts auszusetzen, sie war überhaupt die Frau nicht, die ihre Tochter beherrschte, nur manchmal machte sie Elsen Vorwürfe, daß sie sich mit einem schmierigen Schlossergesellen abgebe und von feinen Leuten, die sich für sie interessirten, nichts wissen wollte. Aber ein kurzes: „Schweig, Mutter, davon mag ich nichts hören. Ich weiß selbst, was ich zu thun und zu lassen habe, ich bin erwachsen genug,“ brachte sie zum Schweigen, da sie doch immer das Bewußtsein ihrer materiellen Abhängigkeit von der Tochter hatte.

Der Abend der Liebhabervorstellung war endlich herangekommen — ein trüber, kühler, unangenehmer Herbstabend, das gute Theaterwetter. In

einem Lokale der Großen Frankfurterstraße, draußen an der Grenze der Königsstadt, sollte die Vorstellung stattfinden. Von halb acht Uhr ab füllte sich der Saal ununterbrochen mit Leuten, welche die unverfälschte Physiognomie des Berliner Kleinbürger- und Arbeiterthums zeigten, bald nach acht Uhr war der ziemlich große Saal schwarz von Menschen. Liebhabertheater mit dem sich anschließenden Kränzchen: das ist für diese Klassen ein nie verfehlendes Lockmittel. Sie könnten mit nicht wesentlich höheren Kosten sich einen wirklichen und werthvollen Kunstgenuß verschaffen, statt dieses zweifelhaften Vergnügens, allein gerade dies ist ihre höchste Lust, und der Berliner Schustermeister Piefke, vor die Wahl gestellt, an demselben Abend Kahle oder seinen Freund und Vereinsbruder Lehmann als Franz Moor zu bewundern, wird sich unbedingt für den letzteren entscheiden.

Else war seit Jahren nicht so aufgeregt und zaghaft gewesen wie an diesem Abend. Beim Ankleiden in der Garderobe wiederholte sie leise murmelnd unaufhörlich die Worte ihrer Rolle, sich immer mit einem „Ach Gott, wenn ich nur nicht stecken bleibe“, unterbrechend. Ihre Partner, mit denen sie zu spielen hatte, waren gänzlich ungeübte Dilettanten, welche sich auf den Proben recht ungeschickt gezeigt hatten, und sie fürchtete sehr, dieselben könnten sie vor dem Publikum durch Steckenbleiben in Verlegenheit bringen. Sie war auch mit sich selbst unzufrieden, eine leichte Erkältung ließ, so meinte sie, ihre Stimme heiser

klingen, fortwährend trat sie vor den Spiegel, bald kam sie sich zu roth, bald zu blaß geschminkt vor, bald zu fest geschnürt, bald warf das Kleid ungeschickte Falten. In der Garderobe herrschte ein fortwährender Luftzug, es fröstelte sie und schüttelte ihren Leib wie im Fieber. „Ach, wenn's nur erst vorüber wäre," murmelte sie. Die Menschen, mit denen sie zusammenspielte, kannte sie wenig, Niemand war bei ihr, der ihr ein wenig Muth zugesprochen hätte, die Mutter sowohl als Fritz saßen vorn im Saale. Um die Angst und den Frost los zu werden, ließ sie sich zwei Gläser Grog hinter die Bühne bringen, und das heiße geistige Getränk vermehrte natürlich ihre Aufregung. Eine erstickende Glut peinigte sie plötzlich, laut und heftig hämmerte es in ihren Schläfen, sie verlor fast die Herrschaft über ihre Sinne und wandelte wie im Traume dahin. Da ging der Vorhang auf. Wie sie hinaus auf die Bühne kam, wußte sie nicht. Um sich sah sie glänzende Lichter, vor sich eine große, dunkle, leicht hin- und herwogende Masse, wie die Fläche eines Sees, und sie glaubte Beifallsklatschen zu hören. Während sie sich verbeugte, glitt ihr Auge über die schwarze Masse im dunkeln Raum vor ihr dahin, sie suchte nach einem Stützpunkt, einem bekannten Gesicht, es wäre ihr ein Trost, eine Beruhigung gewesen ein solches zu finden. Umsonst, sie sah weder Fritz noch die Mutter. Noch einmal ließ sie die Augen im Saale umherschweifen, da blinkten ihr fast dämonisch, dicht vor ihr, unmittelbar

hinter den Lichtern der Rampe und den Instrumenten des Orchesters die Augen Hellmanns entgegen. Sie erschrak — wie kam dieser Mensch hierher, woher wußte er, daß sie hier spielen würde? Dieser Anbeter brachte ihr Unglück. Sie konnte den Gedanken, die Furcht nicht los werden, sie kam sich noch verlassener vor und spielte zaghaft und zerstreut, vergaß einmal ihren Mitspielenden das rechte Stichwort zu bringen und verursachte so eine kurze aber peinliche Verwirrung. Das regte sie noch mehr auf, und die Vorwürfe, die es nach dem Fallen des Vorhanges seitens der Andern gab, brachten sie fast zu einem krampfhaften Schluchzen. Niemand erschien bei ihr, als sie sich zur zweiten Rolle vorbereitete, um ihr zu sagen, ob sie gut oder schlecht gespielt habe — sie kam sich so elend, so verlassen vor, sie mußte mit Gewalt die Thränen zurückdrängen. Mit einer Art Selbstüberwindung führte sie auch das zweite Stück zu Ende. Dann kleidete sie sich schnell um und wollte sich, während man sich drin zum letzten Einakter rüstete, in dem sie nicht mitwirkte, nach vorn in dem Saal zu den Ihren begeben. Das war also das Vergnügen, auf welches sie sich Wochenlang im Voraus gefreut hatte, dachte sie bei sich, während sie die enge Treppe hinabstieg und den Hof durchschritt! O wie war das früher anders gewesen. Es war aber auch unverantwortlich, wie sich ihre Leute verhalten hatten! Fritz hätte doch wenigstens einmal hinter der Bühne erscheinen können! — Jetzt mußte sie durch einen langen, dunklen Corridor,

der in den Hausflur mündete. Es war kalt hier, ein eisiger Luftzug durchstrich den engen, gewölbten Gang. Da fühlte sie, wie ein Arm sich um ihre Taille legte und sie an einen männlichen Körper preßte. „Fritz!“ rief sie. — „St! Ich bin es,“ antwortete flüsternd eine Stimme. — „Ich, wer ist ich?“ fragte Else erschrocken. „Ich bin's,“ wiederholte die Stimme leise, „rühren Sie sich nicht. Einen Kuß, nur einen —“ und eine Hand glitt über ihr Haar, ihre Wangen. „Lassen Sie mich los, wer sind Sie? Lassen Sie mich“, rief Else. „Nein, nein,“ entgegnete die Stimme, „nicht bis ich . . . bis Du . . . Else, bist Du denn wirklich so spröde?“ — „Hellmann!“ rief das Mädchen entsetzt. — „Ja, ich bin's,“ entgegnete dieser, „und ich will . . . die Gelegenheit ist gut . . . Else, was fällt Ihnen ein, daß Sie sich mit jenem widerwärtigen, schmutzigen Gesellen abgeben — seien Sie doch endlich vernünftig — bedenken Sie, was ich Ihnen biete —“ — „Lassen Sie mich los, oder ich schrei' um Hilfe,“ rief Else. — „So hübsch wie der Schlosser bin ich doch wohl auch noch,“ fuhr Hellmann fort, „warum behandeln Sie mich also so grausam? Warum wollen Sie nichts von mir wissen? Mißfalle ich Ihnen? Sagen Sie mir doch warum? Was kann denn der ungebildete Mensch vor mir voraus haben, der auf zehn Schritte nach der Werkstatt riecht und noch dazu bettelarm ist?“

— „Lassen Sie mich endlich,“ rief Else, „gehen Sie aus dem Wege oder —“ „Alle Teufel, nein,“

entgegnete Hellmann wüthend, „ich will doch sehen, — nicht eher als bis Du . . .“ er preßte sie fester an sich, so daß ihr fast der Athem verging. „Fritz! Fritz!“ rief sie. „Hier kannst Du lange rufen,“ erwiderte Hellmann boshaft „Siehst Du nicht ein, daß Alles, was ich verlange, nur zu Deinem Besten ist? Höre doch! — Laß mich doch ausreden, ich will —“ Aber Else ließ ihn nicht zu Ende reden, die Angst und der Zorn verliehen ihr für einen Augenblick eine ungeahnte Kraft, mit gewaltiger Anstrengung machte sie sich frei, stieß ihn zur Seite und floh dann in schnellem Schritt weiter, durch den engen Corridor und den Hausflur. Sie trat nicht in den Saal ein, denn jedes Vergnügen war ihr für diesen Abend zerstört, sie hätte es nicht ertragen in einem Saale mit diesem Menschen zusammen zu sein, sie wollte nur fort, nach Hause, in Sicherheit. Sie stürzte auf die Straße, ein leichtes Fichu um den Kopf, und eilte, ohne an die Mutter, an Fritz zu denken, gaßauf, gaßab, ihrer Wohnung zu. Die ihren mochten nachkommen, wenn sie ihre Abwesenheit bemerkten. Ein dicker, schwer durchdringlicher Nebel hatte sich in den Straßen niedergelassen, aus dem nur hier und da die Gasflammen der Laternen aufblitzten, der Bürgersteig war naß und schmutzig, und sie hatte nur dünne Tanzschuhe an. Sie achtete nicht darauf, auch nicht, daß der Nebel immer dicker und schwerer wurde und sich in einen leisen aber die Kleider bis auf die Haut durchdringenden Sprühregen

verwandelte, sie sah nicht nach rechts, nicht nach links, sondern eilte nur immer vorwärts. Sie bemerkte auch nicht, daß ihr schon, seit sie das Haus verlassen, eine wild aussehende Gestalt in einem abgeschabten Anzuge auf den Füßen folgte, sie hatte für nichts um sich Sinn. Bald pochte ihr Herz so laut und ungestüm, und ihre Seiten schmerzten so stark, daß sie ihren Schritt verlangsamen mußte. Aber sie ging immerzu, ohne einen Augenblick stille zu stehen. Es war ein Wunder, daß sie bei diesem undurchdringlichen Novembernebel nicht vom Wege abkam. Die Feuchtigkeit legte sich auf ihre Brust, sie schwitzte, ihre dünnen Schuhe hatten schon Wasser geschöpft. Jetzt stand sie an der Spree. Immer schwerer und dicker stiegen die Nebel aus dem Flusse auf. Erst als sie an das eiserne Geländer stieß, merkte sie erschrocken, wo sie sich befand, denn man konnte auf eine Spanne weit nichts erkennen. Ihr Herz pochte so stark, ihr Kopf brannte so heftig, daß sie einen Augenblick erschöpft inne halten und sich gegen das Geländer lehnen mußte. Da erschallte neben ihr eine rauhe Stimme: „Was machen Sie denn hier?“, und eine derbe Hand legte sich schwer auf ihre Schulter, so daß sie fast zusammenknickte. Es war Ede, der vor ihr stand. Auch er hatte jener Theatervorstellung beigewohnt, natürlich „per naß,“ das heißt sich eingeschmuggelt ohne Eintrittsgeld zu bezahlen und hatte Else wie Hellmann nicht aus dem Gesicht verloren. Er war dem letzteren nachgeschlichen und hatte die Scene mit

Else belauscht. Als er das Mädchen fortstürzen sah, war er, schnell die Lage begreifend und einen Plan fassend, ihr bis hierher auf dem Fuße gefolgt.

„Was machen Sie da?“ wiederholte er mit rauher Stimme. „Ich ruhe einen Augenblick aus, wie Sie sehen,“ antwortete Else. „So, dazu ist hier weder die Zeit noch der Ort,“ entgegnete Ede, „wer sind Sie?“ — Aber ein Berliner Mädchen ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. „Wer sind denn Sie?“ fragte sie ihn zurück, „welches Recht haben Sie, mich zur Rede zu stellen?“ — „Großartig!“ lachte Ede. „Ich bin Beamter der Sittenpolizei —. Nun werden Sie wohl wissen, welches Recht ich habe.“ Jetzt fühlte Else etwas von jener mit Angst gepaarten Unterwürfigkeit, die jeder Preuße empfindet, wenn ihm ein Beamter entgegentritt: der eigenartige Ausdruck der unserm Volk so tief innewohnenden Achtung vor dem Gesetz und seinen Vertretern. Sie erklärte bescheiden in kurzen Worten, wie sie hierher käme, was sie suche, wer sie sei und wo sie wohne. „Das kann Jeder sagen,“ entgegnete Ede barsch, „legitimiren Sie sich.“ Else gerieth in Verlegenheit und bat ihr auf ihr ehrliches Gesicht zu glauben. Ede lachte. „Wenn Sie sich nicht ausweisen können, muß ich Sie wegen Vagabondirens auf öffentlichen Plätzen verhaften, folgen Sie mir — zuerst auf die Wache, dann nach dem Molkenmarkt.“ Nun begann Else vor Furcht zu zittern, betheuerte ihre Unschuld und bat als anständiges Mädchen sie frei zu lassen.

Ede aber entgegnete: „Das darf ich nicht, ich muß nach meiner Instruction handeln — folgen Sie mir!" Else schluchzte, betheuerte von Neuem ihre Rechtschaffenheit und bat flehentlich, mit Thränen im Auge, sie doch nicht in solche Schande zu bringen. Sie war in furchtbarster Aufregung. „Das kennt man," rief Ede, „so machen sie's Alle. Geht's euch an den Kragen, so seid ihr die reinen Tugenden, und hinterher lacht ihr uns aus." Und trotzdem Else fortwährend bei Gott und allen Heiligen unter Schluchzen schwor, sie sei nicht so Eine, wie er denke, sie sei ein ehrbares Mädchen, das sich nie auf der Straße herumtreibe, packte er sie doch am Arme und schrie: „Nun fort!" Flehende Blicke sandte sie nach rechts und links, aber durch den dicken Nebel war nichts zu erkennen, sie sah Niemanden vorübergehen, und wenn sie gar um Hilfe gerufen hätte, es würde ihr nichts geholfen haben. „Nein," schrie sie plötzlich in einer Art wahnsinniger Aufregung, „ehe ich mich in den grünen Wagen stecken lasse, — lieber sterben! Die Schande überlebe ich doch nicht." Und sie beugte sich über das Geländer des Flusses, der vernehmlich zu ihren Füßen rauschte. „Lassen Sie doch die Komödien," rief Ede, „dergleichen kennen wir!" und zog sie am Arm zurück. Else fuhr fort wie rasend zu schluchzen. Als ob er doch noch ein menschliches Rühren fühle, sagte jetzt Ede in biederm Ton: „Na gut, vielleicht sind Sie doch ein anständiges Mädchen — obwohl ich's nicht glaube, denn ich bin schon zu

oft hineingelegt worden. Aber wenn Sie mir's beweisen können, mag's gut sein. Ich werde Sie nach Hause begleiten; wenn Sie mir beweisen, daß Sie wohnen wie angegeben, will ich Sie frei lassen. Kommen Sie!" Else dachte in diesem Augenblick nicht an das Verfängliche dieses Vorschlags, sie war so erregt, daß sie nur den Rettungsweg und die Verhaftung sah. Sie ging voran. Schweigend durchschritten beide die Straßen, endlich standen sie vor Elsens Haus. Am Pfosten der Hausthür stand eine dunkle Gestalt, die sie aber nicht beachteten. Else zog den Schlüssel. „Sie werden sich überzeugen, daß ich wirklich hier wohne, Herr Schutzmann, und daß ich ein ehrbares Mädchen bin." — „Wir wollen sehen," entgegnete Ede. Da sprang plötzlich die dunkle Gestalt herzu, faßte Ede am Rockkragen und rief mit lauter, wohlbekannter Stimme: „Was Teufel, Ede, seit wann bist Du denn bei der Sittenpolizei? Else, wo kommst Du mit dem Menschen her?" Ede und Else erschraken, aber in verschiedener Art, als ihnen Fritz so unvermuthet entgegentrat. Mit wenig Worten war die Sachlage aufgeklärt. Ede wollte frech werden und den Beleidigten spielen, aber Fritz entgegnete ihm mit der größten Ruhe, er wollte ihn diesmal laufen lassen, wenn er ihm aber noch einmal hinter einen solchen Streich käme oder wenn er sich einfallen ließe, in Zukunft Else nur auf drei Schritte nahe zu kommen, so würde er ihn unbedingt einige Backzähne schlucken lassen, so daß er sich auf ein halbes Jahr Quartier in

der Charité bestellen könnte. Mit einigen unterdrückten Flüchen entfernte sich Ede. Eine heftige Auseinandersetzung erfolgte zwischen Else und Fritz. Er warf ihr vor, daß sie sich ohne ein Wort zu sagen, von der Mutter und ihm entfernt hatte. „Siehst Du, wie leicht man in Gefahr kommen kann, wenn man so unvorsichtig ist wie Du? Denn warst Du erst mit diesem Menschen oben, so war's unrettbar um Dich geschehen." Die Mutter und Fritz hatten Elsens Abwesenheit bemerkt, und da sie nirgends aufzufinden gewesen, hatte sich der Mutter eine große Angst bemächtigt. Um sie und sich selbst zu beruhigen, hatte Fritz sich sofort in eine Nachtdroschke gestürzt und war nach der Wohnung gefahren. Jetzt stand er schon eine Weile vor der Thür, ohne trotz eifrigen Pochens in das Haus gelangen zu können. „Wenn Du nun nicht überzeugt bist, daß ich Dich liebe," sagte Fritz, „nachdem ich mir um Deinetwillen eine Nachtdroschke geleistet habe, so wirst Du es wohl nie begreifen." Mit Thränen fiel Else ihm um den Hals und bat um Verzeihung für ihre Unvorsichtigkeit. Er hielt ihr erst eine ziemlich lange Strafpredigt, dann aber sagte er: „So, nun komm zurück!" — „Wohin?" — „In das Theaterlokal." — „Nein! Nimmermehr! Ich bin zugleich aufgeregt und abgespannt ... laß mich hinauf ... meine Füße tragen mich kaum länger mehr ... ich muß zu Bett ...!"

„Erstens ist Deine Mutter noch in dem Lokal,"

entgegnete Fritz, „und ängstigt sich um Deinetwillen, und zweitens hast Du mir eine Polka und einen Walzer für heut Abend versprochen, und die müssen wir beide abtanzen.“ Und was Else auch immer einwenden mochte, wie sehr sie um Schonung bat und versprach, ihm die Tänze ein ander Mal gewähren zu wollen — sie mußte mit ihm zurück und am Tanz theilnehmen. „Donnerwetter, ich will mir den Weg und die Mühe doch nicht umsonst gemacht haben,“ entgegnete er.

Als am nächstfolgenden Tage Else in die Nähstube trat, wurde sie mit einem leisen Gekicher seitens aller Anwesenden empfangen. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen und wisperten einander Mancherlei zu, verstohlen auf Else blickend, allein diese achtete nicht darauf. Kaum hatte die Arbeit aber ihren Anfang genommen, als Marie Kröside auch schon Minna zurief: „Sag' mal, Minna, bist Du schon 'mal im grünen Wagen gefahren?“ Und als diese es mit Entrüstung von sich wies, weil dergleichen nur gewöhnlichen Frauenzimmern begegne, fuhr Marie fort: „Es muß sich wirklich dort sehr nett sitzen! Sehr weich und warm soll's da sein. Und am Molkenmarkt erst! Ich hab mir's wenigstens erzählen lassen. Aber vielleicht kann Jemand hier von uns genauere Auskunft darüber geben!“ „Ja, ja,“ fiel Minna ein, „das sind die Leute, die immer die Moral im Munde führen und die Tugend auf dem Kü spazieren tragen — aber was unter der Amballasche

steckt, das ahnt die Welt nicht. Die Sorte kennen wir! Nachts an der Spree angeln gehen — na, mir könnte Einer Gott weiß was bieten! Aber hinterher kommt's doch immer raus, daß im Schwein Trichinen sind!" — Durch diese und noch spitzere Reden gereizt, die schließlich unverblümt auf ihre Person deuteten, verlangte Else endlich energisch Erklärung. Da kam's heraus, daß die ganze Nähstube wußte, Else sei vorgestern Nacht aufgegriffen, in Haft gebracht und erst auf Verwendung ihres Zuhälters freigelassen worden. Else fand kaum Worte, um ihrer Empörung über die gemeine Entstellung des Vorgangs Ausdruck zu geben, sie wußte sogleich, daß dies die Rache Edes war, der bei einigen ihrer Colleginnen vielleicht die Rolle spielte, welche Fritz angeblich bei ihr übernommen hatte. Ihre Worte fanden kein Gehör, alle Arbeitsgenossinnen, die sie durch ihre Zurückhaltung beleidigt hatte, fielen über sie her, überschrieen sie, warfen ihr die gröbsten Schmähungen ins Gesicht, und einige eilten schließlich hinein zu Frau Böhmert und erklärten, daß sie mit „So Einer, die im grünen Wagen gesessen", nicht länger zusammen arbeiten wollten. Man ließ ihr keine Zeit sich zu vertheidigen, unter dem Hohn- und Jubelgeschrei der Andern befahl ihr Frau Böhmert sofort die Nähstube zu verlassen. Mit stolz zurückgeworfenem Haupte, ohne eine weitere Entgegnung zu versuchen und dem schofeln Gesindel nur einen Blick der Verachtung zuwerfend, ging sie von dannen, die Lippen zusammen-

pressend, aus denen alles Blut gewichen war. Sie dachte, draußen angelangt, auch schon gar nicht mehr an die erlittene Beleidigung, das Pack war ihr viel zu schlecht, um sich um seinetwillen zu ärgern, sie hatte nur einen einzigen Gedanken: „Woher jetzt sofort Arbeit bekommen? Der Winter steht vor der Thür!“

Es war desselbigen Tags gegen vier Uhr Nachmittags als Fritz die steile Treppe zur Kleinert'schen Wohnung emporstieg. Die Arbeitsunlust, die seine Collegen schon seit längerer Zeit zeigten, hatte auch ihn angesteckt, und unter dem Vorwande eines Unwohlseins hatte er heut früh Feierabend gemacht. Schon auf den letzten Stufen hörte er drinnen hinter der Thür laute Stimmen. Neugierig gemacht, kam er leise heran und lauschte. Durch das Schlüsselloch war nichts zu bemerken, denn der Schlüssel steckte darin. Er unterschied die Stimmen Elsens und der Mutter und noch zwei andere, männliche. Was mußte er hören! Der eine der fremden Herren machte Else Complimente wegen ihres reizenden, muntern Spiels und ihrer frischen, reinen Stimme in der vorgestrigen Vorstellung und erklärte, sie beginge eine Sünde an sich selbst, wenn sie so viel Begabung unausgebildet und unverwerthet ließe. Er stellte seinen Begleiter als seinen Freund, Herrn Beermann, Regisseur des Ostendtheaters, vor, und dieser Herr, der ebenfalls der Vorstellung beigewohnt haben wollte, stimmte begeistert in jenes Loblied ein. Dann richtete wieder

der erstere Herr an Else das Wort und bat sie, endlich doch zu erkennen, wer es in Wirklichkeit gut mit ihr meine. Er wolle sie auf seine Kosten ausbilden lassen, sie möge ihm erlauben, für sie zu sorgen, er meine es ehrlich mit ihr, sie solle davon überzeugt sein und ihn nicht wieder zurückstoßen, denn dies würde ihr noch einmal leid thun, da ihr Niemand so viel Garantieen für die Zukunft bieten könne wie er. „Nun bin ich neugierig, was sie entgegnen wird," dachte Fritz, „hoffentlich wirft sie ihn die Treppe hinunter." In der That dankte ihm auch Else für sein freundliches Anerbieten, und bat ihn, sich endlich nicht mehr unnütz zu incommodiren. Aber da begann der Herr von Neuem, ihr glänzende Zukunftsbilder vor die Augen zu zaubern, goldne Berge und die schönsten Toiletten zu versprechen und Beermann secundirte ihm, sprach von den Reizen der Theaterlaufbahn, ihrem großen Talente und der Unabhängigkeit des Künstlerlebens, auch die Mutter bat sie, an die Zukunft zu denken, ihre thörichte Ziererei aufzugeben und Vertrauen zu Menschen zu fassen, die es gut mit ihr meinten, denn mit dem Schlosser werde es ja doch in Ewigkeit nichts. Fritz, athemlos lauschend, glaubte draußen in seinem Winkel beinah Else, die nicht antwortete, vor sich stehen zu sehen, wie wahre Neigung und weibliche Eitelkeit in ihr kämpften, wie sie selbst in rosigem Lichte sich eine versprochene Zukunft ausmalte, die so sehr ihren persönlichen Neigungen entsprach, wie der Zweifel der

Mutter sich auch in ihr Herz zu schleichen begann, wie sie selbst zu glauben anfing, daß aus der stellungslosen Näherin und dem armen Schlossergesellen nie ein Paar werden könne und ihre schönsten Jahre ungenossen vorüberfliehen und eine Enttäuschung zurücklassen würden. Er hörte die Drei von Neuem in sie hineinreden und glaubte aus ihrem ausdauernden Schweigen schließen zu dürfen, daß jene Vorschläge ihr nicht unwillkommen seien, daß nur noch eine mädchenhafte Ziererei, der letzte Rest der Neigung zu ihm, sie zurückhielte, und kaum wissend, was er that, nur in dem Bewußtsein, er müsse ein großes Unglück verhüten, drückte er auf die Klinke, und trat ins Zimmer, während die Frauen vor Ueberraschung aufschrien. Ein Blick lehrte ihn die ganze Lage verstehen. Hellmann war es, der mitten im Zimmer vor Else stand, und sie durchaus zur Künstlerin machen wollte. Und Else, die so gering als möglich von diesem Menschen dachte, die ihm in der Unterhaltung mit ihm und vor der Mutter immer die verächtlichsten Beinamen gegeben, hatte sich doch verleiten lassen, ihn anzuhören, und wäre seinen Lockungen vielleicht doch noch zum Opfer gefallen, wenn Fritz nicht zur rechten Zeit dazwischen kam. Denn ihm war sofort klar, daß die ganze Ausbildungsgeschichte nur eine List war, daß Hellmann nicht an ihre Künstlerzukunft dachte, sondern an seine eignen unlautern Absichten. Freilich hatte er nicht viel bessere Absichten gehabt, als er sie kennen lernte, aber seitdem, das

fühlte er in diesem Augenblick, hatte er sie wirklich lieb gewonnen und wäre unglücklich gewesen, von ihr lassen zu müssen.

Else stürzte auf ihn zu und ergriff seine Hand: „Gieb Du mir einen Rath, Fritz," rief sie, „ich weiß, Du meinst es gut mit mir." Und nun begann Fritz in Aller Gegenwart Hellmann seine unehrlichen Pläne mit ungeschliffenen aber ehrlichen Worten ins Antlitz zu werfen und ihn vor den Anwesenden so bloßzustellen, daß dieser kein Wort der Erwiderung fand. Er stellte ihn als einen ehrlosen Mädchenjäger hin, einen Menschen ohne Scham, der zu einer Thür hinausgeworfen, zur andern wieder herbeischleiche, er führte Else die Gefahr mit nackten, deutlichen Worten vor Augen, in die jener sie bringen wollte, und höhnte die Mutter, die um äußern Tandes, um ihres eignen Wohllebens willen ihr Kind selbst der Schande in den Weg treiben wolle. „Aber mit welchem Rechte reden Sie denn überhaupt hier?" fragte Hellmann, „Sie sprechen ja, als ob Ihnen diese Wohnung gehörte," und Frau Kleinert fuhr ihn an: „Wie können Sie sich anmaßen, sich zwischen mich und meine Tochter mengen zu wollen?" — „Mit welchem Rechte?" entgegnete Fritz. „Nun, ich bin der Bräutigam dieses Mädchens!" Und damit trat er auf Else zu und umarmte und küßte sie vor Allen. „Komm, was sollen wir uns mit diesem rohen Burschen in Streit einlassen," sagte Hellmann zu seinem Freunde Beermann, und beide verschwanden auf Nimmerwiedersehen.

„Verzeih' mir," sagte Else, ihre Hand schmeichelnd an sein Kinn legend, als die beiden draußen waren, „beinahe hätte ich gefehlt — aber nicht wahr, ich hab's nicht gethan? Nicht wahr, Du bleibst mir gut?" — Mit der Mutter gab es noch eine kleine Auseinandersetzung, denn sie wollte von der ausgesprochenen Verlobung nichts weiter wissen, allein es wurde ihr bald in ziemlich unverblümter Weise begreiflich gemacht, daß sie überhaupt nichts zu sagen hätte und am allerwenigsten in einer solchen Angelegenheit. So gab sie sich denn bald murrend zufrieden, und bei einer Weißen und mehreren Kümmeln wurde das Verlobungsfest gefeiert, in so heiterer Stimmung, als ob eine Schaar von Gästen sich bei Austern und Sekt unterhielte. Fritz gab tausend Scherze und Schnurren zum Besten, und dazwischen sprach man von der Verheirathung und der zukünftigen Einrichtung. —

In einer großen Versammlung auf Tivoli, die von vielen tausend Schlossern besucht war, war nach mehrstündigen, stürmischen Debatten, die wiederholt das Einschreiten der Polizei herbeizuführen drohten, eine allgemeine Arbeitseinstellung beschlossen worden. Alle Werkstätten sollten feiern, die Herde erkalten, die Feilen verrosten, kein Schloß sollte mehr reparirt, keine Maschine mehr fertiggestellt werden. Die Strikekasse war wohlgefüllt, von außen waren Hilfsgelder versprochen worden, viele Meister und Werkstätten hatten gerade große Lieferungsverträge ab-

geschlossen, es konnte nicht fehlen, so glaubten die Arbeiter, daß diesmal der Sieg über die Meister davongetragen würde. Die Zweifelhaften, die Vorsichtigen wurden durch ihre aufgeregten Genossen bearbeitet. Ede und noch einige andere Heißsporne waren schon Tagelang von Kneipe zu Kneipe, von Destille zu Destille gegangen, überall hetzend, anspornend und die Siegesgewißheit vermehrend. Auch an jenem Beschlußabend waren sie von Tisch zu Tisch geeilt, allenthalben mit wenigen aufreizenden Worten zum Kampf, zum Aushalten ermuthigend. Ede kam auch zu Fritz und sah ihm scharf ins Auge: „Darf man Dir trauen?“ fragte er. — „Schieb ab, Du ....,“ und hinterher unterdrückte er ein arges Schimpfwort, „wüßtest Du nur so gut, wie ich, was jedes rechtlichen Arbeiters Pflicht ist.“

So waren sie denn jetzt beide außer Arbeit und Verdienst, Fritz wie Else. Der erste Schnee war gefallen, der Wind blies heftig aus Norden und Osten durch die Straßen, besonders draußen in den langen, breiten Gassen der Vorstädte, und im Zimmer der Frau Kleinert drängten sich jetzt drei Menschen eng aneinander, um so viel als möglich bei der Feuerung zu sparen. Die Strikekasse zahlte zwar Unterstützungen, sie erreichten aber weitaus nicht die Lohnhöhe — und hier mußten drei Menschen von einer leben! Else war bemüht, wieder Arbeit zu erlangen, allein es war, als ob ein Stern des Unglücks über ihr walte. Wohin sie sich immer wandte, überall kam sie zu

spät, stets war eine Andere eben vor ihr dagewesen und angenommen worden. Wenn man um die fünfte Nachmittagsstunde die Plätze und belebten Straßenecken Berlins passiert, sieht man allenthalben Gruppen von jungen Mädchen, von Frauen und Männern jedes Alters, welche sich um die soeben aus der Druckerei gekommenen Nummern des Intelligenzblattes beinah schlagen. Gegen ein kleines Entgeld verleihen die Austrägerinnen einzelne Nummern zum sofortigen Durchlesen, die armen Beschäftigungslosen wissen ganz genau, auf welcher Seite sie die verlangten Arbeitskräfte ihres Faches finden, nichts interessirt sie als dies und auf den übrigen Inhalt des Blattes werfen sie kaum einen Blick. Sie verschlingen die betreffenden Anzeigen und stürzen dann sofort hinweg, bis in die entferntesten Stadttheile, um sich die Stellung zu sichern und ihren Bewerbern zuvorzukommen. Auch Else befand sich allnachmittäglich unter diesen Mädchen, aber so viel sie auch spähte, sich bemühte und umherwanderte, es wollte ihr nicht gelingen, eine Stellung zu finden. „Wenn das Unglück erst einmal über einen Menschen kommt," seufzte sie, „so stürmt es von allen Seiten und ist nicht abzuschütteln." Kam sie dann müde und erschöpft nach Hause, durchnäßt vom Schneegestöber, mit halberfrorenen Händen und Füßen und die Wangen roth wie Purpur, so fand sie öfters nicht einmal eine warme Suppe vor, um die erstarrten Lebensgeister wieder aufzuthauen und das Blut in Bewegung zu bringen, sondern mußte sich mit einem

Stück trockenen Brots und Käse oder einigen Kartoffeln begnügen und dann in das eiskalte, dünne Bett schlüpfen. Und am nächsten Morgen ging das vergebliche Umherlaufen von Neuem an — und überall dieselbe gleichgiltige Antwort: „Bedaure sehr, mein Fräulein, soeben war Jemand hier, dem ich die Arbeit übergeben habe. Gott, es melden sich auf ein Inserat hin so Viele —.“ Ja, die Noth und die Arbeitslosigkeit ist eben groß in Berlin. Auch Fritz war nicht auf Rosen gebettet. Die Beschäftigungslosigkeit wurde ihm mit der Zeit zur furchtbaren Qual. Er war nicht dazu gemacht, wie die meisten seiner Genossen am Kneiptisch in der Destille, das Schnapsglas vor sich, den Stummel im Munde, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, laute und freche Reden zu führen und über alles Bestehende zu schimpfen oder Karten zu spielen, er hatte einen Widerwillen gegen dieses Leben. Er hielt es auch gar nicht lange aus in der engen, nach allem Möglichen duftenden Kneipstube. Seit er den schweren Hammer nicht mehr in seiner Hand spürte, war's ihm als sei diese ihm abgehauen worden. Er vermißte den gewohnten Lärm der Werkstätte, das Rasseln und Schnurren und Klopfen der Räder und Werkzeuge, es war ihm, als sei er taub geworden. Die Luft kam ihm zum Ersticken vor, seit er nicht mehr seinen gewohnten Ruß- und Eisenstaub schlucken durfte, und ihn fror, da ihm das Feuer des Fabrikofens nicht mehr das Gesicht röthete. Er langweilte sich den ganzen Tag über entsetzlich, er wußte nicht,

was er beginnen, wie er die Zeit ausfüllen sollte. „Arbeiten müssen ist furchtbar, aber nicht arbeiten können ist entsetzlicher,“ sagte er sich. Manchmal lief er ein paar Stunden die Gassen auf und ab, aber auch dies wurde ihm bald zuwider, wenn er die Tausende sah, die alle geschäftig und zielvoll mit schnellen Schritten neben ihm einherliefen: sie hatten ihren Beruf, ihren Verdienst, und er hatte keinen! Grimmer Neid erfüllte ihn, Haß und Wuth bemächtigte sich seiner, wenn er die prachtvollen Läden mit den blendenden Auslagen, die großen und schönen Cafés und Bierhäuser, die mächtigen Wohnpaläste betrachtete, er wünschte die Macht zu besitzen, mit einem einzigen Faustschlage diese ganze Herrlichkeit in einen einzigen Trümmerhaufen zu verwandeln. Nur drüben in der Altstadt, zwischen der Königs- und Neuen Friedrichstraße hielt er sich gern auf, wo ein ganzes Stadtviertel in Ruinen gelegt war, und immer weitere Häuser der Zerstörung anheimfielen: was er dort sah, entsprach ganz seiner Stimmung; und er achtete nicht darauf, daß aus dem Schutt und den Trümmern eine neue, herrliche Prachtstraße emporzuwachsen begann, er sah nur die Zerstörung.

Bei Kleinerts war es fast gar nicht mehr zum Aushalten.

Wie gern wäre er des Abends oder Mittags — denn er speiste jetzt regelmäßig mit ihnen, da ja die ganze Familie fast ausschließlich von seinen geringen Einkünften lebte — einmal mit seiner Else für ein

Stündchen allein gewesen, jedoch die Alte ließ es nie dazu kommen. Mit ihren fortwährenden Klagen, ihren nicht endenden Vorwürfen machte sie jede Gemüthlichkeit unmöglich, vergällte sie selbst das mehr als einfache, nicht selten an sich schon ungenügende Mahl. „Seht ihr, das kommt davon — was müßt ihr euch verloben, wenn ihr beide nichts zu essen habt, und keinen Groschen verdient? So was will heirathen! Großartig!" — „Aber, Mutter," sagte Else, „ist es nun nicht ganz gleich, ob wir gemeinsam hungern oder jeder einzeln?" Fritz sagte schon gar nichts mehr, denn wenn er grob wurde, so ward die Alte noch bissiger und giftiger und einen Streit mit dieser alten „Dr . . . schleuder," wie er sie nannte, herbeizuführen, machte ihm bei seiner jetzigen Stimmung durchaus kein Vergnügen. War er fort, so fiel die Mutter erst mit hämischen Worten über Else her: so müsse es kommen, wenn das Ei klüger sein wolle als die Henne. Warum habe sie nicht auf ihren Rath gehört? Wenn sie vernünftiger gewesen wäre, so würden sie beide jetzt nicht nöthig haben zu hungern und zu frieren — „na, und mein Gott, der Fritz brauchte ja deswegen nicht ganz wegzubleiben . . ." Statt aller Antwort ergriff dann Else gewöhnlich ihren Hut und ihr Tuch und stürzte hinaus, auf die Straße, in das Schneegestöber, in den eisigen Nordwind, nur um mit dieser Mutter nicht allein unter einem Dache bleiben zu müssen. Frau Kleinert aber holte dann ein Fläschchen mit Branntwein hervor, welches sie unter den

Kissen ihres Bettes wohl verborgen hielt, und nippte und trank und sog daran, bis sie die Besinnung verlor und in den Schlummer der Trunkenheit sank. Wenn dann Else nach Hause kam, fand sie die Mutter bewußtlos, laut röchelnd und schnaufend auf dem Boden liegend.

Eines Tages saß Fritz beim Mittagstisch Else gegenüber, und, an nichts bestimmtes denkend, zeichnete er mit einem schlechten, abgebrochnen Bleistift, den er zufällig in der Hand hielt, Elsens Kopf auf ein vor ihm liegendes schmutziges und fleckiges Stück Papier, und zwar, wenn auch technisch ein wenig unbeholfen, doch so sprechend, daß Else vor Bewunderung laut ausrief: „Sieh' einmal, wie schön Du zeichnen kannst. Warum übst Du Dich nicht darin?“ Es fand sich, daß Fritz in der That schon von früher Jugend an Gutes im Zeichnen geleistet hatte und eine nicht zu unterschätzende Fertigkeit besaß. „Die mußt Du ausbilden, die mußt Du üben, das hättest Du schon längst thun sollen,“ sagte Else. Ihr war mit einem Mal, wie aus der Luft, der Gedanke gekommen, diese Fähigkeit könne Fritz von Nutzen sein, in welcher Weise war ihr noch nicht klar, aber ihr Gefühl sagte ihr, daß sie sich nicht täusche, und mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit, mit welcher solche Naturen in verzweifelten Lagen jedem Hoffnungsstrahl zujauchzen, drang sie auf Erfüllung ihrer Bitte. Ihr Fritz konnte zeichnen — das war ihr eine neue Entdeckung, und gewohnt, Alles an ihm vollkommen zu finden, sah sie

ihn auch jetzt schon als vollkommenen Zeichner und erwartete davon für ihn die größten Erfolge in seinem Berufe. Niemals ist man ja zu Selbsteinbildungen so geneigt, als wenn der Magen unfreiwillig fasten muß. Fritz lachte anfänglich über diese Einbildungen und verspottete ihre Hoffnungen. Sie wolle ihn wohl noch zu einem großen Maler machen? fragte er, er habe schon genug an seiner Schlosserei. Allein auf ihre dringenden Bitten entschloß er sich doch, von der Unterstützungssumme sich Zeichenvorlagen zu kaufen und vom Leichten zum Schweren fortschreitend, seine Fähigkeit ein wenig methodisch zu üben und fortzubilden. Er kaufte für wenig Geld Alles, was dazu nothwendig war, Papier, brauchbare Stifte und so weiter, und da er den ganzen Tag über nichts zu thun hatte, so beschäftigte er sich von früh bis Abend nur mit Zeichnen. Im Anfang hatte er wenig Freude daran. Die Sache war schwieriger als er und Else ursprünglich gedacht hatten; es war doch leichter, kleine Figuren und Carricaturen auf Papierschnitzeln, bekannte Persönlichkeiten, Bauern, Soldaten, Juden, als der Ordnung und Vorschrift nach Zeichenstudien auszuführen, die einen wirklichen Fortbildungswerth besaßen. Seine schwere Eisenhand, die klobigen Finger wollten sich anfänglich an die feine und subtile Arbeit gar nicht gewöhnen. Mehr als einmal wollte er, wie er sagte, „den ganzen Kram“ über den Haufen werfen, denn er habe doch keinen Zweck, zumal Frau Kleinert ihn durch ihre boshaften Bemerkungen über

seine „Schmierereien“ kränkte, und nur die eifrigen Bitten Elsens, die in weiblicher Hartnäckigkeit an ihrem einmal gefaßten Gedanken festhielt, bewogen ihn zur Fortsetzung seiner Uebungen. So saß er denn wirklich den ganzen Tag bei Kleinerts, fortwährend über seine Papiere gebeugt, nur selten ein Wort sprechend, und seine Arbeit nur auf wenige Augenblicke verlassend, um die nöthigen Bissen Brod einzunehmen. Er sah ein, daß er mit den ersten Anfangsgründen beginnen und streng nach der Ordnung vorschreiten müsse, wenn nicht seine ganze Arbeit ein müssiges Kinderspiel, ein Bauen ohne Fundament und Mörtel sein sollte, und so entschloß er sich denn mit nicht ganz freundlicher Miene dazu. Er beschränkte sich dann später auf das Nachzeichnen von Maschinentheilen und einigen Ornamenten, wie er sie in den Vorlagen angegeben fand, und brachte es, da er in der That große natürliche, bisher völlig brach gelegene Anlagen für diese Dinge besaß, einen festen Willen hatte und viele Zeit darauf verwenden konnte, in ein paar Wochen schon zu einer nicht mehr ganz unbedeutenden Fertigkeit.

Die Aussichten der Strikenden wurden indeß von Tag zu Tag trüber.

Die Mittel der eigenen Kasse waren so gut wie erschöpft, die Unterstützungen von auswärts lange nicht in der versprochenen Höhe eingegangen und seit einiger Zeit ganz versiegt. Die Meister erlitten freilich noch größeren Schaden als die Arbeiter, denn sie konnten ihre Verträge nicht einhalten und mußten hohe Con-

ventionalstrafen zahlen, mußten für ihre eignen Bedürfnisse zu theuren Preisen fertige Arbeit von außen kommen lassen, allein sie bildeten eine feste Vereinigung, und selbst die giftigsten und gehässigsten Concurrenten halfen einander jetzt aus. Zudem waren sie zumeist in Vermögensumständen, welche sie die augenblickliche Einbuße ertragen ließen. Aber jetzt währte der Strike schon Monate und man sagte sich, daß dies auf die Dauer nicht so gehen könne. Die Arbeiter wurden von Tag zu Tag erbitterter und rabiater, immer wildere und drohendere Reden fielen in den Versammlungen, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag wurde der bevorstehende endgiltige Sieg der Arbeiter und das Nachgeben der Meister verkündet, um den Muth der Strikenden nicht sinken zu lassen. In einigen Werkstätten war es zu regelrechten Kämpfen mit denen gekommen, welche sich etwa bereit gefunden hatten, die Arbeit fortzusetzen, man hatte sie mit blutigen Köpfen vertrieben. Wenn gehungert wurde, sollten auch Alle hungern. Mit einem Haufen halbtrunkener Gesellen war Ede von Werkstatt zu Werkstatt gelaufen, überall untersuchend, ob die Heerde kalt waren, und die Namen der Genossen zur Bestrafung aufschreibend, welche beim Arbeiten überrascht wurden. Fritz gab sich keinen leeren Einbildungen hin, er wußte, daß er und die Genossen seiner Werkstatt bei ihren Vorgesetzten nie und nimmer auf Nachgiebigkeit zu rechnen hätten, wie etwa Andere vielleicht bei Privatmeistern. In der That fing man dort schon an, Arbeiter von auswärts kommen

zu lassen, und die Strikekommission mußte Alles aufbieten, um wenigstens den größten Theil der Eingetroffenen wieder zur Umkehr zu veranlassen. Was sollte Fritz thun? Die Arbeit wieder aufzunehmen, gebot ihm die Noth und die Vernunft, und fortwährend lag ihm Else im Ohr, es zu thun. „Was geh'n Dich die Andern an?“ sagte sie. „Sorg Du für Dich, Du hast's nothwendig. Es wird Dir Niemand etwas zu Leide thun. Man wird schimpfen, man wird Dich reizen wollen, aber bleib ruhig. Mehr zu thun, wagen sie doch nicht!“ Aber für diesen Augenblick war das, was er für seine Ehre, seine Standespflicht hielt, noch stärker in ihm, er trotzte Elsens Bitten und fuhr fort, obwohl aussichtslos und hoffnungslos, zu hungern und zu striken. Dagegen besuchte er die Versammlungen gar nicht mehr. „Es kommt doch nichts dabei heraus.“ Er war des ewigen Geschreis müde, es war ja doch immer das gleiche Unwesen. Daran aber glaubte er nicht, was heimlich in der Masse verbreitet wurde: daß dieser Kampf die Entscheidungsschlacht sei zwischen den Bourgeois und den Socialisten, daß die Erfüllung aller Zukunftsträume nahe bevorstünde, daß es nur eines Hauches bedürfe, um die ganze Herrlichkeit der Kapitalsherrschaft über den Haufen zu werfen, sobald dieselbe in diesem Kampfe besiegt würde und das Bewußtsein der eignen Schwäche gewonnen hätte. Er glaubte jetzt an alle diese Verheißungen nicht mehr, welche die Agitatoren heimlich —

denn offen durften sie es nicht — als Zündstoff in die Masse warfen, er zuckte die Achseln, wenn er Andere sich an ihnen berauschen sah. Und wenn er sie für wahr gehalten hätte, sie wären ihm in diesem Augenblick ziemlich gleichgiltig gewesen: den Strike beendet zu sehen, wieder in Arbeit zu sein, sich mit Else zu verheirathen, das waren die einzigen Wünsche, die er jetzt hegte. Ein Grauen überkam ihn, wenn er des Abends in sein Schlafstellenquartier heimkehrte um in dieser verpesteten Luft, im engen Raum mit so vielen andern unbekannten Menschen seine Nachtruhe zu halten, ihn erfüllte mächtig die Sehnsucht, ein eignes kleines Heim zu besitzen. Und auch Else drängte es darnach, sie wollte nicht mehr auf Arbeit gehen, nicht mehr mit jenen rohen und verdorbenen Geschöpfen zusammen arbeiten, sie wollte vor Allem ein wenn auch noch so kleines Bereich haben, in dem sie unbeschränkt und selbstständig walten konnte. Seit sie Fritz kennen gelernt, haßte sie geradezu ihre Mutter, ihre Gegenwart machte sie krank; nur fort von ihr, nur allein mit Fritz, das war ihr einziger Gedanke. Oft saßen die Beiden lange zusammen und berechneten die Kosten eines Haushalts bis aufs Kleinste, und fanden, daß sie nicht höher seien, als Fritzens Lohn betrage, den er bisher immer allein verbraucht hatte. Dann seufzte er: „Ach, wenn's nur erst wieder Arbeit gäbe!“ und drückte sie lange und fest an sich. O, es gab Arbeit, und willige Arbeiter wurden gesucht und sogar zu besseren Preisen als

sonst bezahlt, aber so fest war die Parteidisciplin, daß nur einige wenige dem Befehl zu striken trotzten und die Arbeit wieder aufnahmen. Indeß in angeborner Ehrlichkeit konnte Fritz sich nicht entschließen, ihnen zu folgen. Auch Else ging in keine Versammlungen mehr, ihr war jetzt Alles gleichgiltig neben dem einen Ziele, ein eignes Heim mit Fritz zu besitzen, in dem sie Herrin war.

Seine Zeichenübungen setzte Fritz mit reger Beharrlichkeit fort, nachdem er eine kurze Zeitspanne überwunden, in der diese Beschäftigung ihm nutzlos und langweilig erschienen war. Er hatte in seinem Schlafquartier verschiedene Schloß- und Schlüsselmodelle, Wachsabdrücke und dergleichen unter dem Bette aufbewahrt, diese brachte er mit, zeichnete sie ab und bastelte mit seinen Werkzeugen fortwährend daran herum, so daß Frau Kleinert sich über den Lärm beklagte. Er ließ sich jedoch dadurch nicht stören, sondern fuhr in seiner Arbeit fort. Nach mehreren Tagen erfuhr endlich Else, um was es sich handelte, er glaubte eine kleine Verbesserung an einem Sicherheitsschloß gefunden zu haben, durch welche Dieben das Ausschneiden und Sprengen unmöglich gemacht wurde. Aber noch nicht sicher, ob seine Erfindung auch wirklich brauchbar und werthvoll sei, begann er von neuem zu zeichnen, zu modelliren und sich aus einer Werkstatt heimlich Arbeitszeug nach Hause zu bringen. Acht Tage lang saß er von früh bis Abend schwitzend und keuchend über seinen Papieren

und Werkzeugen, bald zeichnend, bald hämmernd und feilend und lärmend, endlich sprang er auf und rief mit stolzem Ton: „So, da ist's! Nun hab' ich's!" Sofort drang Else darauf, ein Patent auf die Erfindung zu nehmen. Er lachte darüber und meinte, das wäre die Sache wohl gar nicht werth, man würde ihm auch kein Patent geben, aber Else redete ihm so lange zu, bis er sich wirklich entschloß, um die Patentirung einzukommen.

Sie wiegte sich schon in der Hoffnung, durch diese Erfindung große Summen Geldes zu erhalten.

Inzwischen wurde die Lage immer mißlicher. Die Strikkasse zahlte täglich nur noch ein paar Pfennige Unterstützung, welche kaum für den Ankauf des Brotes hinreichten, das nöthig war, um vor dem Verhungern zu schützen. An tägliches Heizen war nicht mehr zu denken, Fritz und Else saßen eng an einander gepreßt, die Arme verschlungen, um nicht zu erfrieren, denn ein so strenger Winter hatte schon seit Jahren nicht geherrscht. Wenn es gar zu arg wurde, liefen sie fort bis nach dem Museum oder der Nationalgalerie; dort hielten sie sich ein paar Stunden auf: interessirten sie auch die Statuen und Bilder nicht im Geringsten, so war es doch hier hübsch warm und die Räume zugänglich für Jeden. Die Diener kannten sie endlich schon, wenn sie kamen, und lächelten. Uebrigens thaten Hunderte wie sie: arme Studenten, stellungslose Kaufleute, angehende Künstler, engagementslose Schauspieler — sie alle

gaben sich um diese Zeit von neun bis drei Uhr in diesen der Kunst geweihten Hallen Stelldichein. Stundenlang saßen sie, anscheinend in die höchste Extase der Begeisterung versetzt, der Laokoongruppe oder den Cornelius'schen Cartons gegenüber und schienen diese Kunstwerke bis auf den kleinsten Zug zu studiren. Wenn dann gegen drei die Diener kamen und sie mit mitleidig-lächelnder Miene darauf aufmerksam machten, daß sogleich geschlossen würde, erhoben sie sich langsam und schlichen mit einem heimlichen Seufzer davon. Frau Kleinert hatte eine andere Weise den Einfluß der Kälte zu überwinden: sie griff nach ihrer Branntweinflasche und trank und trank, bis sie von dem Jammer des Lebens um sich herum kein Bewußtsein mehr hatte.

Endlich, da schon Alles versetzt war, was versetzbar gewesen und sich im ganzen Haushalt kein Stück mehr vorfand, das zu diesem Zwecke tauglich gewesen wäre, als die Miethe schon mehrere Monate Rest geblieben war und der Wirth mit Exmission drohte, als Noth, Hunger, Kälte und das widerwärtige vorwurfsvolle Greinen der Mutter aufs Höchste gestiegen waren, als Else von den Entbehrungen niedergeworfen sich nicht vom Bett zu erheben vermochte, das nur noch aus einem Strohsack und einer dünnen zerfetzten Decke bestand, und der Armenarzt erklärte, ihr fehle nichts als bessere Nahrung, und als Fritz in innerem Widerstreit ruhlos vom Wohnzimmer in die Küche, von der Küche ins

Wohnzimmer lief und sich die Ohren zuhielt, um nicht die fortwährenden Ausfälle der Wittwe hören zu müssen, winkte Else ihn zu sich hinan und sprach, sich halb erhebend, mit leiser aber fester Stimme: „Du siehst, Fritz, daß es so nicht mehr weiter geht. Etwas muß geschehen. Das Patent kommt nicht — wer weiß, wie lange Du noch wirst darauf warten können. Ich glaube ja, daß es Dir schwer werden mag, aber findest Du einen andern Ausweg? Du mußt wieder arbeiten, komme es, wie es will. Jeder ist sich selbst der Nächste, und Deine Pflicht gegen die Andern hast Du vollständig erfüllt. Man hat Dich gezwungen, die Arbeit einzustellen — gut: so mag man Dich auch entschädigen für den Ausfall, den Du erleidest. Da das nicht mehr geschieht, so bist Du vollständig frei und Dein eigner Herr!" Fritz wollte wieder antworten: „Das verstehst Du nicht!" aber als er in ihr bleiches, abgehärmtes, vom Leiden mager gewordenes Gesicht blickte, als er die kahlen Wände rings um sich her sah, die ihm noch nie so nackt und bloß erschienen waren wie heute, als er den Heerd kalt und die Scheiben mit dicken Eisblumen bedeckt erschaute, da senkte er den Kopf und blickte wohl fünf Minuten lang zu Boden. Stumm erhob er sich dann, griff nach der Mütze und ging. Else rief ihn zurück. „Küsse mich!" sagte sie, und während er sie auf die blassen Lippen küßte, drückte sie warm seine Hand und sagte: „Es wird Dir schwer, ich glaub's, aber thu's, ich bitte Dich!" Ohne

ein Wort zu sprechen, ging er, aber noch nie hatte ein so grimmer Zug sein Gesicht entstellt, und seine Hand war krampfhaft geballt, als wolle er Jemanden erschlagen — die ihn in diesen nutzlosen Strike leichtsinnig, ohne zwingende Ursache getrieben, oder sich selbst, daß er, wenn er schon einmal sein Wort gegeben hatte, es nicht auch halten konnte, es mochte biegen oder brechen.

Daß er in seine alte Werkstatt nicht gehen könnte, daß man ihn dort zurückweisen würde, war ihm klar, allein es wurden allenthalben in Berlin Arbeiter verlangt, und er brauchte um Unterkommen nicht verlegen zu sein. Als seine Bekannten hörten, daß er wieder arbeite, ließen sie es natürlich an rohen und beleidigenden Aeußerungen nicht fehlen, allein da er jedes öffentliche Zusammentreffen mit seinen Kameraden vermied, so erreichten ihn dieselben nur in geringem Maße. Er stand mit seinem Entschlusse übrigens nicht allein da. Zuerst vereinzelt, dann zu Dutzenden, dann zu Hunderten begann in den doch noch nicht ganz verdummten Gemüthern der Hunger die Einsicht aufdämmern zu lassen, daß diesmal die Schlacht verloren sei, daß die vereinigte Macht der Arbeitgeber doch nicht so leicht mit einem Sturm zu brechen wäre und, wenn es aufs gegenseitige Abwarten ankäme, es längere Zeit aushalten könne, als sie, und daß es mit dem endlichen Siege der Arbeiter, mit dem Zusammenbruch des Kapitals und der Einführung der socialistischen Staatsordnung noch gute

Wege habe. Die Werkstätten begannen sich wieder zu füllen, von den Werkzeugen wurde der Rost abgeschabt, den sie mittlerweile im Zustande der Ruhe angesetzt hatten, die Maschinen wurden aufs neue geölt, die Feuer wieder angeblasen, und während der rabiate Rest der Strikenden draußen auf Tivoli die Fortsetzung des Kampfes bis aufs Aeußerste beschloß, während die Führer mit gewohntem Pathos erklärten, in wenigen Tagen müßten die Meister unbedingt und zweifellos nachgeben, erscholl fast in allen Werkstätten immer lauter der Schlag der Hämmer, immer schriller das Kratzen der Feilen und die ohrenzerreißenden Töne klangen wie Musik den Ohren der Materialwaarenhändler und Budiker, denn sie sagten ihnen, daß die schreckliche Zeit des Borgens vorbei sei und jetzt die glatte Gewohnheit des Baarzahlens wieder begänne, und den Ohren aller Arbeiterfrauen und -Kinder, die jetzt wieder daran denken konnten, Feuerung und ausreichende Nahrung zu kaufen. Jetzt zeigte es sich auch, daß die Beschäftigung, der Fritz in der schrecklichen, arbeitslosen Zeit obgelegen, keine verlorene Mühe war, sein Meister konnte ihm die Ausführung kleinerer, selbstständiger Aufträge von Wichtigkeit überlassen, konnte ihn, wenn auch noch nicht als Werkführer beschäftigen, so doch über eine Gruppe jüngerer Arbeiter stellen, die unter seiner Leitung und Aufsicht thätig waren, und wenn er an den langen Winterabenden, die noch bevorstanden, seine Uebungen nach der angefangenen und in anderen

Richtungen fortsetzte, so mochte er es in nicht zu ferner Zeit gar wohl zum Posten eines Werkführers bringen.

Elsens Krankheit erwies sich als nicht sehr gefährlich. Der Arzt hatte Recht: ihr fehlte nichts als angemessene Nahrung, und von der ersten Fleischsuppe, die sie kochen konnte, wurde sie gesund. Beide dachten alsbald an ihre Verheirathung. Aber dieser stellten sich Schwierigkeiten entgegen. Die Mutter wollten sie unter keinen Umständen in ihren Haushalt mit hinübernehmen, denn beide waren überzeugt, daß dies nur zum Unfrieden führen könne. Else wollte selbstständig wirthschaften — ihr ganzes Leben lang hatte sie sich darauf gefreut, ihren eignen Heerd zu besitzen, an dem ihr die Mutter keinerlei Befehle zu ertheilen hätte Aber Frau Kleinert erklärte, nicht eine Stecknadel von ihrer Einrichtung hergeben zu wollen, wenn man sie ausschlösse. Fritz war schon geneigt nachzugeben, bloß um aus der unbequemen Lage loszukommen, allein Else war es, die eifrig widersprach und es nicht zuließ. Er solle, sagte sie, der Mutter einen monatlichen Zuschuß geben, damit sie nicht zu hungern brauche, aber damit sei es gut, sie wollte die Alte nun einmal nicht um sich haben. „Aber wie sollen wir uns einrichten," sagte Fritz, „wenn die Alte nun nichts hergiebt? Capital, um uns Sachen anzukaufen, besitzen wir nicht, und sie auf Abzahlung nehmen, hieße sie dreifach über den Werth bezahlen." — „Lieber warten wir noch,"

entgegnete Else hartnäckig. „Aber dann können wir warten, bis wir grau werden!“ sagte Fritz. „Die macht nicht mehr lange, wenn sie so fort trinkt,“ entgegnete Else trocken. Fritz schalt sie ob dieser Aeußerung und nannte sie roh, aber das begriff Else durchaus nicht. „Wieso roh?“ sagte sie. „Es ist doch einmal nicht anders.“ Frauen sind eben oft noch in ganz anderer Weise Egoisten als die Männer und achten dann nichts, was ihrem Glück und dem ihres Geliebten im Wege steht.

Da kam endlich die bereits halb vergessene und schon längst nicht mehr erhoffte Patentertheilung. Nun schöpften sie wieder frische Hoffnung. Aber Fritz lief ziemlich lange umher, bis es ihm gelang dasselbe zu verwerthen. Die Einen nannten seine Erfindung unpractisch und wollten keinen Pfennig dafür geben — und allerdings war sie nicht gerade der Inbegriff aller technischen Vollkommenheit, wie bei einem Erstlingsversuch nicht anders zu erwarten war — Andere boten lächerlich geringe Summen. Endlich gelang es ihm doch, sie an ein kaufmännisches Bureau für ein paar hundert Mark loszuschlagen. „Es ist doch besser als nichts,“ dachte er. Fritz und Else überlegten eben, welch unentbehrliche Stücke sie für die Einrichtung davon ankaufen wollten, denn sie beabsichtigten sich nunmehr unter allen Umständen zu verheirathen, sollten sie sich im Anfang auch noch so viele Entbehrungen auflegen müssen. Da wurden sie durch ein erschütterndes Ereigniß aus der Ver-

legenheit befreit. Eines Sonntag Nachmittags vom Weihnachtsmarkt heimkehrend, die Arme mit kleinen Packeten beladen, die Überkleider vom dichten Schnee bedeckt, der in mächtigen Flocken herniederrieselte, stießen sie in dem bereits finstern Treppenhause, am Fuße der dritten Treppe auf einen bewegungslos daliegenden Körper. Fritz zündete ein Streichholz an, und beide erkannten bei dem schwachen blaurötlichen Flackern desselben den entstellten, in Blut schwimmenden Leichnam der Frau Kleinert. Sie mochte schon ein paar Stunden daliegen. Anscheinend hatte sie in nicht mehr ganz nüchternem Zustande die Treppe hinabsteigen wollen, war fehlgetreten und lag nun da unten unbeachtet, wie sie gefallen war. Mit einem Schrei stürzte Else über die Leiche, die Packete fielen von ihrem Arme, und das von ihrem Mantel herabfließende Wasser und ihre Thränen begannen das schon angetrocknete Blut auf dem Körper der Todten wieder fließen zu machen. Jetzt kamen, durch ihr Schreien angelockt, andere Hausbewohner hinzu, und mit ihrer Hilfe trug Fritz den Leichnam hinauf. Else geberdete sich anfangs ganz verzweifelt und wollte von Trost und Zuspruch nicht das Geringste wissen, sie weinte und klagte in einem Zuge. Allein schon nach kurzer Zeit beruhigte sie sich und am nächsten Tage erklärte sie den Tod der Alten als ein großes Glück für sie beide. „Die hat der Himmel abgerufen,“ sagte sie, „denn er meint es gut mit uns.“ Fritz, der fast kein Wort gesprochen, empfand den Tod der

Frau viel tiefer, er konnte noch Monate lang den schrecklichen Eindruck jenes Moments nicht vergessen, da er in der Finsterniß am Treppenende mit dem Zündholz über ihren Körper geleuchtet und sie erkannt hatte. Er war es auch, der darauf drang, daß die Mutter mit guten Ehren begraben werden sollte und es kostete ihm viel Mühe bei Else Musikbegleitung für die Todte durchzusetzen, denn sie wollte anfangs von einer so „unnöthigen Geldausgabe“ nichts hören und meinte ein paar schöne grüne Kränze genügten vollständig. — Else fühlte sich so vereinsamt und unheimlich des Nachts in der Wohnung, Thür an Thür mit dem in der Kammer ruhenden Leichnam, daß sie Fritzens Angebot, zu ihr zu ziehen und bei ihr zu wohnen bis zur Hochzeit, nicht ausschlug. „Du sparst auch die doppelte Miethe,“ sagte sie. „Ach, ich merke, ich bekomme einen kleinen Geizkragen,“ meinte Fritz lachend.

Der guten Sitte wegen warteten sie mit dem öffentlichen Aufgebot bis einige Wochen nach der Beerdigung. Dann aber konnte sie nichts mehr hindern, ihre Verbindung vor der Welt zu proclamiren, und Else konnte dann stundenlang vor dem Aushängekasten des Standesamtes stehen und ihr Aufgebot lesen, um dann mit dem Bewußtsein hinwegzugehen: „Fritz Fiedler – Else Kleinert — es macht sich ganz hübsch.“

Arbeiter- und Arbeiterinnenversammlungen haben Herr und Frau Fiedler nie wieder besucht. Er ist

heute noch in seiner Stellung, verdient ein für seine Verhältnisse schönes Stück Geld, seine Frau ist häuslich und wirthschaftlich, und hält redlich zusammen was der Mann verdient. An den Abenden der Woche bleiben sie hübsch zu Haus, oder gehen in ein anständiges Restaurant ein bescheidenes Glas Bier trinken. Am Sonntag Nachmittag aber wollen sie sich amüsiren und dann geht's wie früher in die „Neue Welt“, zu „Sternecker“, in ein Vorstadttheater — oder das Tanzbein wird geschwungen. So leben sie ein leidlich beschauliches Dasein, zumal sie zufrieden sind, und halten es wie Eulenspiegel: sie sehen auf die unter ihnen, auf die zehntausende von Armen und Elenden, die brot- und obdachlos in Berlin herum laufen und oft kaum Lumpen haben, um ihre Blöße zu bedecken — und dann wissen sie, wie reich sie sind, und daß sie nicht erst zu „theilen“ brauchen, um eine auskömmliche Existenz zu haben.

Eines Tages begegnete Fritz draußen am Kottbuser Damme, da wo der Weg nach der Hasenhaide einbiegt, einer jämmerlichen Gestalt, die ihm trauriger und zerlumpter vorkam, als alle ähnlichen, die er je in Berlin gesehen. Die Kleider hingen ihr in Fetzen vom Leibe, zwischen den Sohlen und dem Oberleder der Stiefeln klaffte ein gewaltiger Spalt, das Gesicht, in das ein Hut mit Beulen eingedrückt war, starrte vor Schmutz, war dick aufgeschwollen und blutrünstig. „Fritz,“ rief die Gestalt hinter ihm her, „thu man nicht so patzig, als kennst Du Deine

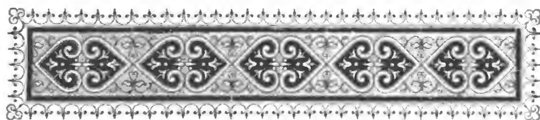
alten Freunde gar nicht mehr." Fritz schaute sich um — kaum traute er seinen Augen — es war Ede, der vor ihm stand. Als einen bekannten Hauptheßer und -schreier beim Strike hatte ihn nach Beendigung desselben kein Meister in seine Werkstatt nehmen wollen. So war er wochenlang in Berlin herumgeirrt, hatte in Pennen übernachtet und schließlich als Zuführer und Beschützer gemeiner Dirnen sein Leben gefristet, bis die Polizei diesem Treiben ein Ende machte und ihn einsteckte. Seit einigen Wochen war er wieder aus dem Gefängniß entlassen und trieb sich nun aufs Ungefähr in Berlin umher. „Na freilich," sagte er, indem er sich breitbeinig vor Fritz stellte, „Du bist jetzt großkohtzig, Du hast deine Genossen verrathen und bist zu den Geldsäcken übergegangen! Na warte nur, Euch drehen wir die Hälse eines Tages um, eh' ihrs Euch versehts! Ich bin jetzt auf dem richtigen Wege, ich bin Anarchist," schrie er plötzlich laut, nachdem er sich mit scheuem Augenblinzeln vergewissert hatte, daß kein Schutzmann in der Nähe war, „fifat die Anarchie!"

„Du bist im Irrthum," sagte Fritz mit gutmüthigem Spott, „ich bin durchaus nicht abgefallen, ich habe mich keineswegs verkauft. Ich bin noch immer wie früher Socialist, ich glaube an die Wahrheit der Lehre, ich bin noch immer fest überzeugt, daß nur der Socialismus den Arbeitern und allen Menschen Heil und Glück bringen und überhaupt das allgemeine Weltglück herbeiführen kann. Aber nicht

heute und nicht morgen, denn die Hunde, die Bourgeois, sind ja noch immer zu stark — in fünfhundert Jahren vielleicht. Indessen, siehst Du, das dauert mir wirklich zu lange, meine Else sagt, wir könnten nicht so lange warten, und sie hat Recht, ich stimme ihr bei: wir wollen auch was vom Leben haben und nicht blos für unsere Ur-Urenkel sorgen, oder warten, bis alle Menschen Engel sind und die Zeit der allgemeinen Gleichheit und des Weltfriedens herrschen und kein Kampf ums Dasein mehr toben wird. Und so hab' ich vorläufig vorgezogen, mir mein bescheidenes Privat-Glück auf meine eigne Weise zu schaffen. Was soll ich thun? Du wirst mir verzeihen — kein Mensch kann über seine Natur hinaus, und ich bin nun einmal ein unverbesserlicher Egoist." Und damit wandte er dem ehemaligen Genossen den Rücken und schritt weiter. —

Eine Majestätsbeleidigung.





Heiß brannte die Julisonne des Jahres 1877 über dem ungeheuren Steinhaufen an den Ufern der Spree, der sich Berlin nennt. Die schiefergedeckten Dächer, die granitenen Platten der Pflastersteige sogen begierig die sengenden Strahlen ein und machten den Aufenthalt in den oberen Stockwerken der Häuser und auf den Straßen zur Qual, der Asphalt der Straßendämme begann unter der Wirkung der glühenden Hitze zu erweichen, und der Fuß, der ihn betrat, sank auf ihm beinah wie auf dem Moosteppich eines Waldes ein, die Bäume und Sträucher des Thiergartens lechzten nach Erquickung, und ein trockener Südost wirbelte ganze Wolken des scharfen unangenehm in die Augen beißenden märkischen Staubes durch die Gassen. Die guten Berliner, welche sich vor Entsetzen kaum fassen können, wenn es einmal drei Tage hintereinander regnet, waren jetzt trostlos über die nicht enden wollende Dürre und vertilgten enorme Quantitäten von „Weißen" und „Selter mit Himbeer", was ihnen auch Niemand verübeln mochte — „bei

die Hitze!" Die letztere konnte die Familie Dräsecke indessen nicht abhalten, an einem Sonntagnachmittage ihre Parthie nach der Hasenhaide zu unternehmen, die jede richtige Berliner Bürgerfamilie während des Sommers wenigstens einmal überstehen muß. Bis zum Halleschen Thor war man im Omnibus gefahren und hatte so gleichzeitig den langentbehrten Genuß eines Schwitzbades gehabt, von hier aus wollte man die übrige Strecke zu Fuß zurücklegen. Einer nach dem Andern entwanden sie sich der engen Oeffnung des Fuhrwerks, zuerst Wilhelm in seiner schmucken, eng anliegenden Uniform, deren blankgeputzte Knöpfe die Strahlen der Sonne blendend zurückwarfen, hinter ihm Herr Fedor Nawratzki, der Miethsmann der Familie, im Gegensatz zu dem nicht mehr als mittelgroßen, wohlbeleibten Wilhelm, eine lange hagere Erscheinung. Beide halfen Wilhelms Schwestern, Miele und Miene, aus dem Wagen, die zu wetteifern schienen, wer sich am leichtesten vom Trittbrett herabschwingen könnte, ihnen folgte Frau Dräsecke, emsig bemüht, die Falten ihres Kleides zu ordnen, die sich beim Sitzen zerdrückt hatten, und endlich der Vater der Familie, der große, dicke Schlächtermeister, roth und rund wie immer, und sein beständiges schmunzelndes Lächeln um die weit von einander abstehenden Mundwinkel. Die ganze Familie war sonntäglich geputzt, Dräsecke trug seinen schwarzen Bratenrock und einen niederen Cylinder veralteter Mode mit breiten geraden Krämpen und einer Röhre

in Gestalt eines umgekehrten Kegels, seine Gattin hatte ein Kleid von braunem Stoff angelegt und trug ein rothwollenes Umschlagetuch über den Arm. Miele, die an der Seite des Herrn Nawratzki voranschritt, ein schlankes, hübsches Mädchen von zwanzig Jahren, trug ein blaues Kleid, das sehr gut zu ihrem röthlichen Haar und den feinen, zarten Zügen paßte. Am meisten hatte sich Miene herausgeputzt. Sie wußte, daß sie bei ihrer kleinen verwachsenen Figur äußerer Reize bedürfe um aufzufallen, und so hatte sie, eitel wie sie war, ihr weißes Mullkleid mit Blumen, Früchten und Schleifen reich verziert, wo es nur anging. Sie schwenkte kokett ihren Sonnenschirm, und als sie so plaudernd neben ihrem Bruder einherging, bemühte sie sich, durch lautes Lachen und Sprechen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken.

„Seht ihr, das habt ihr wieder mir zu verdanken, daß ihr laufen dürft, Kinder!“ sagte Dräsecke, „wenn's nach der Mutter ginge, wären wir bis zur Hasenheide gefahren — aber so'n bisken Laufen thut gut nach dem Aufenthalt drinnen in dem alten Marterkasten, nicht wahr?“

„Nun thut Vater noch gar, als ob er uns ein Glück damit erwiese, daß er uns in der Hitze die halbe Meile zu Fuß laufen läßt! Als ob es nicht schon Qual genug wäre, sie im Wagen auszuhalten. Es ist wirklich furchtbar! Wenn schon Mutter, die mehr wie sparsame Mutter, dafür ist, einen Wagen zu nehmen,“ sagte Miele zu ihrem Begleiter.

„Ihr Herr Vater ist ein recht scherzhafter Mann,“ entgegnete Nawratzki.

„Ja, err isst ein rrecht scherrzhaffterr Mann,“ wiederholte Miele, lachend die harte, abgebrochene Aussprache des Oberschlesiers nachahmend. „Werden Sie sich nie daran gewöhnen, Herr Assessor, ick und mir und wat zu sagen, wie ein rechtschaffner Berliner, der Sie doch geworden sind? Sie können das wohl gar nicht erlernen? Wenn Sie wüßten, wie komisch Sie sind! Wissen Sie, wenn ich vor Gericht stände, und Sie mir gegenüber als Staatsanwalt und Sie beantragten, mich, die Angeklagte, zum Tode zu verurtheilen — ich müßte vor dem ganzen Gerichtshofe herausplatzen und zöge mir sicher die schärfste Strafe zu. Sie sehen, Herr Assessor, Sie sind ein gefährlicher Mann.“

„O, Fräulein Emilie, Ihnen bin ich leider noch nicht gefährlich geworden,“ sagte der Assessor.

„Nein, Gott sei Dank,“ entgegnete Miele, „und beruhigen Sie sich, das werden Sie mir nie werden.“

„Ja, leider,“ erwiderte ihr Begleiter, indem er süß lächelte, wobei sein Gesicht stets einen unredlichen, abstoßenden Ausdruck erhielt, „wenn Sie eifriger meine Lehrmeisterin sein wollten, würde ich bald völlig zum richtigen Berliner werden.“

„Ich bedaure sehr, daß ich dazu keine Zeit habe, aber ich muß meinem Vater ins Geschäft helfen, Fleisch und Wurst verkaufen, und der Mutter in der Wirthschaft.“

Jetzt wandte sich Miene, eifersüchtig, daß

Nawratzki Miele unausgesetzt den Hof machte, an den Assessor und belästigte ihn mit einer Anzahl von Fragen aus seiner Berufssphäre, oft auch über Dinge, die sie selbst recht gut wußte, nur um ihn mit sich zu beschäftigen. Die kleine, schlaue Katze wußte recht gut, daß einem Manne von solcher Stellung und diesem ganz in seinem Beruf aufgehenden Charakter nichts mehr schmeichle, als wenn man ihm Gelegenheit gäbe, Andere in Bezug auf Angelegenheiten seines Berufs zu belehren. Miele war nicht im geringsten eifersüchtig auf ihre Schwester, sie hätte ihr diese Eroberung von Herzen gegönnt und lachte laut auf, als Wilhelm sie jetzt heimlich fragte, wie weit es denn zwischen ihr und dem Assessor stände. Von diesem Liebhaber wollte sie nichts wissen, er war ihr zu trocken, zu langweilig, zudem verminderte sich sein Haarwuchs von Tag zu Tag und es hätte ihr doch Niemand zumuthen können, einen Mann ohne Haare zu heirathen. Sie hatte sich von ihrem Zukünftigen eine ganz andere Vorstellung gemacht; einen frischen, flotten, liebenswürdigen, jungen Mann wollte sie haben, nicht eine gelehrte Bohnenstange. Die Eltern hätten eine Heirath zwischen den Beiden nicht ungern gesehen, wenigstens sprachen sie, ein Stück hinter den Kindern zurückbleibend, auch jetzt wieder davon, wie schon öfters. Ein studirter Mann, der noch dazu die Staatscarrière einschlug: das war etwas, was Papa Dräsecke gewaltig imponirte.

Sie hatten sich die Möglichkeit nicht träumen

lassen, daß es so kommen könnte, als sie Herrn Nawratzki vor einem halben Jahr das zweifenstrige Vorderzimmer ihrer Wohnung vermietheten. Eigentlich hatten sie es gar nicht nöthig, möblirt zu vermiethen, denn Dräseckes Schlächterei konnte drei Familien genügendes Auskommen gewähren, allein Frau Dräsecke hatte es durchgesetzt: da die Miethe in ihre Kasse floß, so hatte sie die zahlreichen Unbequemlichkeiten, den Raummangel, der die Vermiethung mit sich brachte, gern ertragen. Nawratzki, wenig bekannt in Berlin trotz langjährigen Aufenthalts, ein abgesagter Feind des Kneipenlebens, hatte sich bald heimisch bei ihnen gefühlt. Die gemüthliche Häuslichkeit, die hier herrschte, der gesunde Volksgeist der alten Zeit, für den er schwärmte und den er in Berlin so selten fand, hatte ihm die Familie Dräsecke bald lieb und werth gemacht, und da er immer solid und ordentlich war, hatte man auch Vertrauen zu ihm und betrachtete ihn bald wie ein Mitglied der Familie. Daß er eine Neigung für Miele gefaßt hatte, konnte bald jeder Blinde sehen, und das Mädchen gab wenigstens durch nichts äußerlich einer Abneigung gegen ihn Ausdruck.

Sie hatte auch keinen Grund dieses zu thun, da er nie die Grenzen bescheidener Andeutungen verließ. Er war ihr gleichgiltig, nichts weiter. Eine andere Liebe als kindliche und geschwisterliche empfand sie überhaupt nicht im Herzen, trotz ihrer zwanzig Jahre und ihres nicht selten stürmisch aufwallenden Blutes. Vor vier Jahren in der Tanzstunde, hatte

sie wohl einmal mit einem jungen, hübschen Studenten so etwas wie ein „Techtelmechtel“ gehabt, wie es ihre Freundinnen bezeichneten, aber es war beim Nachhausebegleiten, Fensterpromenadenmachen, Bukettchenschenken seitens des Anbeters, und schamhaftem Erröthen, leisem Händedrücken auf ihrer Seite geblieben, der junge Mann hatte sich zurückgezogen, als sie sich weigerte mit ihm ins Theater zu gehen und ihre Beziehungen dem Gerede der Welt preis zu geben, und seit dieser Zeit hatte ihr Herz nicht ein einzigmal gesprochen. Und als Wilhelm ihr jetzt zureden wollte, ihr Glück nicht unbedachtsam von sich zu stoßen, unterbrach sie ihn ziemlich kurz: „Das geht Dich gar nichts an, Du hast mir keine Vorschriften zu machen, ich kann thun was ich will.“

„Kinder müssen dem Rath älterer Leute folgen,“ erwiderte Wilhelm, der wirklich um ein ganzes Jahr älter war als sie. „Nun bitte, bekümmere Dich nur um Dein Kind!“ entgegnete sie leise aber bestimmt. Wilhelm wurde über und über roth, stotterte einige Worte und wandte sich verlegen ab. Woher wußte sie sein sorgfältig gehütetes Geheimniß, von dem nicht einmal die Eltern etwas ahnten? O, dieser kleine Rothkopf mit den trotzigen blauen Augen, dem kecken Näschen und den festgeschlossenen Lippen barg manches hinter seiner weißen, klaren Stirn, woran Andere nicht im Entferntesten dachten! Der hatte seine eignen Anschauungen, seine eignen Empfindungen, und wenn man, wie Wilhelm, glaubte ihn gründlich zu kennen

und zu übersehen, so lehrte eines Tages ein plötzlich hingeworfenes Wort, ein blitzartiges Zucken des Auges, wie viel Fremdes und Undurchschautes noch in demselben steckte.

„Mir wäre der Assessor schon recht, aber er müßte sich doch zuerst erklären, man kann ihm das Mädchen doch nicht an den Hals werfen,“ meinte Frau Dräsecke zu ihrem Mann.

„Laß ihn nur erst seine Anstellung in der Tasche haben,“ entgegnete letzterer, „eher kann überhaupt von alledem keine Rede sein.“ Er hegte im Herzensgrunde die Hoffnung, daß sich vielleicht doch noch ein besserer, vornehmerer Freier für Miele finden könnte. Er liebte seine Mädchen wahrhaft und aufrichtig, und nichts war ihm für dieselben zu gut, nichts zu theuer gewesen. Mit Wilhelm hatte er wenig Umstände gemacht. Der Junge war auf der Schule nie von der Eselsbank heruntergekommen, dagegen bei allen schlechten Streichen, Prügeleien, Beleidigungen des Lehrers u. s. w. immer der erste gewesen. So hatte er nicht mit Gewalt einen Gelehrten aus ihm zu machen versucht, was ihm auch nie gelungen wäre, sondern ihn aus der Quinta heraus in sein Geschäft genommen. Auf dem Viehhof herum lungern, Ochsen und Schweine abschlachten, im Laden fünf Kunden zugleich bedienen, die hübschen Dienstmädchen in die Wangen kneifen: das war so ganz „sein Fall“, er zeigte sich dabei überaus anstellig, aber auf Höheres ging sein Sinn nicht. Und so sollte und wollte

er ein tüchtiger Gehilfe und Nachfolger in dem blühenden Geschäft werden, nichts mehr. Aber die Mädchen! Sie mußten die Töchterschule besuchen, französisch und englisch lernen, in die Tanzstunde gehen. Ihre Kleider wurden stets nach der neuesten Mode gefertigt, obgleich die Alten immer dreißig Jahre hinter derselben zurück waren und auf schöne und elegante Kleidung für sich selbst gar nichts gaben! Vater und Mutter, beide im Hauswesen ebenso fleißig als sparsam, besonders die letztere, fanden nichts zu theuer, was für ihre Töchter bestimmt war. Ging die ganze Familie ins Theater, so wurde nur die Gallerie besucht, schickte man die Mädchen aber allein, so wurde ihnen dritter Rang bewilligt — in Dräseckes Augen der Höhepunkt alles Luxus. Besonders Minna wurde verwöhnt: sie war ja das jüngste Kind, das Nesthäkchen, und verlangte wegen ihres körperlichen Gebrechens besondere Schonung und Liebe. An ihr hingen die Eltern mit rührender Zärtlichkeit. Miele mußte in der Wirthschaft und im Geschäft tüchtig mithelfen, trotz ihrer „Bildung“, sowie aber Miene ein Möbelstück oder etwas Aehnliches anrührte, hieß es sofort: Miene setz hin — Miene, laß stehn — Miene, thu' Dir keinen Schaden. Nichts durfte sie selbst besorgen, sie wurde von allen Seiten bedient, ihr wurde geschmeichelt, jedes Unrecht, das sie beging, wurde vertuscht, und so mußte sie natürlich schon zeitig das eitle, putzsüchtige, eingebildete Ding werden, als welches sie

jedem Unbefangenen erschien. Sie wurde auch oft hämisch und zanksüchtig, trotzdem sie ihre angeborne Gutmüthigkeit nicht verlor: geschah nicht sogleich ihr Wille, so begann sie auf der Stelle heftig zu weinen; kurz, sie hatte sich zu einer kleinen Haustyrannin ausgebildet.

Lachend und scherzend und von wichtigen wie von gleichgiltigen Dingen plaudernd, war man endlich in der Hasenhaide angekommen, und alsbald fand sich die Familie Dräsecke eingekeilt inmitten des von Tausenden gebildeten Menschenstromes, der sich längs der Budenreihen dahinwälzte und zwar mit jenem dem Berliner eigenen Ordnungssinn stets auf der rechten Seite, so daß Kommende und Gehende einander nicht hinderten. Dennoch war das Drängen und Treiben groß. Vorn stauten sich öfters die Massen und die hinteren drückten nach, so daß eine pressende Enge entstand, und die Frauen und Kinder ängstlich aufschrieen und quietschten. Dann rief man einander schlechte und gute, derbe und feine Scherze zu, hier und da zankten wohl auch Zwei, ein paar angetrunkene Burschen ergingen sich in rohen Reden, aber nach wenigen Minuten war das Hinderniß beseitigt und der Menschenstrom fluthete unter Lachen und Jauchzen weiter, bald in einer einzigen, unzertrennten Säule, bald Seitenarme abzweigend und in die Gassen der Budenstadt hineinschiebend. Nawratzki hielt sich die Ohren zu, der Höllenlärm, der hier herrschte, verletzte ihn. Ausrufer der verschiedensten Art schrieen

mit heiseren, das Ohr peinigenden Stimmen die Sehenswürdigkeiten in den verschiedenen Leinewandzelten aus: Menagerien, Riesendamen, die Centnergewichte auf ihrem Busen balancirten, wahrhafte lebendige Seejungfrauen, echte Hottentotten und Feuerfresser, Dioramen, Taucherkünste, Wachsfigurenkabinete! Trommeln wirbelten, verstimmte Clarinetten kreischten. Gekochte Krebse, Pfefferkuchen, Fruchtstangen, unter den Augen der Käufer fabricirt, Pfeifen und Brummeisen wurden feil geboten, dazwischen krachte es dumpf von den Schießständen und den Kraftmessern her. In Würfelbuden konnte man sein Glück versuchen und für wenige Pfennige Einsatz Dutzende von Gegenständen gewinnen, die nicht die Hälfte des Gesetzten werth waren. Dazwischen lautes Johlen, Schreien, Pfeifen, Singen, gegenseitiges Aufziehen und Verspotten, über dem Ganzen eine mit 28 Thermometergraden herniederbrennende, unbewölkte Sonne, von Zeit zu Zeit Windstöße, welche ganze Ladungen Sand in die Augen der Spaziergänger warfen — und in dieser Athmosphäre amüsirte sich das Volk von Berlin, fühlte es sich wohl wie nirgends. Dräseckes gingen von Bude zu Bude, und fast bei jeder wußte der Alte eine scharfe Bemerkung zu machen. Als Wilhelm dreimal am Schießstande gefehlt hatte, sagte er: „Brav mein Sohn, Du sollst nächstens einen Orden von Frankreich kriegen," und als Nawratzki durchaus ein Brummeisen kaufen wollte, wies er auf seine Frau und sagte: „Sonst trete ich Ihnen auch

mit Vergnügen das meine ab.“ Sie kamen auch zu einem Budenstand, wo ein Apparat aufgestellt war aus verschiedenen schwarzen Kästen und einer gläsernen Röhre bestehend, ein cartesianisches Teufelchen fuhr in der letzteren auf und nieder. „Immer ran meine Herrschaften,“ rief der Mann bei demselben, „für die Kleinigkeit von nur 10 Pfennigen erhält hier jeder Jüngling das Bild seiner zukünftigen Liebsten, jede Jungfrau das ihres Bräutigams!“ — „Na, Miele, greif man zu,“ rief Dräsecke munter. Aber Miele weigerte sich auf den Blödsinn hineinzufallen, und erst als Miene entgegnete: „Nun, dann will ich,“ gab sie ihrer weiblichen Neugier nach. Man überreichte ihr einen verschlossenen Briefumschlag. Sie wollte sich lange nicht bequemen ihn zu öffnen sondern ihn halb ärgerlich halb lachend zerreißen, da sie wußte, wie sehr man sie späterhin mit ihrem „Bräutigam“ aufziehen würde. Endlich gehorchte sie, als Dräsecke energisch rief: „Na, nu laß man die Ziererei.“ Alle lachten nicht wenig, als sie den Umschlag öffnete und das photographische Brustbild eines hübschen jungen Mannes mit schwarzem Knebelbart zum Vorschein kam „Der ist hübscher als Sie, Herr Assessor,“ meinte Wilhelm, und Miene sagte: „So einen hübschen Mann verdienst Du eigentlich gar nicht, der müßte von Rechtswegen mir gehören!“ und nun stritten sich die beiden Schwestern um einen Mann, der vielleicht gar nicht, oder wer weiß wo existirte.

Der kleine Scherz war bald vergessen, als man in ein zur Seite des Weges gelegenes großes Restaurant trat. Auch hier war der Raum von Menschen überfüllt, die sich auf den Stühlen und zwischen den Tischen drängten oder in den Gängen umherwandelten und zugleich mit ihrem Bier oder Kaffee ganze Staub- und Sandwolken einschlürften, ohne dabei das Geringste von ihrer guten Laune einzubüßen. Es standen wirklich ein paar alte Bäume umher, die dem Ganzen noch den Charakter des Gartens ein wenig wahrten, während sonst die Berliner öffentlichen Biergärten nur aus einem Sandfleck mit ein paar Topfgewächsen zu bestehen pflegen. Ganze Familienkarawanen schienen herausgepilgert zu sein, auf den Tischen standen ungeheuere, dickbäuchige, weiße Kaffeekannen mit dem süßen, weichlichen, kraftlosen Getränk, das man im Berliner Volk für Kaffee hält und welches von den Hausfrauen drinnen in der großen Küche der Gastwirtschaft selbst zubereitet wurde. Für Dräseckes war es zu spät, jetzt noch selbst Kaffee zu kochen, sie bestellten Bier, das ihnen in kleinen engen Gläsern verabreicht wurde, und zur Hälfte aus weißem Schaum bestand. Bald hatten sie Bekannte entdeckt, die sich an ihren Tisch setzten und mit ihnen plauderten, und schnell entfaltete sich hier eine Unterhaltung, in der Witz, treffende oft aber auch beißende und rücksichtslose Bemerkungen über öffentliche und private Verhältnisse nur so sprudelten, und die Bonmots so zahlreich fielen, daß ein Possendichter zwölf seiner Stücke

damit hätte bequem ausfüllen können. Nur Nawratzki sprach wenig und hörte lieber zu. Die Gabe des Humors hatte ihm die Natur völlig versagt und er sah ein, daß er mit diesen Berliner Kindern nicht Schritt halten könne, denen der Mutterwitz als Erbtheil angeboren war, er fürchtete auch wegen seiner harten Mundart verspottet zu werden. So machte er im Stillen seine Beobachtungen. Eben dachte er darüber nach, wie es käme, daß die klugen aufgeweckten Mädchen und Männer in ihrem ganzen äußeren Wesen so wenig von ihren geistigen Eigenschaften verriethen, ihr Aeußeres, die Kleidung, die Haltung, den Gang, die Sprache so nachlässig behandelten, als ob sie sich förmlich bemühten zu zeigen wie wenig ihnen daran liege zu gefallen. Hatte doch auch Miele, die schelmisch aufgeweckte Miele, den breiten wackelnden Gang, die ein wenig näselnde, breite Sprache der Berlinerinnen, wenn auch lange nicht in dem auffallenden Grade wie die meisten der letzteren. Wilhelm weckte Nawratzki aus diesem Nachdenken, indem er ihn durch einen Schlag auf die Schulter mit freundlichem Grinsen aufforderte, ihm zu den Schießständen zu folgen. Er rühmte sich ein guter Schütze zu sein und zeigte seine Kunst, wo er nur konnte. Kaum waren die beiden fort, als Miele sich erhob um mit ihrer Schwester und ein paar Freundinnen nach dem Tanzsaal zu gehen, aus dem verlockende Weisen herüberklangen. „Vatern“ wurde die Erlaubniß leicht abgeschmeichelt. „Aber Kinder, ihr werdet doch bei der

Hitze nicht tanzen," sagte er. „Nein, nein, nur zusehen," entgegnete man ihm, und da die Damen in dieser Art von Tanzlokalen kein Eintrittsgeld zu zahlen haben, sondern nur die Herren, so ließ man auf Fürbitte der Frau Dräseke die Mädchen gehen. Kaum waren sie in den Saal getreten, als Miele plötzlich wie von einer Bremse gestochen zurückfuhr und sich bezwingen mußte, um nicht einen lauten Ruf des Erstaunens auszustoßen. Da drüben an der Wand stand ja ihr vorausbestimmter Bräutigam! Gewiß, das waren dieselben männlichen, wohlgebildeten Züge, der gleiche Knebelbart, dieselben freundlich lächelnden Augen. Sie wollte schon ihre Schwester in den Arm kneifen und sie leise darauf aufmerksam machen, als sie sich eines Besseren besann und schwieg. Der junge Mann stand da drüben schwatzend und lachend in einer Gruppe von Freunden und sah mit ihnen dem Tanze zu. Trotz der glühenden Hitze schwebten nämlich wirklich zehn bis zwölf Paare, Bürger- und Handwerkerkinder, Arbeiter und dergleichen, über den Estrich hin. Jetzt schien man sie drüben auch zu bemerken, denn der junge Mann machte seine Freunde auf sie aufmerksam, die Gruppe setzte sich in Bewegung und kam herüber, auf sie zu. Mit der in Berlin üblichen Leichtigkeit machte man sich bekannt und bat um ein Tänzchen. Die Mädchen kicherten und erklärten dann nicht tanzen zu dürfen, aber die jungen Leute baten so lange und so liebenswürdig und waren anscheinend sämmtlich so wohlerzogene junge Menschen,

dabei fein und modern gekleidet, und der kleinen Miene leuchtete die Tanzlust so aus den Augen, und sie redete ihren Freundinnen so eifrig zu, daß bald die Pärchen sich zu den übrigen Tänzern gesellten. Während sie so im bewegten Walzerschritt — man tanzt in Berlin im allgemeinen den Walzer schneller als in Wien — dahinflogen, flüsterte der junge Mann, der „bestimmte Bräutigam“, — seiner Tänzerin, der hübschen Miele, schmeichelnde Worte zu, lobte den geschmackvollen Schnitt ihres Kleides und die zarte Weiße ihrer Hautfarbe. Sie zuckte wohl gleichgültig mit den Achseln, doch das war nur Schein, im Innern war sie tief bewegt, denn da sie ein wenig abergläubisch war, schien ihr das merkwürdige Zusammentreffen, von dem übrigens die Schwester nichts merkte, in der That bedeutungsvoll und wie eine Vorbestimmung. Als der Ingenieur Max Adler hatte er sich vorgestellt. Er war also ein gebildeter Mann. Ja, das sah man an seiner Haltung, denn er trug sich fein und vornehm, und jedes seiner Worte verrieth, daß er guter Leute Kind sei. So walzten sie den Saal auf und nieder und merkten gar nicht, daß die Andern schon längst wieder ausgetreten waren. Erst durch das Gelächter derselben, und einige spottende Zurufe als „Schon so verschossen!“ — „das ging aber schnell!“ — „die wollen wohl hier gleich Hochzeit machen!“ — wurden sie darauf aufmerksam und stellten gleichfalls das Tanzen ein. Während er sie auf ihren Platz begleitete, bat er sie um ein Wiedersehen.

Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ueberlassen wir es dem Zufall,“ sagte sie. Da bat er sie, ihm wenigstens zu sagen, wo sie wohne. „Papen- und Mohrenstraßenecke“ entgegnete sie ganz ernsthaft und ging mit leichter Verneigung inmitten ihrer Freundinnen davon. Max schaute ihr nach. Morgen wurde Fensterpromenade gemacht, das stand fest. Erst als Miele schon längst wieder bei den ihren saß, fiel ihm ein, daß die Papen- und Mohrenstraße a in ganz verschiedenen Stadttheilen liegen. Der kleine Rothkopf hatte ihn also zum Besten gehabt —

Die Familie Dräsecke wohnte am Königsgraben. Das Haus, welches dem Schlächtermeister Dräsecke gehörte, war seinem Urgroßvater von König Friedrich dem Großen gebaut worden und seitdem im Besitz der Familie geblieben, geradeso wie sich das Schlächtergewerbe immer vom Vater auf den Sohn übertragen hatte. Dräsecke war auf diesen ererbten Besitz nicht wenig stolz, und noch mehr seine Frau, welche das alte, ganz im Zopfstil gebaute Haus mit den niedrigen Räumen, der schmalen, steilen und dunklen Treppe und der gänzlich schmucklosen Fassade nicht mit einem der Prachtpaläste draußen im Westen vertauscht hätte. Darum war denn auch die Verehrung groß, die in dieser Familie dem Andenken des unvergeßlichen Königs gezollt wurde, und sie hatte sich auf seine Nachkommen voll und ganz fortgepflanzt. Ein so scharfes Messer Dräsecke auch am gewohnten Stammtisch führte, so harte und derbe Worte er über die

Minister, das Parlament, Pfaffen und Junker und die „neuen Gesetze" gebrauchte — sowie die Rede auf das Herrscherhaus, auf den Kaiser kam, sprach er plötzlich ganz anders, nur in Ausdrücken der höchsten Anhänglichkeit und Ehrfurcht. So ist der Berliner vom alten Schlage: freisinnig, ja radikal in seinen politischen Anschauungen, in seinen Urtheilen über die größten Männer brüsk den Stab brechend, aber königstreu und patriotisch gesinnt. Aber Dräsecke wußte seinen Patriotismus, seine Hohenzollernverehrung auch ganz trefflich für seine Zwecke auszubeuten. Kamen Miether und beklagten sich über schlechte und unhaltbare Zustände in den Wohnungen und verlangten Aenderungen, so wies er sie mit patriotischer Empörung unter dem Vorwande ab, in seiner jetzigen Gestalt sei das Haus vom alten Fritzen gebaut worden und so müsse es aus Pietät bleiben — damals sei es so vortrefflich gewesen und darum werde es wohl auch weiter so gehen. In Wirklichkeit aber scheute er nur die Geldausgaben, und es war ihm ganz gleichgiltig, ob einer der Miether auf der abscheulichen dunklen Treppe, die trotz der Polizeivorschrift aus Geiz fast nie beleuchtet wurde, den Hals brach. Seine Frau secundirte ihm aus wirklicher Ueberzeugung, und so mußten die verdutzten Miether, um keinen Zweifel an ihren patriotischen Gesinnungen und ihrer Bewunderung des alten Fritzen aufkommen zu lassen, dann in den alten verrotteten Zuständen weiter leben, während rings herum alle

älteren Häuser sich den Anforderungen des neuzeitlichen Comforts anbequemten. Mit den Polizeivorschriften nahm Dräsecke es überhaupt sehr leicht. Auf seinem Hofe duftete es manchmal furchtbar, die Ratten statteten sich daselbst am hellen Tage gegenseitige Besuche ab, ja Herr Dräsecke stellte sich sogar, als wisse er nicht, daß im dritten Stock seines Hauses leichtfertige Dämchen ihr Absteigequartier hatten, weil er von den dortigen Miethern deshalb höheren Zins herauspressen konnte — und bei diesem Allen vertraute er blindlings seinem Glück, das ihn vor jeder Bestrafung sicher hielt. Er stand ja überdies in den besten Beziehungen zu den Herren Schutzleuten seines Bezirks, und wenn die Frauen der letzteren Vormittags ihre Einkäufe für den Mittagstisch machten, so wußten sie, daß sie bei Dräsecke das schönste und billigste Fleisch im ganzen Viertel bekamen, nnd schmunzelnd legte dann der Alte oder Wilhelm noch einen schönen, kräftigen Markknochen auf die Waage. Da Wilhelm jetzt als „Dreijähriger" draußen auf der Chausseestraße in der Kaserne der „Maikäfer" wohnte und dem Vater nicht im Geschäft beistehen konnte, mußte Miele einen Theil seiner Pflichten übernehmen und auch sie wußte mit jenen kleinen Manipulationen recht wohl Bescheid. Auf seinen Wilhelm war Dräsecke nicht wenig stolz, und sein väterliches Herz schlug jedesmal höher, so oft er an seiner Seite über die Straße ging und der Sohn einen vorüberschreitenden Vorgesetzten zu grüßen hatte: er grüßte dann stets

mit und zog den Hut bis auf die Erde, so daß die Offiziere sich nicht selten verwundert nach ihm umschauten. Denn vor Allem was Militär hieß hatte er den kolossalsten Respekt, ein Major erschien ihm wie ein Halbgott und ein General gar wie ein überirdisches Wesen. Er hatte ja selbst wacker und tüchtig gedient und sich 1864 beim Sturm auf die Düppeler Schanzen sogar ausgezeichnet. Seit sein Wilhelm, den er vorher schon verzogen, in der bunten Jacke steckte, kannte seine Vaterliebe keine Grenzen mehr, hätte er Alles für ihn hingegeben. Wenn er gewußt hätte, was Wilhelm für ein nettes Früchtchen war, und daß er den Alten sogar heimlich schon zum Großvater gemacht hatte!

Dräsecke war seit einiger Zeit sehr wohlthätig und opferfreudig geworden. Er besaß nämlich Ehrgeiz, der biedere Schlächtermeister, und seine Frau noch mehr. Emma lag ihm schon seit langem in den Ohren, daß er bei seinen glücklichen Verhältnissen die Pflicht habe, auch etwas für die äußere Reputation der Familie zu thun, und daß es seine Concurrenten gewiß sehr ärgern würde, wenn er eines Tages zum Hoflieferanten ernannt würde oder ein kleines Bändchen ins Knopfloch erhielte. Er seinerseits hätte eine Wahl zum Stadtverordneten am liebsten gesehen. Eines von diesen schönen Dingen mußte er um jeden Preis erreichen — er war ja wohlhabend und konnte es sich schon ein Stück Geld kosten lassen. Bei allen öffentlichen Sammlungen

konnte man jetzt Dräseckes Namen in den Blättern lesen, und nie waren es unbedeutende Summen, die er hergab. So hatte er heute wieder Miele mit einer Hundertmarknote nach der Armenkasse gesandt. Die Kleine kam eben von ihrem Ausgange zurück und ihr Blick fiel, als sie die Königscolonnaden passirte, wie alltäglich, auf die gewaltigen Bogen, die sich neben und über ihr wölbten, die starken Brückenpfeiler, die eisernen Träger, die hölzernen Beschläge, auf das ganze gewaltige Bauwerk der Stadtbahn, an dem nun schon seit längerer Zeit geschaffen wurde und das nun immer näher der Vollendung entgegenrückte. Sie hatte das riesige Unternehmen noch nie in der Nähe betrachtet, obgleich sie täglich hier vorbeipassiren mußte, und wenn auch der Bau fast dicht unter den Hinterfenstern ihrer Wohnung fortgeführt wurde, so hinderten doch große Bretterzäune stets die nähere Beaugenscheinigung. Sie wußte, daß der Vater den Bau nicht mit besonders günstigen Augen anschaute — denn was war ihm die Erleichterung des Verkehrs, die Großartigkeit des Planes, der Ruhm eines so gewaltigen Unternehmens für Berlin? Er fürchtete eine Erschütterung der Fundamente des Hauses und die Nothwendigkeit von Reparaturen, und die Mutter meinte: „Na, das wird ja ein netter Aufenthalt in den Hinterstuben werden, wenn einem alle fünf Minuten ein Eisenbahnzug am Kopf vorübersaust.“ Aber Miele hatte schon so viel von der Großartigkeit des Baues in der „Vossischen Zeitung“ gelesen, der ein-

zigen Lektüre, die in ihr Haus kam, daß sie heut der Versuchung nicht wiederstehen konnte, trotz des angeschlagenen Verbots des Eintritts eine Thür im Schutzzaun zu öffnen und hindurchzuschlüpfen. Sie sah eine sich nach beiden Seiten ins Unendliche verlängernde Reihe im Bau begriffener großer Bogen und Pfeiler, sah Arbeiter zwischen denselben hin- und hereilen, hier mauernd, dort in Gruben Mörtel bereitend, da Sand und Kalk und Ziegel ablagernd. Karren und Wagen bewegten sich durcheinander, Aufseher rannten hin und her und schrieen dazwischen. Weiterhin erhoben sich die kahlen Mauern eines hohen Gebäudes und einer riesigen offenen Halle, des zukünftigen Bahnhofs Alexanderplatz. Ganze Wolken dünnen, feinen, grauweißlichen Staubes lagerten in der Luft und setzten sich ihr in die Kleider, fielen ihr in die Augen, die Ohren. Als sie so erstaunt dastand und nicht wußte, nach welcher Richtung sie sich wenden und wie sie sich Alles erklären sollte, trat plötzlich aus einer Bauhütte, neben der sie stand, ein Herr in kurzer Joppe heraus und wandte sich an sie mit der Frage: „Was wünschen Sie hier, mein Fräulein? Das Betreten des Bauplatzes ist verboten.“ In demselben Augenblick aber fügte er hinzu: „Sieh' da — ist das nicht meine reizende Unbekannte aus der Hasenhaide?“ Und nun erkannte Miele auch den jungen Mann, mit dem sie am Sonntag getanzt hatte und dessen Bild sie noch immer besaß. „Wünschen Sie hier Jemanden zu besuchen?“ fragte er. Ein

wenig verwirrt entgegnete sie, nur der Zufall habe sie hergeführt und die Neugierde. Sofort erklärte Max Adler sich bereit, sie herumzuführen und ihr den Bau zu erklären, da er gerade diese Strecke zu leiten habe und sie ohne seine Führung sich schwerlich zurechtfinden und auch gar nicht auf die Baustrecke gelassen werden würde. Miele nahm das Anerbieten an, und nun schritten sie Seite an Seite zwischen den Ziegelhaufen, den Mörtelgruben, Cementtonnen und Pechkesseln einher, kletterten im Kalkstaube zwischen den Gerüsten und Leitern herum, und der Ingenieur erfüllte die verwickelte Pflicht, seiner hübschen und neugierigen Begleiterin zugleich Erklärungen des Baues zu geben, ihr angenehme Höflichkeiten über ihr Aussehen, ihr frisches und munteres Wesen zu sagen, und sie vor den Gefahren zu warnen, die sie bei jeder Unvorsichtigkeit bedrohten: denn bald kletterte über ihrem Haupte ein Arbeiter mit einem Kalkschaff eine Leiter empor, bald warf eine Reihe von Handlangern einander Ziegelsteine zu, bald konnte sie unversehens in eine gähnende Grube stürzen, bald über einen Haufen lose übereinander gelegter Eisenschienen stolpern, bald von einem von oben herunter gewundenen Kübel getroffen werden. Max Adler erfüllte seine Pflicht so gut, daß sie sich wirklich köstlich unterhielt und daß es undankbar gewesen wäre, wenn sie ihm beim Abschied die Zusammenkunft in der Conditorei verweigert hätte, um die er bat. Als sie nach Hause kam und erzählte, daß sie durch einen Zufall den Stadt-

bahnbau besichtigt hätte und zum Beweise den Staub aufzeigen konnte, der linienhoch ihr Kleid bedeckte, wurde sie von der Schwester und den Andern um das Glück beneidet, und Alle konnten nun nicht genug hören von den angeblichen Wundern, die bei dem Bau zu sehen sein sollten. „Ja, ja," sagte Dräsecke ein Mal über das Andere, „Berlin wird doch wirklich Weltstadt!" Mieles Bericht war aber sehr lückenhaft, denn sie hatte die liebenswürdigen Complimente des Ingenieurs weit aufmerksamer behalten, als seine technischen Erklärungen.

Ob sie wohl kommen wird? Das war die Frage, welche Max Adler am nächstfolgenden Morgen schon um sechs Uhr früh aus dem Schlummer weckte. Und er wurde dieselbe den ganzen Tag über nicht los: auf dem Bau, beim Frühstück, im Bureau, beim Mittagessen, immer schwebte sie ihm vor und er hätte sie am liebsten an jeden gerichtet, mit dem er zu thun hatte, nur um die süße, freundliche Antwort „Gewiß" zu hören. Er war zerstreut, das Essen schmeckte ihm nicht, er rührte es kaum an, dagegen trank er auffallend viel. Schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit war er in der Damenconditorei, und der Anblick so vieler hier verkehrender eleganter und schöner Frauen erregte ihn noch mehr. „Wenn sie doch käme!" war sein einziger Gedanke, während er mechanisch die erste beste ihm zur Hand liegende Zeitung überflog, ohne zu wissen, was er las. Und sie kam, trotzdem sie noch eine Viertelstunde vorher den

festen Entschluß gefaßt hatte, nicht zu kommen. Aber die Lust auch einmal ein Abenteuer zu bestehen hatte gesiegt, das Verlangen einen Roman zu erleben hinter dem Rücken ihrer Familie. Adler war glücklich und seine Liebesbethörung ließ ihn in den süßesten Schmeichelworten reden. Und so wenig legte er seinen Gefühlen Fesseln an, daß die an den Nebentischen Sitzenden aufmerksam auf das Pärchen wurden und sich allerlei mehr oder weniger harmlose Bemerkungen zuflüsterten. Auch Nawratzki hatte sie Beide bemerkt, er saß in einer dunklen Ecke, denn er liebte es aus derselben die schönen und üppigen Damen zu betrachten, die hier verkehrten, und sein Auge an ihrem Anblick zu weiden, ohne daß er jemals wagte eine derselben anzusprechen. Er wurde in seiner Ecke abwechselnd blaß und dunkelroth, denn das Naturgefühl sagte ihm, daß zwischen jenen beiden sich ein Verhältniß anspinne; er merkte es daran, wie Adler oft seine Hand auf die Mielchens legte um sie sogleich wieder zurückzuziehen, wie er mit seiner Fußspitze die der Kleinen zu treffen suchte und wie Miele oft die Augen zu Boden schlug oder vergnügt in sich hinein lächelte. „Glauben Sie an Vorbedeutungen, Herr Adleer?" fragte Miele den Ingenieur, das „er" der Endung des Namens echt berlinisch-breit aussprechend. „Wie meinen Sie das?" entgegnete dieser. „Glauben Sie," fuhr Miele fort, „daß zwei Menschen . . . ich habe das nämlich kürzlich in einem Roman gelesen . . . daß zwei Menschen . . so behauptete der Verfasser . . . vom

Schicksal wirklich und ausdrücklich für einander bestimmt sein können und das Schicksal dies beiden oder einem von ihnen auf eine unzweifelhafte Weise kund thun und sie auf eine noch nicht dagewesene Art zusammenführen könne?“ Und als er, verliebt wie er war, diese Frage natürlich bejahte, entsprach dies ganz ihrem ein wenig fantastischen und romantischen Sinn. Sie bildete sich wirklich ein, das Schicksal habe sie beide zusammengeführt und jener Photograph in der Hasenhaide sei sein Bote gewesen. Es that ja so wohl zu glauben, daß der liebe Gott sich allerhöchsteigenpersönlich um ihre Liebschaften kümmere und ihr den „Rechten“ zuschicke. So waren die Beiden dann schnell zusammengekommen, und die Gasflamme an der Wand, welche das gleiche alte Spiel der Liebesgöttin in diesen Räumen schon so oft belauscht hatte und immer wiederkehren sah, kicherte und flackerte vergnügt in ihrer Milchglasschale. Da Max Adler seine aufrichtigen und ehrlichen Absichten betonte und nichts sehnlicher wünschte, als ihre Eltern kennen zu lernen, so wurde verabredet, daß er am nächsten Sonntag, wo man in die „Zelten“ gehen wollte, an den Tisch herantreten und einen freien Stuhl in Besitz nehmen solle, sobald die Familie Platz genommen haben würde. Das Uebrige, die Anknüpfung des Gesprächs, die Vorstellung, die Einladung werde sich schon dann von selbst besorgen.

Herr Nawratzki wurde von Eifersucht gepeinigt. Der kleine Silberfisch, der ihm beinah schon sicher

war, sollte ihm entgehen? Das wäre in der That verteufelt gewesen! Er war dem Mädchen wirklich gut, sie war eines vermögenden Mannes Tochter — das mußte ihn reizen. Wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, so würde ihn ihr von Tag zu Tag kälter werdendes Benehmen gelehrt haben, daß Emiliens Herz sich einem Andern zugewandt habe. Was sollte er thun, um das verlorene Gebiet zurückzugewinnen? Er sprach noch einmal mit dem Vater. Aber Dräsecke sagte ihm: „Lieber Herr Assessor! Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Sie mir als Schwiegersohn nicht unangenehm wären. Aber zwingen, Ihnen zu heirathen, kann ich meine Miele nicht, das müssen Sie mit ihr selbst ausmachen. Um mich politisch auszudrücken" — seit Dräsecke auf Stadtverordnetenbewerberfüßen ging, bewegte er sich auffällig in politischen, aus der „Voß" zusammengelesenen Ausdrücken und Vergleichungen — „so habe ich in Heirathsangelegenheiten meiner Töchter kein Jusso sondern nur ein Veto — Sie werden mir als Jurist verstehen" — (er glaubte in diesem Augenblick Nawratzki furchtbar imponirt zu haben) — „ich kann nur mir ungelegene Heirathscandidaten hinauswerfen, Bummler und dergleichen, aber meiner Tochter Einen aufzwingen — nein, das thu' ich nicht, und jeder anständige Mensch in geregelten Verhältnissen ist mir willkommen, wenn sie ihn mag." Eine andere Antwort konnte Nawratzki nicht erlangen, und so zog er sich denn mißgestimmt zurück.

Am Sonntag in den Zelten ging Alles glatt. Adler kam heran, nahm Platz, stellte sich vor, und bei der Leichtigkeit, mit welcher der Berliner sich anschließt und namentlich vor Fremden gern gleich seine ganze Weisheit auskramt, war er bald mit der ganzen Familie in ein eingehendes Gespräch verwickelt. Die beiden Verliebten thaten natürlich, als hätten sie einander noch nie im Leben gesehen, nur Miene besann sich sogleich auf das Gesicht des fremden Herrn in der Hasenhaide, aber sie war klug genug zu schweigen, denn sie wollte den Eltern nicht verrathen, daß sie an jenem Sonntag auch mit einem Fremden in der Hasenhaide getanzt habe. Nur sie und Nawratzki hatten auch die Purpurröthe auf Mieles Wangen bei Adlers Herantreten bemerkt, und der letztere wollte beinahe schon die ganze Komödie aufdecken, die hier gespielt wurde: so sehr bemächtigte sich seiner die Eifersucht. Er hätte dadurch allerdings den Plan der Verliebten gesprengt, aber auch sich selbst in der Familie fürderhin unmöglich gemacht, und so zögerte und zögerte er das entscheidende Wort zu sprechen, bis es zu spät war. Der Nachmittag gestaltete sich zu einer Demüthigung für ihn und zu einem Siege seines Nebenbuhlers. Adler war in der besten Laune von der Welt, er erzählte Schnurren und Anecdoten in Menge und hatte bald die Herzen aller Anwesenden gewonnen, Frau Dräsecke wollte sich ausschütten vor Lachen und Miene blinzelte ihm unaufhörlich zu. Dieser witzigen Behendigkeit gegenüber konnte der

trockene Nawratzki nur schweigen. Einen Gegner mit wissenschaftlichen Gründen zu bekämpfen verstand er wohl, und da fehlte ihm die Beredsamkeit nicht, aber Anecdoten erzählen und Kalauer verfertigen war nicht seine Sache. Und doch schien dies bei Dräseckes höher zu gelten als seine Gelehrsamkeit. Dann kam die Rede auf die Stadtbahn und Dräsecke wiederholte seine alten Einwendungen. Da ergriff nun Adler das Wort und setzte die Bedeutung des Riesenwerkes auseinander, die Hebung des Verkehrs, den strategischen Nutzen im Fall einer Mobilmachung. Nicht Schaden sondern Vortheil werde der Bau den Hausbewohnern in der Nähe der Bahnhöfe bringen, denn ihre Grundstücke würden gewaltig im Preise steigen. Diese Aussicht imponirte dem Ehepaar Dräsecke sehr, und sie fanden beide, daß Adler ein „ganz schneidiger Kerl“ sei. Mittlerweile war die Zeit des Abendessens herangekommen, immer neue Schaaren von Gästen wogten aus den grünen Hallen des Thiergartens herein und aus dem Zelt nebenan erklang Musik, deren Töne sich mit den Klängen mischten, die von Kroll herüberschallten. Ein leiser Wind kam von der Spree her, die Gasflammen leuchteten auf, Speisedüfte erfüllten die Luft und immer bunter gingen die Wogen der Unterhaltung, erschallte das Klappern der Teller, Biergläser und Bestecke um sie herum. „Was wollen wir essen?“ fragte Frau Dräsecke und einstimmig erklang es aus aller Munde: „Hühnerfricassée.“ Und so wurde die dampfende Speise be-

stellt, welche man Sonntags in allen volksthümlichen Gastwirthschaften Berlins erhält und die an diesem Tage in zehntausenden von Portionen vom Volke vertilgt wird. Als die Teller auf dem Tisch standen, zog Dräsecke in jovialer Laune einen Thaler aus der Tasche, warf ihn mitten auf den Tisch und rief: „Den kann behalten, wer das erste Stück Hühnerfleisch im Fricassée entdeckt.“ Nun begann auf den einzelnen Tellern ein emsiges Durchstochern und Untersuchen der Speise, die in Berlin vom Huhn in der Regel nichts hat als den Namen, aber erst nach einer Weile gelang es Miele, in ihrer Portion den Knochen eines Hühnerflügels zu entdecken. Sie erhielt den Thaler und wurde von Allen beglückwünscht und der Gegenstand zahlreicher Scherze. „Na, Alter, sonst so knickrig und heut so spendabel?“ fragte Frau Dräsecke ihren Gatten. „Ja, Kinder,“ entgegnete er, „ich war selten so guter Laune wie heute,“ und um seiner Freigebigkeit die Krone aufzusetzen, forderte er nach dem Abendbrot noch Alle auf nach dem Café Bauer zu kommen. Dort blieb man noch mehrere Stunden beisammen, und als man schied, hatte Adler eine Einladung in der Tasche, nächsten Sonntag zu Tisch zu kommen. „Es giebt aber nichts als ein Stück Fleisch,“ sagte Frau Dräsecke, „also machen Sie sich keine großen Erwartungen.“ „Nun, ich hoffe, daß es wenigstens frisch sein wird,“ scherzte Adler. „Man hat's im Hause!“ entgegnete Frau Dräsecke, und als Adler sich empfohlen hatte, meinte sie mit einer gewissen Genugthuung zu den

Ihren: „Wirklich ein sehr gebildeter Mensch! und er is auch Beamter! Miene, das wäre Einer vor Dir!“ —

So wurde Adler bald Hausfreund im Dräseckeschen Hause. Er war anfänglich ein wenig erstaunt gewesen, als er die engen und niedrigen Räume am Königsgraben mit dem alten, wenig der Mode entsprechenden Gemöbel kennen lernte, die noch dazu jedes Schmuckes entbehrten, aber die Freundlichkeit, mit der er aufgenommen wurde, das verklärende Licht, in dem er Miele und demzufolge auch ihre Umgebung zu sehen sich gewöhnt hatte, ließen ihn daselbst sich bald heimischer fühlen, als in den größten und prächtigsten Salons. Dräsecke hatte ihn bald so lieb gewonnen, daß er ihn sogar Sonnabend Abends in seine Stammkneipe mitnahm: ein Vorzug, den er nicht so leicht Einem erwies. Von dem regelmäßigen Besuch derselben ließ sich Dräsecke durch nichts abhalten, dort saß er stundenlang im dichtesten Tabakqualm, in Kneipenhitze und Bierdunst, Seite an Seite mit wohlsituirten Bürgern seines Viertels und politisirte mit ihnen, riß die Verwaltung des Landes und der Stadt auf das schärfste herunter und wies nach, daß Alles viel besser gemacht werden müsse. Nach zwölf Uhr zog man sich in ein kleines Privathinterstübchen des Wirths zurück, wo man um einen runden Tisch Platz nahm; plötzlich lagen Kreide und Karten auf dem Tisch — es wurde getempelt, und der sonst so sparsame Dräsecke, der nicht eine Mark für ein gutes Buch ausgegeben hätte, ließ hier oft stundenlang ein

hartes Thalerstück nach dem andern in die unermüdlichen Hände des Bankiers verschwinden. Wenn seine Frau davon gewußt hätte! Sie hatte keine Ahnung davon, was in dieser „Stammkneipe“ getrieben wurde.

Nawratzki hätte blind sein müssen, um nicht zu bemerken, wie seine Aktien von Tag zu Tag fielen. Er sah ja, wie man sich bei Dräseckes nur noch um Adler und fast gar nicht mehr um ihn bekümmerte. Nur Miene bewahrte, ja steigerte ihre alte Freundlichkeit gegen ihn und suchte ihn unablässig mit sich zu beschäftigen, während er fast nur noch die Augen auf Miele und Adler gerichtet hatte. Auch Wilhelm, der aber selten aus der Kaserne abkommen konnte, hielt zu ihm, denn Nawratzki wußte um sein Geheimniß und hatte ihm in dieser verschwiegenen Angelegenheit schon manchen guten Rath gegeben, um unberechtigte Ansprüche abzuwehren. Er bewies gegen Adler eine fast feindliche Haltung und ließ es an ironischen Anspielungen auf „Eindringlinge, die sich einzuschmeicheln verstehen“ und dergleichen nicht fehlen, allein Adler gab sich die Miene, dieselben völlig zu überhören. Nawratzki wurde es zuletzt peinlich, unwillkommener Zeuge der Annäherung zu sein, die zwischen Max und Emilie von Tag zu Tag inniger wurde, und zog vor, sich von den Familienzusammenkünften ganz fern zu halten, wodurch er seine Sache natürlich noch verschlimmerte.

Eines Nachmittags endlich faßte er einen Ent-

schluß und trat bei Emilie ein. Als er anfing von seiner Zuneignng zu sprechen und die Gunst erwähnte, in der er früher bei ihr gestanden habe, unterbrach sie ihn hastig und rief: „Nicht weiter, Herr Assessor, wenn ich bitten darf; ich weiß schon, was Sie sagen wollen, aber ich muß Ihnen widersprechen. Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen Beweise einer Gunst gegeben, in der sie bei mir gestanden hätten — ist das geschehen, so habe ich es weiß Gott gethan, ohne es zu wollen. Aber ich glaube, Sie nehmen zufällige Freundlichkeiten, die üblichen Höflichkeiten und dergleichen fälschlich dafür. Es thut mir leid, Ihnen erklären zu müssen, daß ich niemals die Absicht hatte, Ihnen Gelegenheit zu geben, sich von mir begünstigt zu glauben. Darüber aber, wem ich dieselbe jetzt zuwende, würde ich keinem Menschen ein Urtheil gestatten, keinem Menschen, hören Sie, nicht einmal meinem Vater, falls er versuchen wollte, mich zu beeinflussen — am allerwenigsten aber Ihnen. Ich bin erwachsen genug, um ein selbstständiges Urtheil zu haben, ich bin kein Kind mehr, und wenn auch der Rock, den ich trage, meinem Vater gehört — das Herz, das darunter schlägt, gehört nur mir allein und ich werde damit beginnen, was mir beliebt!" Sie hatte ihr reizendes Köpfchen, auf dessen Wangen eine zarte Röthe glühte, hoch erhoben und wie sie diese Worte mit wahrhaft vornehmer Haltung sprach, glich sie nicht einem einfachen Bürgermädchen, sondern einer Dame der großen Welt. Jetzt senkte sie wieder den

Kopf, griff zu der Handarbeit, die sie beim Eintritt des Assessors fortgelegt hatte, und fuhr emsig in ihrer Arbeit fort, ohne nur einmal aufzublicken. Der Assessor sprach noch einige Worte, ohne daß er Antwort erhielt, dann begriff er die Lage und ging. Noch einmal versuchte er den Vater umzustimmen, aber er erhielt fast wörtlich dieselbe Antwort wie das erste Mal. Grimm und Wuth bemächtigten sich seiner, tödtlicher Haß gegen seinen Nebenbuhler erfüllte ihn, aber vergeblich sann er darüber nach, wie er sich an ihm rächen könne. Immer den einen Gedanken im Kopf lief er durch die Gassen bis weit hinaus in die Vorstädte, aber er kam nicht dazu, einen vernünftigen Gedanken auszudenken, denn unaufhörlich mußte er umkehren und nach einem andern Wege suchen, da die Stadtbahn mit ihren Zäunen und Verschlägen ihm wohl zehnmal den Weg versperrte. Abends hielt er sich in seinem Zimmer eingeschlossen und hörte, vor Wuth kochend, wie nebenan Dräseckes in Adlers Gesellschaft sich vortrefflich unterhielten, wie namentlich Miele am lautesten lachte und scherzte. Der Assessor zählte die Minuten, die Stunden, bis Adler sich entfernen würde. Endlich ging er. Lautlos öffnete er hinter ihm die Thür und schlich ihm nach. —

Es war schon spät, der Hintertreppenflur dunkel, nur durch das hereinfallende Mondlicht erhellt. An den Thürklinken hingen bereits die leinenen Brotbeutel, welche der Bäckerjunge zeitig am nächsten Morgen

mit dem frischen Gebäck zu füllen kam, hinter den Thüren der einzelnen Parteien erschallten die verschiedenartigsten Stimmen: das Zanken eines Ehepaares, Rücken der Möbel, Kindergreinen und die beruhigenden Schlummerlieder der Mütter. Vor der Hausthür holte der Assessor den Ingenieur ein. „Herr Adler!“ — „Ah, Herr Nawratzki!“ — „Auf ein Wort!“ — „Ich bitte, auch zwei!“ Das war leicht gesagt, der Assessor wußte gar nicht, wie er beginnen sollte, er hatte doch eigentlich nicht das geringste Recht auf Emilie. Auf Adlers Lippen spielte ein ironisches Lächeln. Nawratzki brachte seine Vorstellungen in wenig glücklicher Form heraus. „Ich habe etwas derartiges vorausgesehen,“ sagte Adler ruhig, „und bin der Ansicht, daß hier ein Wortwechsel zu nichts führen kann. Glauben Sie sich von mir beleidigt — was ganz gegen meine Absicht geschehen sein müßte — so haben Sie hier meine Karte mit meiner Wohnung, ich erwarte alsdann Ihre Zeugen.“ — „Was?“ rief Nawratzki, mit einer Handbewegung die Karte zurückweisend, als wäre sie vergiftet, „Sie wollen mich zu einer ungesetzlichen Handlung verführen? Mein Herr, ich bin Jurist, Pfleger des Rechts, begreifen Sie das nicht?“ — „Das ist wahr, daran hatte ich nicht gedacht,“ sagte der Ingenieur, zog lächelnd den Hut und ging davon, während Nawratzki ihm ziemlich verdutzt nachsah um sich nach einer Pause an den Kopf zu fassen und zu sagen: — „Ich hätte doch eigentlich das Duell annehmen müssen!

— Aber dann wäre meine Zukunft ruinirt gewesen." So schwankte er noch mehrere Tage lang bis es zu spät war. Seine Rache beschränkte er darauf, Frau Dräsecke das Zimmer zu kündigen, arbeitete aber dadurch nur seinem Gegner in die Hände, denn Adler bezog sogleich das verlassene Zimmer und konnte nun immer in Emiliens Nähe sein. Nawratzki zog in ein entgegengesetztes Stadtviertel und lange Zeit sah und hörte man nichts von ihm. Nun war Adler völlig ein Glied der Familie geworden und wurde von Allen als solches betrachtet. „Weißt Du," sagte die Mutter zu ihrem Gatten, „ich bin ganz froh über den Tausch. Der Assessor, Alles was wahr ist, war ein kreuzbraver Mensch, aber ein bischen langweilig, mit Herrn Adleer kann man doch einen vernünftigen Ton reden." Miene, die die Hoffnung auf den Assessor schwinden lassen mußte, veränderte ihr Betragen Adler gegenüber gänzlich. Hatte sie ihn vorher kalt bei Seite liegen lassen, damit der Assessor, wie sie sich sagte, nicht eifersüchtig würde, so behandelte sie ihn jetzt mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit, suchte ihn, wo es nur anging, in ein Gespräch zu verflechten, putzte sich für ihn noch mehr als früher für Nawratzki und wurde beinahe böse, wenn die Schwester oder Andere sich in ihr Gespräch mischten und Adler sich mit ihnen beschäftigte. Es war eine Koketterie, ein Verlangen nach Liebe und eine bewußte Selbstgefälligkeit in diesem kleinen Wesen, wie sie solchen von der Natur vernachlässigten

Geschöpfen nicht selten zu eigen sind. Adler merkte in seiner Harmlosigkeit nichts von ihren eigenthümlichen Absichten, es war Mitleid, was ihn bewog, sich viel mit ihr zu beschäftigen. Dagegen fand er Gelegenheit, jetzt Miele häufig in ihrem häuslichen Walten zu belauschen, und machte von Tag zu Tag immer mehr die Entdeckung, daß in ihr das Zeug zu einer tüchtigen und umsichtigen Hausfrau steckte, und diese Erkenntniß ließ seine Neigung noch von Tag zu Tag wachsen.

Für einen schönen Herbstsonntagnachmittag hatte die Familie Dräsecke mit einigen anderen befreundeten Familien eine Parthie in den Grunewald, nach Schildhorn, verabredet. Ein geräumiger Kremser sollte die einzelnen Familien aus ihren Wohnungen abholen. Max und Emilie erbaten sich die Erlaubniß allein nachzukommen, sie wollten den Weg durch den Grunewald zu Fuß zurücklegen. Miene wollte durchaus mit von der Parthie sein, und Max hätte ihr beinahe schon zugestimmt, allein Miele widersprach; der Weg sei für ihre Schwächlichkeit zu anstrengend, und so gab ihr der Vater nicht die Erlaubniß. Die beiden fuhren bis zum Spandauer Bock. Zwei Schritte, und sie standen in den grünen, duftigen Hallen des Grunewalds. Ein lautes, tiefes „Ah!" entschlüpfte Beiden. Hier in dieser herrlichen, kühlen Luft durften sie aufathmen, bis hierher drang das wilde Treiben und Toben der Großstadt nicht, hier war es still wie in einer Kirche und schön wie in einem Königspalaste.

So wandelten sie dahin unter den hohen, grünen Kiefern, sprangen um die Wette die kleinen Hügel empor und hinab, und je tiefer sie in den Wald hineindrangen, desto würziger war die vom Qualm der nahen Stadt nicht mehr verdorbene Luft, desto weicher und grüner wurde das Gras. Und kein Mensch ringsum in der ganzen, weiten Natur, kein Zeuge zur Hand als der Specht, der an den Bäumen hinauflief und hämmerte. Sie wurden wieder wie Kinder, warfen sich mit Kienäpfeln, die sie vom Boden auflasen, jagten einander herum und spielten „Haschemännchen“, solange bis Emilie über und über roth im Gesicht sich ins Gras warf und erklärte, vor Herzklopfen nicht weiter zu können. Max ließ sich neben ihr nieder, ergriff ihre Hand und so blieben sie lange Zeit schweigend und unbeweglich, bis sie sich plötzlich mit gleichzeitiger natürlicher Regung ohne jeden äußeren Anlaß um den Hals fielen, küßten und minutenlang umschlungen hielten, ohne darauf zu achten, daß von Zeit zu Zeit einsame Wanderer vorübergingen, oder in der Nähe Gelächter und Zurufe aus dem Munde gleichfalls verliebter Pärchen erklangen. Mit einem Male aber sprang Miele mit gänzlich verändertem Gesichtsausdruck auf, stieß ihn beinah ungestüm zurück und rief: „Nun ist's aber genug, Du Falscher!“ — „Falscher?“ rief Max lachend. — „Ja wohl, Falscher,“ fuhr Emilie mit einem Ausdruck fort, der keinen Zweifel aufkommen ließ, daß sie ihre Worte wirklich ernst meine, „jetzt hat

Deine Verstellung ein Ende. Du glaubst, daß ich mich von Dir betrügen lassen werde? O nein, da irrst Du! Meinst Du, daß ich blind bin, daß ich nicht sehe, wie Du auch mit dem dummen Ding, der Miene, poussirst und ihr bei jeder Gelegenheit Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten sagst! Heut wolltest Du sie gar zu unserer Fußparthie mitnehmen! Und Du meinst, daß ich mir das so gefallen lassen werde? Natürlich, man hält es mit zwei Schwestern — springt die eine ab, so hat man schnellen Ersatz bei der anderen. O nein, mein Herr, Sie täuschen sich!" Miele war in der That eifersüchtig auf ihre Schwester und sie gab ihrer Empfindung in so nachdrücklicher und energischer Weise Ausdruck, daß Max ganz erstaunt war, sie von dieser für ihn durchaus neuen Seite kennen zu lernen. Sie erschien ihm wohl doppelt schön in den Ausbrüchen ihres Zornes, allein es war eine ganz andere Emilie, die er da mit leuchtendem Auge, geöffneten Lippen und dunkel gerötheten Wangen vor sich sah. Sie sprach noch eine ganze Weile in heftig erregtem Ton fort. „Das sage ich Dir, Max, wenn ich die Gewißheit habe, daß Du nicht mich allein liebst, sondern noch einer andern neben mir den Hof machst, und wäre diese andere selbst meine Schwester — dann würde ich keine Liebe, keine Schonung mehr kennen, dann wehe Dir und ihr, dann hätte ich nur noch meinen Haß. Die Augen kratzte ich ihr aus und Dich wüßt' ich für ewige Zeiten zu verhindern, je wieder einer

Andern eine Erklärung zu machen.“ Adler ließ sie noch eine Weile so schwärmen, und erst als ihr Eifersuchtsanfall anfing nachzulassen, gab er ihr freundliche Worte der Beruhigung, die sie auch nach kurzer Zeit wieder zum Guten stimmten. Er wußte seit diesem Tage, daß sie schnell aufgebracht und schnell versöhnt sei. Bald schritten sie weiter und schon nach wenigen Minuten plauderten sie wieder in derselben harmlosen, tändelnden Weise wie früher. Jetzt gestand Emilie ihm auch die Geschichte mit der Photographie in der Hasenhaide, welche durch das spätere Zusammentreffen so großen Eindruck auf sie gemacht hatte. Obgleich Max sich dieselbe auf ganz natürliche Weise erklärte, da er wußte, daß die Berliner Photographen mißlungene und nicht abgeholte Bilder massenweise an herumziehende Händler verkaufen, so hütete er sich doch klugerweise Emilien diese Erklärung zu geben und den Nimbus ihres Verhältnisses zu zerstören, sondern ließ sie in der Ueberzeugung, daß eine höhere Bestimmung sie beide auf diese Weise zusammengeführt habe.

Draußen in Schildhorn trafen sie mit der übrigen Gesellschaft zusammen. In langen Reihen standen Kremser aufgepflanzt, die Biergärten wimmelten von Menschen, auf den Rasenplätzen spielte und lärmte Groß und Klein, der Spiegel der Havel war mit Booten bedeckt. Es war ein vergnügter Tag, auf allen Seiten erschallte Jubel und Lachen. Gelegentlich nahm Max Herrn Dräsecke bei Seite und fragte

ihn ganz voll von dem Eindruck der vorhin mit Emilie bestandenen Scene, wie es denn komme, daß in Emilie zwei so ganz verschiedenartige Charaktere vermischt seien, das gutmüthige, phlegmatisch-heitere Berliner Temperament und manchmal wieder eine fast südliche Lebhaftigkeit und Wildheit. Heiter entgegnete Dräsecke: „Vier Wochen bevor das Mädchen zur Welt kam, war ich bei Kroll zum Maskenball, als italienischer Bandit verkleidet. In meinem italienischen Kostüm machte ich den tiefsten Eindruck auf meine Alte — und daher mag denn wohl das Südländische stammen, das Sie in Mieles Character entdeckt haben. Und daß sie bisweilen ihren Rappelkopf aufsetzen kann, darin haben Sie wirklich Recht!“ Max lachte herzlich über diese Auskunft.

Gegen Abend unternahm man eine Wasserfahrt nach Pichelswerder und setzte von da mit Sonnenuntergang hinüber nach den Pichelsbergen. Wasser und Himmel erglänzten im rosenrothen Scheine, Wasserlilien und weiße Schwäne schwammen auf den breiten, sich im Abendwind leicht kräuselnden Fluthen, und von allen Booten erschallten die Töne wohlbekannter Volkslieder, von zarten und kräftigen Stimmen gesungen. Und als die Sonne hinabgestiegen war, flammten drüben in Pichelswerder bengalische Feuer auf, stiegen Raketen kerzengrade in die klare Luft und hundertstimmige „Hurrahs!“ erschallten von allen Seiten. Und dann ging's zurück in die Dunkelheit des Grunewalds, denn den Kremser hatte man bis

zum Spandauer Bock vorausgeschickt. Die Bäume nahmen sich aus wie riesige, auf die Himmelsdecke gemalte Tintenkleckse mit langen Schweifen, und ein würziger, feiner Duft schien aus dem Erdboden emporzusteigen. Hinter jedem Baume ward es lebendig, und Späße und Lieder erschallten weit und breit. Noch nie hatten Max und Emilie sich in so seliger Stimmung gefühlt. Endlich bestieg man den Wagen, und das eintönige Schütteln und Stolpern auf der Straße ermüdete die Gesellschaft. Sanft lehnte Emilie ihr Köpfchen auf die Schulter ihres Geliebten, legte ihre Hand in die seine, während er mit der freien Rechten ihren Gürtel umschlang, und so sank sie allmählich an seiner Seite in einen süßen traumfreundlichen Schlummer, bis sie am Brandenburger Thor des Kutschers lautes „Aussteigen!" und die Verwirrung und das Gelächter der Gesellschaft weckte. Schlaftrunken wandelte sie an Maxens Arm nach Hause, und als sie oben auf ihr Lager sank, geschah es im Bewußtsein, den schönsten Tag seit vielen Jahren verlebt zu haben.

Fortan wurde Adler, wenn auch keine eigentliche Erklärung erfolgte, doch allgemein als Emiliens Bräutigam betrachtet. Der Winter kam bald heran und veranlaßte ihn, fast alle seine Abende der Familie zu widmen, die sich ein Beisammensein ohne ihn gar nicht mehr denken konnte. Er erzählte, berichtete vom Stadtbahnbau, sprach über sein Lieblingsthema, die Bedeutung dieses großartigen Unternehmens für den

Culturfortschritt Berlins, oder las vor. War der Hausherr abwesend, in der Stammkneipe, so vertrat er seine Stelle, und fast in allen intimen Angelegenheiten der Familie ward er zu Rath gezogen. Nur Wilhelm hatte seine Abneigung gegen ihn noch nicht verloren, und Miene nährte heimlichen Haß gegen ihn, seit sie ihre Künste von ihm verschmäht wußte.

So war das Ende des Jahres herangekommen. Am Sylvesterabend blieb man nach der üblichen Sitte beisammen, um den Antritt des neuen Jahres zu feiern. Wilhelm allein konnte nicht anwesend sein, da er keinen Urlaub erhalten hatte, sondern auf Wache stand. Immer neue Berge von Pfannkuchen wurden von Frau Dräsecke aufgetischt und verschwanden in den Mägen der Festtheilnehmer, immer von Neuem füllte sich die große, weiße Terrine mit dampfendem Punsch, so daß sich Alle in der fröhlichsten Stimmung befanden, als endlich laute „Prosit Neujahr"rufe von der Straße den Beginn des Jahres 1878 verkündeten. Man öffnete das Fenster und erwiderte die Rufe, man tanzte im Zimmer umher, lachte, scherzte und griff immer wieder zu den Punschgläsern, endlich stieg man sogar noch hinab auf die Straße, und die scharfe Luft da draußen wirkte auch nicht gerade ernüchternd auf die erhitzten Köpfe. Jedermann pries die schöne Neujahrsnacht, wünschte dem Andern alles Gute für die Zukunft und erklärte urfideler Laune zu sein. „Kinder! Freunde!" rief Adler, „mir ist so wohl ... uns ist Allen so wohl ... ich bin,

weiß der Himmel, doch sonst gut kaiserlich gesinnt ... und liebe meinen Kaiser sehr ... aber heute ... das könnt ihr mir glauben ... wenn heut der Kaiser mich aufforderte, mit ihm zu tauschen und ihm meine Stelle einzuräumen, ich sagte nein, weiß Gott, denn keinem Kaiser der Welt kann heut so wohl sein wie mir!"

„Na, na," entgegnete Dräsecke, „schneiden Sie blos nicht auf."

„Nein, nein, Sie können mir's glauben, Schwiegervater," fiel Adler lachend ein, „es ist mir voller Ernst, ich möchte heut nicht der Kaiser sein, um keinen Preis ..."

„Na, lassen Sie man den Kaiser lieber aus dem Spiele," sagt Dräsecke mit der Hand abwinkend, „der Vergleich ist eben nicht sehr schmeichelhaft! Wir wollen lieber unter uns lustig und gemüthlich sein."

„Ja, Sie haben Recht, Schwiegervater!" rief Adler und ging auf Dräsecke zu. „Einen Kuß, einen Kuß, Schwiegervater!" bat er und erhielt auch wirklich das Verlangte.

„Von mir auch einen," rief Miele, die einen kleinen Spitz hatte, und selbst Miene, die ihn zwar haßte aber seine Küsse doch süß fand, stellte sich auf die Fußspitzen und rief: „Mir auch einen!" Nur mit Mühe konnte Mutter Dräsecke, die klüglich zu Hause geblieben war, vom Fenster aus sie bewegen hinaufzukommen.

Wenige Tage nach Beginn des neuen Jahres

kam Adler mit einer wichtigen, erregten Miene nach Hause, ging zur Familie Dräsecke hinüber und zog den Alten geheimnißvoll in eine Ecke. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute er ihm an, was er als Amtsgeheimniß eigentlich nicht verrathen dürfe, daß, wie ihm bekannt geworden sei, sich die Nothwendigkeit herausgestellt habe, einen kleinen Erweiterungsbau zu dem Stadtbahnhofe Alexanderplatz auszuführen und daß man zu diesem Zwecke wahrscheinlich sein Haus erwerben werde. Dräsecke war über diese Nachricht sehr betreten, sie kam ihm so unerwartet, so aus heiterm Himmel, daß er anfänglich gar nicht wußte, wie er sich zu ihr stellen, ob er sie ärgerlich oder freundlich aufnehmen solle. Er wollte auch gar nicht recht an die Wahrheit derselben glauben. Allein ein paar Tage später erschien ein Herr Cohn bei ihm, der ihm als Häuserspekulant bekannt war, begann von allem Möglichen zu sprechen und richtete schließlich so nebenbei die Frage an ihn, ob er nicht gesonnen sei, sein Haus zu verkaufen und welchen Preis er fordern würde. Nun wußte Dräsecke, daß Adlers Mittheilung ihre Richtigkeit hatte, denn diese Sorte von Menschen pflegt durch geheime Verbindungen stets über alle Baupläne der Behörde genau unterrichtet zu sein. Er antwortete dem Herrn natürlich, er denke nicht daran sein Haus zu verkaufen und fertigte ihn ziemlich energisch ab, als der Herr sich dabei nicht beruhigen wollte, sondern ihn immer wieder von Neuem anzubohren begann.

Dann wandte er sich sogleich an seine Frau und machte ihr von dem Vorfall Mittheilung, denn wiewohl er sich bei jeder Gelegenheit mit seiner Hausherrenwürde, seiner Familienoberhauptschaft brüstete, zog er doch in jeder schwierigen Lage erst seine „Alte" zu Rathe. Er wußte auch, weshalb er dies that: der scharfe natürliche Verstand, der haushälterische Sinn der Frau hatte ihn schon vor mancher nachtheilbringenden Uebereilung geschützt, und einen Theil seines Vermögens verdankte er nur ihrer musterhaften, sparsamen Wirthschaftsführung.

Frau Dräsecke klebte mit ihrem Sinn fest an der Scholle, sie hatte sich an das Haus gewöhnt, es war ein Theil ihres Seins geworden, es war ihr theuer wie der Schnecke ihr Haus, ihr ausgeprägter Eigenthumssinn fand eine Genugthuung darin, einen festen Fleck Erde ihr eigen nennen und ihn den Kindern als eine sichere Heimstätte überlassen zu können, und sie empfand einen gewissen altpreußischen Stolz in einem Hause zu eigen zu wohnen, das Preußens größter König dem Vorfahren ihres Mannes selbst gebaut hatte. „Daraus wird nichts," entgegnete sie heftig, „das Haus verkaufst Du unter keinen Umständen. Wo wir sind, wollen wir auch bleiben und unsere Kinder sollen auch da wohnen. Mag sich die Stadtbahn für ihre Bauerei einen anderen Platz suchen! Den bekommt sie nicht — sie schafft uns so schon Unannehmlichkeiten genug!" — „Na beruhige Dich nur," sagte Dräsecke lächelnd

„vorläufig ist's ja noch nicht so weit, und wenn sie es haben wollen, sollen sie's auch gehörig bezahlen!" — „Nicht für eine Million geh' ich aus dem Hause heraus!" rief die Alte energisch. — „Na, man nicht gleich mit dem Kopf in die Wolken!" entgegnete Dräsecke gemüthlich, „Du wirst's auch billiger thun. Was meinst Du, wenn wir uns in der Thiergartenstraße ein neues und schönes Haus kauften?" — „Unsinn!" sagte die Alte, „ich hab' mich einmal an das Haus gewöhnt und will hier sterben."

Die große Neuigkeit mußte natürlich sofort am Stammtisch ausposaunt werden. „Na, die Stadtbahn mußt Du aber gehörig hochnehmen," erschallte es einstimmung von allen Seiten. „Laß Dir die Baracke tüchtig bezahlen . . . Hunderttausend Thaler müssen sie Dir zum mindesten bieten . . . . Du wirst doch kein Frosch sein und Dich über den Löffel barbieren lassen . . . Die können bezahlen, die haben Geld . . Die Stadtbahn kostet schon so viel, daß man mit dem Preise die ganze Strecke mit Zehnmarkstücken belegen kann; da kann's auf ein paar Hunderttausend Mark gar nicht ankommen . . . also seif' die Jungen ordentlich ein ..." so klang es aus dem dicken Tabaksqualm der guten Weißbierphilister heraus, und was sie sprachen, war Manna für Dräseckes Ohren. Als eine Woche später ein Vertreter der Stadtbahn erschien, um über den Verkauf Rücksprache zu nehmen, war Dräsecke keck genug wirklich hunderttausend Thaler zu fordern. Es wäre so nach seinem Sinn gewesen, bei

dieser Gelegenheit einen tüchtigen Profit einzuheimsen. Der Beamte meinte lächelnd, das Haus habe höchstens die Hälfte des geforderten Werthes, und als Dräsecke in echt Berliner Weise auffuhr und schrie: „Herr, ich habe Ihnen ja das Haus nicht zum Kauf angeboten, Sie kommen ja zu mir und müssen mir zahlen, was ich verlange,“ — so ließ der Beamte etwas von Enteignungsverfahren und gerichtlicher Abschätzung fallen und entfernte sich, Dräsecke für spätere Verhandlungen Zeit zum Nachdenken lassend.

Enteignungsverfahren ... gerichtliche Abschätzung ... Die Worte hatten ihn wie ein Donnerschlag getroffen. Durch eine höhere Gewalt womöglich aus seinem eigenen Hause hinausgeworfen zu werden — das sollte ihm begegnen, dem alten, königs- und gesetzestreuen Berliner? Freilich, das Gesetz gestattete es selbst, aber dennoch sollte, durfte es nicht sein. Ein grimmiger Zorn gegen die Stadtbahn ergriff ihn, gegen dieses Unternehmen, das er nie hatte leiden mögen. „Wozu brauchen wir den ganzen Krempel?“ sagte er. „Es ist alles Unsinn! Warum ist's denn früher auch ohne das gegangen? Und solche Knicker, solche Geizhälse! Mir fünzigtausend Thaler zu bieten für mein Haus am Königsgraben, in der Mitte der Stadt! Sind die Leute denn bei Sinnen? Daraus wird nichts, nie, nie! Ich werde schon Mittel finden, den hinterlistigen Anschlag zu verhindern!“ So fluchte und wetterte er im Hause umher. Als die Kinder davon hörten, daß das Haus verkauft werden solle, bemächtigte

sich ihrer eine große Betrübniß, denn sie Alle liebten das enge, dunkle Haus mit seinen niederen Räumen, seinen finsteren Treppen, in dem sie von Jugend auf gewohnt hatten, und wollten es mit keinem Luxusbau der Friedrichsstadt vertauschen. „Was soll uns solch ein ungemüthlicher Steinhaufen?" sagten sie, „in dem man nicht Zipp sagen darf vor Angst, daß die Ledertapeten herunter fallen?" Nur Miene war heimlich von der Aussicht entzückt, ein neues prachtvolles Gebäude zu beziehen. Die Alte war vollständig rabiat. „Unter keinen Umständen giebst Du das Haus her," rief sie, „ich dulde es nicht. Mag die Stadtbahn zusehen, wo sie ihre Gebäude baut, auf unserem Grund und Boden keinesfalls." Als Dräsecke ihr von einer möglichen Expropriation sprach, ging dies über ihr Begriffsvermögen hinaus. „Ich bitte Dich um tausend Achtgroschenstücke," rief sie, „Mann, bist Du denn dösig? Man kann mir doch mein Haus nicht wegnehmen, meinen Grund und Boden, der mir gehört! Soviel verstehe ich doch auch. Und noch dazu ein Haus, das der alte Fritze Deiner Familie selbst auf ewige Zeiten geschenkt hat. So viel wird doch das Wort des alten Fritzen noch in Preußen gelten!" Und als ihr Dräsecke entgegnete, daß das Gesetz nun einmal so gegeben sei, rief sie: „Dann huste ich mit Respect zu sagen auf euer Gesetz. Das ist ja ein nettes Gesetz, kraft dessen man einem friedlichen Bürger, der nie bestraft ist, der immer pünktlich seine Steuern — und was für Steuern! — ge-

zahlt hat — sein Eigenthum fortnehmen kann! Schöne Zustände das in Preußen!" Und sie ließ Dräsecke in der That nicht eher von sich, als bis er ihr sein Wort gegeben hatte, das Haus niemals zu verkaufen. Er lief wohl zu zehn Rechtsanwälten, aber Alle zuckten die Achseln und gaben ihm nur den wohlgemeinten Rath, sich gütlich mit der Stadtbahn zu einigen, sonst könne er nicht das Geringste thun. Wie ein hungriger Löwe lief er, gepeinigt durch das Keifen der Alten und die fortwährenden Fragen der Kinder, aus einem Zimmer ins andere und zischelte vor sich hin: „Wenn ich nur den Himmelhund wüßte, der bei der Stadtbahn auf den Gedanken gekommen ist, gerade mein Haus herauszusuchen! Wenn ich den nur wüßte!" und da stand eine kleine, verwachsene Schlange neben ihm und flüsterte ihm mit listigem Zwinkern der Augen zu: „Vielleicht Herr Adleer — unser möblirter Herr!" — Das war ein Gedanke! Ja wohl, Adler mußte Schuld daran tragen. Adler lächelte, als Dräsecke ihn des Abends in Gegenwart seiner Familie zur Rede stellte, und sagte: „Mein lieber Papa Dräsecke, Sie trauen mir, einem bescheidenen Ingenieur, wahrlich zu viel Einfluß zu. Ich habe auf die Entschließung der Bauleitung keinerlei Einfluß, die Herren ordnen nur an, was ihnen richtig erscheint. Leugnen will ich allerdings nicht, daß ich mit meinem unmittelbaren Vorgesetzten privatim öfters über die Notwendigkeit jenes Anbaues gesprochen habe, und allerdings auf die Zweckmäßigkeit des

Platzes, den Ihr Haus einnimmt, hingewiesen habe, und zwar aus innerer, fachmännischer Ueberzeugung. Vielleicht hat meine Aeußerung auf den Beschluß ein wenig eingewirkt: es wäre möglich, aber ich glaube es nicht." — „Nun, da haben wir's ja," rief Frau Emma, „also der kurzen Rede langer Sinn ist, daß wir es Ihnen verdanken, wenn wir aus dem Hause hinausgeworfen werden, in dem wir seit Menschengedenken wohnen!" Und die ganze Familie drang mit Lärmen und Vorwürfen auf ihn ein. „Beruhigen Sie sich nur, meine Verehrten," sagte Adler, „es will Sie kein Mensch hinauswerfen, sondern die Stadtbahn will das Haus kaufen." — „Für ein Lumpengeld!" schrie Dräsecke. „Das muß ich entschieden bestreiten," entgegnete Adler energisch, „die Stadtbahn zahlt keine Lumpengelder, das ist ganz unmöglich. Sie wird Ihnen denjenigen Preis bieten und zahlen, welcher für Ihr Haus angemessen ist. Niemand will Sie schädigen, am allerwenigsten eine Behörde, meine Behörde, die energisch gegen einen solchen Angriff zu vertheidigen meine Ueberzeugung und meine Pflicht ist. Es ist schon zu bedauern, daß Sie nicht Patriotismus, nicht Hingebung genug besitzen, um zu Gunsten eines großen, der Allgemeinheit nützlichen Zweckes, wie der Bau der Stadtbahn ist, eine kleine eigne Unbequemlichkeit wie den Wohnungswechsel in den Kauf nehmen wollen, der ja unbequem ist, das gebe ich zu!" Und nun begann er noch einmal die Bedeutung der Stadtbahn für den Staat, für den Weltstadtverkehr

und die Landesvertheidigung auseinanderzusetzen. „Um solcher Zwecke willen," sagte er, „müßte jeder gute Bürger sich freuen, mit seinem Eigenthum dem Staat dienen zu können. Wenn Sie aber gar sagen, der Staat wolle Sie schädigen, so muß ich eine solche Unterstellung entschieden zurückweisen. Im deutschen Lande tritt keine Behörde den Interessen und dem Besitz ihrer Bürger widerrechtlich zu nahe, aber sie verlangt von ihnen allerdings, daß sie einmal zu Gunsten der Allgemeinheit sich einer kleinen Unbequemlichkeit unterziehen."

Aber Adler predigte tauben Ohren. Dräsecke schrie, er kümmere sich den Henker um den Staat, er sei ein friedlicher Bürger, der seine Steuern zahle: aber dafür verlange er vom Staat in Ruh gelassen und in seinem Recht geschützt zu werden, und zu Gunsten der Allgemeinheit sich übers Ohr hauen und aus seinen vier Wänden vertreiben zu lassen, könne ihm Niemand zumuthen. Man möge ihm zahlen, was er verlange, man möge mit ihm unterhandeln, aber ihm gleich mit dem Executor zu kommen, sei eine Gemeinheit. Dräseckes Gattin aber rief Adler zu, er möge sich nicht in Sachen mengen, die er nicht verstehe, er könne nicht beurtheilen, nicht mitempfinden, was es heiße, ein Haus aufgeben zu sollen, in dem man grau geworden sei, an dem man mit allen Sinnen, mit dem ganzen Herzen hänge. Das sei nicht wie ein altes Kleid, dessen man sich entledige, wenn es aus der Mode komme. Auch Emilie sagte,

sie würde es hart empfinden, aus den ihr lieb gewordenen Räumen scheiden zu müssen, aus ihrem kleinen, engen Hinterzimmer, das sie sich im Laufe der Jahre mit Blumenstöcken und Muscheln so schmuck und lauschig hergerichtet hatte. So hatte Adler Vorwürfe und Angriffe von allen Seiten zu erdulden, hier laute und rücksichtslose, da versteckte und boshafte, und am schmerzlichsten vielleicht die stummen, welche sich nur in Blicken, Bewegungen und unwillkommenem Schweigen ausdrückten. So oft er mit der Familie zusammenkam, begann dasselbe Spiel von Neuem, die alten Vorwürfe, die dutzendmal gebrauchten Redewendungen mußten aufs Neue herhalten. Er war ja ein Vertreter, ein Angestellter der verhaßten Stadtbahn, und Mutter Dräsecke hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß nur von ihm der ganze Anschlag herrühre. So trat bald ein tiefes Mißverständniß zwischen ihm und der Familie ein, und um unangenehmen Auftritten zu entgehen, hielt er sich so oft als möglich auf seinem Zimmer, verbrachte die Abende außerhalb des Hauses und schränkte den Verkehr mit der Familie nach Möglichkeit ein. Selbst sein Verhältniß zu Emilie erkaltete ein wenig, sie ward zurückhaltender als früher. Aber er merkte doch, daß sie ihn noch wie sonst liebte und daß nur der Kummer sie niederdrückte, den Geliebten und ihre Familie einander feindlich zu wissen. Sie fragte ihn einmal, ob er denn gar nichts thun könne, ob es ihm nicht möglich sei, die ganze Geschichte bei der Stadtbahn wieder rückgängig zu machen, und begriff

nicht, weshalb er lächelte. Aber dann versicherte sie ihm wieder, daß sie ihn lieben würde, und wenn sie Alle zehnmal aus dem Hause müßten, und wenn die Ihren sie um ihrer Liebe willen noch so sehr haßten, und daß sie ihm, wenn er es verlangte, folgen wolle bis ans Ende der Welt.

Indessen gingen die Verhandlungen wegen des Hausankaufs ihren weiteren Gang. Ehe man es zum äußersten kommen ließ, zum Enteignungsverfahren, wollte man es natürlich auf jede friedliche Weise versuchen: das Angebot wurde nach und nach bis auf sechzigtausend Thaler gesteigert, eine Summe, mit welcher das enge, zweistöckige Haus reichlich bezahlt war. Allein Emma, Miene und die Freunde vom Stammtisch hörten nicht auf, Dräsecke heimlich in den Ohren zu liegen und ihre Hetzereien fortzusetzen. Die erstere wollte vom Verkauf gar nichts wissen, ihr Mann sollte sich mit Bittgesuchen bis an den Kaiser wenden: es sei ja unmöglich, daß dieser ihn nicht in den Rechten schütze, welche sein Vorfahr seiner Familie verliehen; und die Freunde erklärten, Dräsecke begehe eine Thorheit, wenn er sein schönes Haus für eine so winzige, dem Werthe desselben gar nicht entsprechende Summe hingebe, er müsse es zum gerichtlichen Verfahren kommen lassen. So hielt er denn zäh an seiner übertriebenen Forderung von dreimalhunderttausend Mark fest. Die Behörde, der langen, nutzlosen Unterhandlungen müde, brach die letzteren ab und leitete das Enteignungsverfahren ein.

Mehrmals war während desselben Dräsecke, erbittert über die gerichtlichen Plackereien, nahe daran, der Sache durch Nachgiebigkeit ein schnelles Ende zu machen, allein dann war es seine Frau, die ihn immer wieder davon abhielt und durch Bitten und Drohen bewegte bei seinem Vorsatz zu bleiben. Recht müsse zuletzt doch Recht und Eigenthum Eigenthum bleiben, sonst sei ja der ganze Staat und Gesetz und Ordnung nichts als Blendwerk und Possenkram, und verdienten auf der Stelle abgeschafft zu werden. Nach solchen Scenen ließ Dräsecke sich immer wieder von seinen guten Vorsätzen abwendig machen und von Neuem auf die Bahn des unfruchtbaren Widerstandes drängen. Denn schließlich unterlag er doch: der Vertreter des Staates wies nach, daß die Stadtbahn das Grundstück unentbehrlich bedürfe und Dräsecke ward gegen Zuerkennung einer Entschädigung von 57000 Thalern expropriirt. Am 1. August sollte er das Haus geräumt haben.

Adler war in Dräseckes Familie ein immer seltenerer Gast geworden. Er zeigte sich stets nur noch auf Augenblicke, denn er wußte, zu welch unerquicklichen Scenen seine Anwesenheit führte. Er mochte sagen, was er wollte: er und diese Leute verstanden sich nicht und würden einander nie verstehen. Seine freien, modernen Anschauungen blieben diesen Menschen ewig verschlossen. Und wie bedauerte er dies doch; denn es war sonst so viel gesundes, frisches Leben, so viel angeborene, unverwüstliche Kraft, so manche gute

Eigenschaft in denselben. Aber er hatte geglaubt, die Leutchen würden aufjubeln, daß sie endlich aus diesem engen, dumpfen, schmutzigen Kerker der nicht besonders beleumundeten Gasse befreit würden und ein Capital erhielten, mit dem sie in einer anderen, schöneren Stadtgegend ein modernen Begriffen und Ansprüchen entsprechendes Heim erwerben konnten — und siehe da, sie hatten sich so sehr an ihren angestammten Fuchsbau gewöhnt, daß sie ihn mit keinem Prachtpalast im Westen vertauschen wollten. „O, diese Urberliner!“ rief Adler bei sich aus. „Mir sollen sie noch einmal kommen mit ihren freiheitsstrebenden Redensarten, ihrer Weißbierdemokratie! In ihren Neigungen, ihren Gewohnheiten, ihrem Leben, ihren Anschauungen sind sie unüberwindlich conservativ. Sie schreien nach Freiheit, aber wenn sie sich in Freiheit selbst ihr Brot sauer erwerben sollen, so ziehen sie die Tyrannei vor, die ihnen das Brot in den Mund steckt; sie schreien nach Licht, aber wenn das Petroleum um einen Pfennig im Preise steigt, so zünden sie die Lampe eine halbe Stunde später an, um die Preiserhöhung wieder einzubringen. Ja, sie haben Kraft und Muth und Sittlichkeit und Ehrgefühl und ein gutes Herz, aber große Philister bleiben sie doch alle zusammen!“ Obgleich er sich doch wahrhaftig vor ein paar Weiberzungen nicht fürchtete, war ihm der Verkehr mit der Familie in solcher Weise verhaßt geworden, daß er es vorzog, mit Emilie an dritten Orten zusammenzukommen, wie

in den Anfängen ihrer Bekanntschaft, zumal man ihm sein Zimmer kündigte und er nur in einiger Entfernung passendes Quartier fand. Seine Aussichten Emilie heimzuführen, ja sich nur öffentlich mit ihr zu verloben, waren geringer als je, und er machte sich selbst Vorwürfe, nicht früher darauf gedrungen zu haben. Allein zwei Naturen, die eine so selbstbewußt und energisch wie er, die andere so leidenschaftlicher Erregung und Trotzigkeit fähig wie sie, waren entschlossen über jeden Widerstand sich leicht und kühn hinwegzusetzen, und er sprach schon von der Möglichkeit ihnen beiden ein Heim in der neuen Welt gründen zu müssen: eine Aussicht, die Emilie reizte aber nicht schreckte, die ihr beinah lieber zu sein schien als ein Verbleiben in der Heimath. In ein anderes Haus überzusiedeln widerstrebte sie, eine Reise über den Ocean wirkte mächtig durch ihre Phantasie auf ihren Willen.

Indessen saß Dräsecke jetzt stundenlang in der Kneipe, ohne daß es seine Frau hindern konnte, trank einen Schoppen Bier und einen Cognac um den andern, disputirte mit allen Gästen über seine Sache, auch mit Menschen, die ihm wildfremd waren, erging sich in den bittersten Ausdrücken gegen die Stadtbahn, die er den „Ruin des Landes" nannte und brütete im Innern über einer Rache gegen den Mann, von dem er auf Anstiften seiner Frau und Minnas das ganze Unheil ausgegangen glaubte: gegen Adler. Aber bald ward das Privatleid Dräseckes und der Seinen

und ihre fortwährende Aufregung verdrängt von furchtbaren, schreckenerregenden Hiobsposten, die der Telegraph durch das Land trug und die alle deutsche Herzen im Innersten aufregten. Am Nachmittage des 11. Mai verbreitete sich erst als dunkles Gerücht, dann immer bestimmter und bestimmter auftretend, aus dem Innern der Stadt bis in die äußersten Vorstädte hinaus wie ein Lauffeuer die Kunde, ein ruchloser Bube habe nach dem Haupte des Kaisers geschossen. Einzelne Boten trugen sie durch die Straßen in die Familien, in die öffentlichen Locale, bald verbreiteten Knaben dieselbe durch den Verkauf von Extrablättern der Zeitungen, und sofort strömten in dichten und immer dichteren Massen Schaaren der Bevölkerung von den äußersten Enden Berlins, sich auf dem Marsche immer mehr verstärkend, nach den Linden, bis zum Heim des Kaisers. Da standen dunkle Mauern, Tausende von Männern und Frauen jeden Alters, jedes Standes, jeder Religion vor den Fenstern des kleinen, einstöckigen Hauses. Einer befragte den Andern nach den näheren Umständen der That, und fortwährend brausten donnernde Hurrahrufe empor zum Fenster des Kaisers, die wahrhaft lufterschütternd wurden, wenn das Haupt des greisen Monarchen sich an demselben zeigte, und Einer wie der Andere dankte der Vorsehung, die das theure Leben vor dem Blei des Mörders gerettet hatte. Aber schon wenige Wochen später versetzte eine herbe Kunde die Bevölkerung Berlins in die tiefste Trauer: eines der

schönsten Schiffe der jungen deutschen Marine, auf das man so viel Hoffnungen gesetzt hatte, war im Canal gesunken und hunderte blühender Menschenleben, kraftvoller Landsleute, bei hellem Tagessonnenschein elend ertrunken in den Wellen, angesichts einer nahen, lachenden Küste, vor den Augen der Brüder, die nicht helfen konnten! Und wieder strömten bald darauf dunkle Massen dem Hause des Kaisers zu, denn ein zweiter Bube hatte nach dem Leben desselben gezielt, aber diesmal jauchzten sie nicht fröhlich und schrieen Hurrah und dankten Gott für die Rettung, denn der Bube hatte nur zu gut gezielt und die Ladung seiner Waffe saß im Körper des Kaisers. Bleiches Entsetzen, dumpfe Furcht, zornige Entrüstung lagerten über den unheimlich schweigenden Massen, und tiefer Schmerz malte sich auf allen Gesichtern. Der Mann, der das Vaterland groß und sie alle zu Bürgern eines weltgebietenden Reiches gemacht, der Körper und Geist freudig an die Erfüllung der Sehnsucht gesetzt hatte, die sein Volk Jahrzehntelang gehegt, den Jeder ehrte, Jeder liebte und dessen weißes Haar Kindern und Männern Ehrfurcht und Liebe gebot — er lag verwundet hinter jenen Vorhängen, vielleicht mit dem Tode ringend, getroffen von der Hand eines seiner eigenen Unterthanen! Jeder Einzelne der Tausende fühlte den furchtbaren Schmerz dieses Tages, der im Augenblick alle andere Empfindungen übertönte, und der vornehme Unterstaatssecretär und der stolze General, die da soeben aus dem Palais

kamen und die sonst auf das Handwerker- und Civilistenvolk herabsahen und Grüße aus den Reihen desselben höchstens mit gnädigem Kopfnicken erwidert hätten — sie standen jetzt den Schustern und Schneidern Rede, die sie umringten, und erzählten ihnen, was sie von der That und dem Befinden des Kaisers wußten. Und dort drüben in jener Gruppe standen Dräsecke, Adler und Nawratzki, die der Zufall hier zusammengeführt, neben Anderen beisammen und wußten in diesem Augenblick gar nichts von dem Groll, den sie gegen einander hatten, sondern tauschten wie alte Bekannte ihre Meinungen über die Ereignisse aus, theilten sich ihre Entrüstung, ihren Schmerz mit und drückten einander die Hände, als sie schieden.

Ja, das waren trübe und bewegte Tage, und wer hatte jetzt Lust, sich mit Dräseckes Privatsorgen zu beschäftigen? Er fand Keinen mehr, der auf ihn und die Geschichte seines Hauses hörte, der mit ihm über die Stadtbahn schimpfte oder seine Ansichten bestritt. Denn bei ihm hatte die Empfindung des allgemeinen Leides nur für einen Augenblick die des eigenen Unglücks verdrängen können und bei dem ersten Zornesausbruch seiner Frau war die letztere wieder zurückgekehrt. Er saß jetzt allein und abgesondert in seiner Kneipe; während die Anderen vom Unglück des Großen Kurfürsten, von den Attentaten und vom Befinden des Kaisers sprachen, raisonnirte er in gewohnter Weise vor sich hin und brütete wieder

Rache gegen den, der ihm nach seiner Meinung all seinen Kummer verursacht hatte und dem jüngst die Hand gedrückt zu haben er schon längst wieder vergessen. Und er verfluchte in Gedanken Adlers ganzes Leben, soweit es ihm bekannt war, seinen ganzen Umgang mit ihm, und grübelte, ob er nicht das Geringste darin entdecken könnte, um daselbst den Hebel zu seinem Verderben anzusetzen. Aber er fand nichts, und dieses vergebliche Sinnen und Trachten brachte ihn in die äußerste Verzweiflung. Draußen heulte der Sturm, wie schon seit mehreren Tagen, peitschte der Regen die Fenster; trotz des Junimonds fröstelte es ihn in dem im Zimmer herrschenden Halbdunkel, und auch in ihm selber ward es düsterer und düsterer.

Um sich zu zerstreuen griff er nach dem vor ihm liegenden Zeitungsblatt. Aber auch hier las er beinah von nichts Anderem als dem, wovon alle Welt sich unterhielt. Er las, wie der greise Monarch sich in der Besserung befinde, da die Schrote zum Glück edle Theile nicht verletzt hatten, er las von der Stimmung im Volke, die unaufhörlich zwischen Entrüstung und Mitleid hin- und herschwebte, von den zahllosen Beweisen tiefen, aufrichtigen Mitgefühls, aber auch von zahlreichen Rohheiten, welche unwissende, fühllose, verthierte Menschen in Aeußerungen über die Person des verwundeten Heldengreises begingen, wie ja in solch aufgeregten Zeiten Liebe und Haß sich immer in stärkerem Wellenschlag bewegen als ge-

wöhnlich. Und er las wie die Gerichte des Landes gegen solche Verruchtheit, die noch mehr eine Rohheit des Gefühls als des Gedankens war, mit den stärksten Strafen einschritten, mit welchen dies Vergehen bedroht war, wie mit dem schwer Schuldigen auch manchmal ein weniger Schuldiger leiden mußte, der vielleicht zu seiner Aeußerung nur von geheimen Agenten verlockt worden war, und manche sonst redliche und tadellose Existenz sich durch ein unbedachtes, allzukühnes Wort vernichtet sah, ja selbst ab und zu eine harmlose, vor längerer Zeit gelegentlich gefallene Bemerkung nicht unbestraft blieb: denn Richter sind eben auch Menschen, die im vollen Leben ihrer Zeit stehen, und mit ihr fühlen und leiden und denken und sich in Ausübung ihres Berufs auch von dem nicht abschließen können, was rings um sie her hervorgeht und die Welt in Bewegung versetzt. Wohin er in dem ausgedehnten „Gerichtssaal" der Zeitungen, in den Correspondenzen aus dem Reiche blickte, überall starrte ihm ein häßliches Wort entgegen: „Majestätsbeleidigung!" Und Dräsecke ließ das Blatt sinken, zerknitterte es in der Hand und starrte lange, wohl eine Stunde, unbeweglich vor sich hin in die Ecke des Ofens. Das Unwetter draußen wurde stärker, die Dunkelheit dichter. Der Wirth kam, um über Dräsecks Haupt eine Gasflamme anzuzünden. Beim Schein des Lichts fuhr er auf, griff nach seinem Hut und ging hinaus, der Bezahlung ganz vergessend, ohne des Unwetters zu achten, immer in demselben lang-

samen Schritt. „Dräsecke!“ riefen ihm einige der Gäste nach. Er hörte nicht. „Was hat denn der heute?“ meinte der Wirth. Man zuckte die Achseln und sprach weiter — vom Attentat. Zu Hause angelangt schloß Dräsecke sich sogleich auf seinem Zimmer ein und blieb darin den ganzen Tag, ohne einen Bissen Nahrung zu sich zu nehmen. Erst spät am Abend verließ er es, einen großen Brief in der Hand, den er, wie er den Seinen sagte, eigenhändig zur Post besorgen müsse. —

Max Adler hatte sich am Morgen eines der folgenden Tage gerade vom Schlaf erhoben und war eben im Begriff sich anzukleiden, um sich nach dem Bau zu begeben, als an seine Thür geklopft wurde. Ein Herr im schwarzen Oberrock trat herein und fragte nach Herrn Adler. Als dieser sich zu erkennen gab, fuhr jener fort: „Dann muß ich bitten, mir freundlichst zu folgen.“ — „Zu folgen? Wohin?“ fragte Adler erstaunt. „Ich bin Kriminalbeamter,“ fuhr der Fremde fort, und als Adler noch immer nicht zu verstehen schien, setzte er hinzu: „Ich habe den Befehl, Sie zu verhaften.“ Erschrocken trat Adler drei Schritte zurück. „Das . . . das ist wohl ein Irrthum!“ sagte er. Der Beamte bedauerte und zeigte den gerichtlichen Verhaftungsbefehl vor sowie seine Marke. Adler war fassungslos. Er verhaftet, der beste, ruhigste Bürger, der nie in seinem Leben ein Gesetz übertreten! „Aber weshalb denn in aller Welt? Ich begreife nicht —“ „Ich habe nur nach meiner Vorschrift zu handeln,“ sagte der Beamte,

„und bedaure keine Auskunft ertheilen zu können. Binnen vierundzwanzig Stunden werden Sie vor dem Untersuchungsrichter stehen.“ Adler faßte sich schnell. Es mußte hier ein Irrthum vorliegen, das war gar nicht anders möglich, so war seine feste Ueberzeugung, eine Personenverwechselung vielleicht — das Beste schien, vorläufig zu gehorchen, da sich gegen den vorschriftsmäßig ausgestellten Verhaftsbefehl nichts thun ließ. Binnen Tagesfrist mußte sich ja Alles aufklären. So folgte er denn nach kurzem Zögern dem Beamten, der die Verhaftung mit aller Rücksicht vornahm, die man einem Menschen von Stand und Bildung gegenüber walten läßt, nach der bereits unten vor der Hausthür haltenden Droschke, welche ihn nach dem Gefängniß führte. In den ersten Stunden seines Alleinseins in der Zelle kam ihm seine Lage ungeheuer humoristisch vor. Er lachte vor sich hin, versuchte über sich selbst Scherze zu machen und meinte: „Nun so habe ich doch auch einmal ein Abenteuer erlebt, da ich mich schon längst nach einem solchen sehnte!“ Als aber die Stunden verrannen ohne daß sich Jemand um ihn bekümmerte, begann er zuerst Langeweile, dann Aerger und schließlich Zorn über seine Lage zu empfinden. Er fand es für schmachvoll, daß es überhaupt möglich sei, daß ein unschuldiger Mensch in eine solche Lage versetzt werden könne und beschloß, sobald er erst wieder aus dem Gefängniß entlassen sei, sich einmal öffentlich gründlich darüber auszusprechen. Dazwischen lachte er wieder von Zeit zu

Zeit auf, sobald ihm einfiel, was wohl seine Braut sagen würde, wenn sie das Vorgegangene erführe: er wollte auf sie zutreten und sie mit den Worten scherzhaft erschrecken: „Miele, eben komme ich aus dem Gefängniß.“ Als der Abend herankam, wurde seine Stimmung wieder trauriger. Er schloß die ganze Nacht kein Auge. Endlich, am nächsten Vormittage, führte man ihn vor den Untersuchungsrichter. „Nun bin ich doch neugierig, wie sich die Sache aufklären wird,“ dachte er. Wie erstaunte er aber, als der Beamte nach Erledigung der Personalfragen an ihn mit ernster Stimme die Frage richtete, ob er sich entsinne, wie er den letzten Sylvesterabend zugebracht. „Gewiß,“ entgegnete er betreten, und berichtete von seinem Beisammensein mit der Familie Dräsecke. „Waren Sie der ganzen Abend über in der Wohnung der letzteren?“ fuhr der Beamte fort. Max, noch immer nicht wissend worauf das hinaussollte, berichtete, wie sie Alle auf die Straße hinabgestiegen seien. „Und was thaten und was sagten Sie da? Besinnen Sie sich genau!“ Max erklärte, sich jedes Nebenumstandes nicht mehr genau entsinnen zu können, denn die ganze Gesellschaft sei damals in sehr heiterer Stimmung, beinah angeheitert gewesen, er werde wohl gesungen und „Prosit Neujahr“ gerufen haben. Bei dieser Auskunft beharrte er, wie wohl man ihn mehrmals aufforderte, sich ganz genau zu besinnen. „Nun denn,“ sagte der Untersuchungsrichter, „Sie sind bezichtigt, an jenem Abend von Sr. Majestät in ungebührlicher

Weise gesprochen zu haben. Ist das wahr oder nicht?" Adler erbleichte und trat einen Schritt zurück. Also er war in Wirklichkeit eines Verbrechens angeklagt, es lag kein Irrthum vor? Er, der ruhige, besonnene, königstreue Bürger sollte eine Majestätsbeleidigung ausgesprochen haben? Das war ja ein unerhörtes Bubenstück, eine Anklage, so ungerecht, wie nur je eine erhoben worden! In scharfen, heftigen Worten gab er seiner Entrüstung Ausdruck. „Mäßigen Sie sich," sagte der Beamte. „Es ist durch Zeugen erhärtet, daß Sie unehrerbietige Aeußerungen über die Person des Monarchen gethan haben, welche eine große Rohheit der Gesinnung bekunden." Er nannte ihm einige der Ausdrücke, deren er beschuldigt war, und sagte: „Entsinnen Sie sich dessen nicht?" — „Das ist eine empörende Gemeinheit," rief Max außer sich vor Zorn. „Solche Worte kann ich nicht gebraucht haben, ich, der ich meinen Kaiser so sehr liebe. Ich habe vielleicht in meinem angeheiterten Zustande gesagt: In diesem Augenblick möchte ich nicht mit dem Kaiser tauschen, oder eine ähnliche Harmlosigkeit, aber niemals das, was man mir unterschiebt. Ich berufe mich auf Jedermann, der mich kennt, besonders bitte ich die Herren ... (hier nannte er die Namen einiger Freunde, Collegen und Vorgesetzten) zu vernehmen, daß ich mich in meinem Privatleben nie um Politik gekümmert habe. Ich bin ein friedlicher Mensch. Ich bitte, die einzelnen Glieder der Familie Dräsecke zu vernehmen, daß ich an jenem Abend die bezügliche

Aeußerung nicht gethan." . . . „Herr Dräsecke hat bereits ausgesagt," sagte der Beamte, ihm scharf in die Augen blickend. — „Nun?" — „Er hat die Anklage bestätigt!" — „Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein!" schrie Adler außer sich. Der Beamte ermahnte ihn nochmals zur Mäßigung und fuhr fort: er sehe doch ein, daß ihm ein Leugnen Nichts helfe, er möge ehrlich und reumüthig gestehen, das allein könne seine Strafe mildern. Adler betheuerte wieder seine Unschuld. „Sie sind mehrmals in socialistischen Versammlungen gesehen worden?" — „Ich ging hin, um mir den Ulk einmal in der Nähe zu betrachten, von dem alle Welt sprach, alle Zeitungen berichteten!" — „Aber Sie sind Socialdemokrat!" — „Niemals!" — „Welcher Partei gehören Sie an?" — „Keiner. Das politische Parteigezänk ist mir verhaßt. Ich zahle meine Steuern und erfülle meine Berufspflicht — und damit gut; ich habe auch keine Zeit mich um Politik zu bekümmern!" So ging das Verhör ergebnißlos noch eine Weile fort, bis Adler mit der Ermahnung entlassen wurde, sich zu besinnen und zu gestehen. Einen Rechtsbeistand verschmähte er, da er von dem Siege seiner Unschuld überzeugt war. Dennoch war er beinah fassungslos, als er seine Zelle wieder betrat. Eine so abscheuliche, furchtbare Anklage so aus heiterem Himmel! Und Dräsecke, sein zukünftiger Schwiegervater, hatte die Verleumdung bestätigt! Das war zu viel für sein einfaches, redliches Gemüth. Es überwältigte ihn, er sank in einer Ecke seiner engen Zelle

zusammen, und warme Thränen rieselten über seine Wangen. Unschuldig gefangen, seine ganze Existenz vernichtet durch eine boshafte Verleumdung! Für einen Augenblick verdunkelte sich sein Sinn, und er fragte sich „und wenn es doch wäre, wenn ich im Rausch jenes Wort gebraucht hätte? — Nein, nein, bin ich denn wahnsinnig? schrie es aber dann wieder in ihm, ich war ja halb nüchtern, ich weiß ja ganz genau, daß ich das nicht gesagt habe." — Er begann die Ereignisse jenes Abends genau durchzugehen, Secunde für Secunde, aber bald verwirrten sich seine Vorstellungen, sein Gedächtniß ließ ihn im Stich, er konnte sich nur auf einiges Wenige genau besinnen. Er marterte sich, er wollte sich bezwingen, jenem Abend in seinem Gedächtnisse ganz genau nachzuforschen, denn der Gedanke brannte in ihm: „Wenn du nicht ganz genau Alles zu sagen, auf Alles zu antworten weißt, so verurtheilen sie dich am Ende!" Da knarrte die Thür, er schrie auf, denn er glaubte nicht anders, als daß der Irrthum zu Tage getreten sei, daß man komme ihn zu befreien.

Ein paar rohe, widrige Gesellen wurden hereingeschoben, die die Polizei Gott weiß wo aufgelesen hatte. Er wich scheu bis in die äußerste Ecke der Zelle zurück. Doch dies half ihm nichts, die Burschen sprachen ihn an und suchten sich mit ihm zu befreunden. Sie machten rohe Witze über ihr Schicksal, die Polizei, ihre Aussichten. Als Max auf ihre wiederholten Fragen widerwillig gestand, daß er

der Majestätsbeleidigung angeschuldigt sei, lachten sie laut. „Na, da mach Dir man jefaßt, daß sie Dir auf'n paar Jährchen in den Kahn schmeißen," sagte einer der Burschen im richtigen Vorstadtdialect, „vor die Sorte von Pommeranzen ist jetzt jerade det richtige Wetter. Uf Majestätsbeleidigungen sind sie jetzt versessen, wie der Deibel uf 'ne arme Seele. Wir sitzen och wejent dieselbe Jeschichte. Du hast wohl noch nie jesessen, wat? Na, man kiekt Der's och an." Adler ward widerlich in der Gesellschaft zu Muthe. Aber es waren die einzigen Menschen um ihn, und wenn er so in sich versunken in seiner Ecke vor sich hinstarrte, so empfand er eine furchtbare, drückende Leere in Kopf und Herz, und aus Verzweiflung unterhielt er sich dann mit diesen Menschen, die er früher kaum eines Blickes gewürdigt hätte, und ließ es sich gefallen, daß sie ihn selbst zum Stichblatt ihrer pöbelhaften Witze machten.

Mehrere wie das erste ergebnißlose Verhöre folgten in den nächsten Tagen, der Untersuchungsrichter erhielt durch Adlers fortwährendes Leugnen die Ueberzeugung, einen ganz verstockten Menschen vor sich zu haben. Er hatte so viele Untersuchungssachen wegen des gleichen Vergehens unter den Händen, das Verbrechen schien in jenen Tagen fast epidemisch geworden zu sein, die Erbitterung in allen Klassen war eine so große, daß er an die Unschuld Adlers nicht glauben wollte. Adlers Stimmungen wechselten fortwährend, wie Regen und Sonnenschein im April. Bald hatte

sich die tiefste Niedergeschlagenheit seiner bemächtigt, dann verwünschte er sein Schicksal, dann sah er sich wohl selbst nach einem Nagel im Raume um, der hoch genug war, um an ihm diesem elenden Dasein ein Ende zu machen; bald war er wieder voll Muth und Siegesgewißheit im Vertrauen auf den endlichen Erfolg seiner gerechten Sache. Schließlich hatte sich seiner aber eine fast fieberhafte Unruhe bemächtigt, die ihn überhaupt zu keiner festen Stimmung kommen sondern nur immer in ängstlicher Erregung denken ließ: „Wär's nur schon zu Ende — wär's nur schon entschieden — so oder so, wär's nur vorbei!“ Und wie eine Freudenbotschaft klang ihm die Nachricht, daß seine Sache für einen der nächsten Tage angesetzt sei. „Bei Dir geht's schnell,“ sagte der eine seiner Zellengenossen, „ja, mit die Sachen beeilen sie sich, um abzuschrecken, indem sie recht Viele beim Schlafittchen nehmen. Na, unter zwei Jahren lassen sie jetzt überhaupt keenen durch!“ — —

Sämmtliche Mitglieder der Familie Dräsecke waren als Zeugen vernommen worden. Der Alte hatte den Seinen nicht gesagt, daß er die Denunciation eingereicht habe und zeigte ein gut gespieltes Erstaunen, als man jetzt sie Alle vorlud. Im Schooße der Familie wurde nicht wenig über diesen Gegenstand gestritten. Wilhelm war an jenem Abend nicht zu Hause gewesen, die Mutter nicht mit auf die Straße gekommen, Emilie und Minna aber hatten in ihrem bepunschten Zustande auf Nichts Acht ge-

geben und wußten sich auf Nichts zu besinnen. „Ja, so geht's," sagte Dräsecke, der leichtes Spiel hatte, „wer sündigt, der wird bestraft. Er thut mir leid, aber ich kann ihm nicht helfen. Die Wahrheit muß gesagt werden, ich will um seinetwillen nicht meineidig werden; wer weiß, wie viele Zeugen noch da sind." — „Was, Vater," rief Emilie, „Du selbst — Du willst — er hätte im Ernst —." „Natürlich," sagte Dräsecke, „ich kann doch nicht leugnen, was ich gehört habe! Warum habe ich zwei Ohren?" — „Vater, um Gottes Willen," rief Emilie, „Du wirst ihn doch nicht unglücklich machen. Wenn er's gesagt hat, so hat er's im Schumm gesagt, ohne sich was Böses bei zu denken. Du darfst ihn nicht für ewige Zeiten unglücklich machen!" So flehend streckte sie dem Vater die Hände entgegen. — „Natürlich, ich werde mich seinetwegen in's Zuchthaus stecken lassen," rief der Alte. „Um Gottes Willen, Vater," rief Emilie und fiel weinend vor ihm auf's Knie, „rette ihn, sei barmherzig. Es ist ja nicht möglich, Du kannst ja nicht so grausam sein" — Thränen erstickten ihre Stimme. „Na, dummes Jöhr, soll ich mir vielleicht acht Jahre aufbrummen lassen?" schrie Dräsecke, voller Wuth einen Stuhl gegen die Erde werfend. „Kann ich Worte ungesprochen machen? Was ist er so ein Dusselkopf und kann den Mund nicht halten! Willst Du Deinen Vater einstecken lassen, um Deinen Liebsten zu retten? Ich glaube, Du möchtest den Majestätsverbrecher gar noch heirathen?" schrie er mit vor

Aufregung heiserer Stimme. „Ja, Vater," rief Emilie, ihre Thränen gewaltsam unterdrückend, „ich werde ihn ewig lieben und wenn er zehnmal in's Zuchthaus käme! Und wenn Du ihn nicht rettest, werde ich mich mit ihm einsperren lassen!" Sie stürzte mit diesen Worten hinaus und riegelte sich auf ihrem Zimmer ein, ohne darauf zu achten, daß ihr Vater ihr ein Scheltwort nach dem anderen nachrief. —

Der Tag der Verhandlung war gekommen. Der Saal, in dem die Kriminaldeputation ihre Sitzungen hielt, kahl und schmucklos wie alle derartigen Räume, war in seinem Zuschauerraum nicht stark besetzt. Der Majestätsbeleidigungsprocesse waren in der letzten Zeit so viele vorgewesen und sie glichen einander fast alle, daß sich bei der Menge das Interesse daran schon wieder verloren hatte. An diesem Tage waren allein schon deren sechs verhandelt worden, und noch weitere drei standen in Aussicht. Als die Familie Dräsecke im Gerichtsgebäude eintraf, war noch nicht die Reihe an der Sache „Adler" und so nahm sie vorläufig im Zuhörerraum Platz, um nicht draußen auf dem Corridor dem Zuge ausgesetzt zu sein. Sie hatten Gelegenheit noch einer Verhandlung wegen desselben Vergehens beizuwohnen. Rasch, kühl, geschäftsmäßig ward Alles abgewickelt, als ob es immer nach derselben Formel ginge. Angeklagt, verhört, vertheidigt, verurtheilt — das Alles geschah innerhalb weniger Minuten, ohne jede Aufregung, als handle es sich um die gleichgiltigsten Dinge. Niemand dachte an ein

eingehendes Versenken in den Einzelfall, Alles ward nach den gesetzlichen Regeln farblos abgemacht; Vorsitzender, Beisitzer, Ankläger, Vertheidiger, Zeugen, Alles arbeitete wie eine wohlzusammengefügte Maschine, Alles klappte, wie Uebungen auf dem Exercierplatz, und die Angeklagten durften nichts sprechen, was nicht unmittelbar zur Sache gehörte. Wie Percy täglich vor dem Mittagsmahl sechs Schotten tödtete, so verurtheilten die Richter in diesen Tagen vor dem Mittagsmahl ihr halbes Dutzend Majestätsverbrecher. Sie urtheilten in allen Fällen gerecht, kein Fehlspruch kam aus ihrem Munde, aber auch kein Wort der Milde, der Gnade, kein Wort davon, daß die Majestät eines von seinem Volk geliebten Monarchen zu erhaben stehe, um durch die Zunge eines Betrunkenen herabgezogen werden zu können.

Endlich kam die Sache gegen Adler vor, und jetzt füllte sich der Zuschauerraum, denn es war das erste Mal, daß ein Mann aus den höhern Ständen sich wegen dieses Verbrechens zu verantworten hatte: bisher hatten nur Arbeiter oder Leute aus dem Pöbel deswegen vor den Schranken gestanden. Man erwartete Enthüllungen über das Umsichgreifen der Socialdemokratie in den besseren Klassen, nihilistische Sensationsgeschichten im russischen Stil.

Adler wurde in den Saal geführt, er sah bleich und abgehärmt aus, unter seinen Augen liefen blaue Ränder, sein Haar war struppig, sein Bart gewachsen, sein Anzug vernachlässigt. Wenn man solche Leute

damals in den Straßen Berlins traf, blickte man sich scheu nach ihnen um, denn man hielt sie von vornherein für Socialdemokraten, für Leute, die auch fähig wären, die Waffe gegen den Kaiser zu erheben; denn jeder Socialdemokrat mußte ja damals für einen Monarchentödter in Erwartung gelten. Max ließ seinen Blick langsam durch den Saal schweifen, hinauf zu seinen Richtern, zum öffentlichen Ankläger — ja, was war denn das? Träumte er oder war er wach? Das war ja Nawratzki, der da oben saß und gleichgiltig im Reichsstrafgesetzbuch blätterte! Er war es wirklich, keine Täuschung konnte hier obwalten! Die Kriminalprozesse hatten sich in letzter Zeit so vermehrt, daß man der Anklagebehörde mehrere Substituten hatte beigeben müssen. Zu diesen gehörte auch Nawratzki. Es war heute die erste Sache, die er selbständig zu führen hatte. Die erste Sache! Welcher angehende Staatsanwalt, welcher junge Vertheidiger würde nicht seine ganze Kraft daran setzen sie siegreich zu führen, um ein gutes Omen für seine vor ihm liegende Laufbahn zu gewinnen? Und noch dazu der Mann als des Angeklagten Gegner, dem dieser sein Liebstes genommen, die erhoffte Braut, und der ihn haßte wie nichts auf der Erde! Daß die Beiden an jenem Tage des Attentats sich die Hände gereicht und freundlich mit einander gesprochen, daran dachten sie längst nicht mehr — wer behält in so ereignißreichen, aufregenden Tagen solche Kleinigkeiten im Gedächtniß, die nur die Aufwallung

des Augenblicks hervorgerufen? Max wußte nur eins: daß hier ein schwerer und heißer Kampf um Existenz und Ehre bevorstehe, daß Nawratzki von seiner günstigen Position aus ihn befehden werde mit dem ganzen Uebergewicht seiner amtlichen Stellung, mit dem ganzen Rüstzeug seiner juristischen Kenntnisse, seiner forensischen Uebung, und mit dem ganzen Hasse eines verdrängten Nebenbuhlers.

Die Verhandlung gestaltete sich indeß so kurz und trocken wie die vorangegangenen. Das Verhör wurde in der vom Gesetz und von der Praxis vorgeschriebenen Weise vorgenommen. Adler betheuerte seine Unschuld und wies auf sein ganzes Vorleben hin. Einer seiner Vorgesetzten, der vernommen wurde, gab ihm das günstigste Zeugniß. Dann trat Dräsecke in den Saal. Zuerst mit schwankender, dann allmählich mit immer festerer Stimme bestätigte er die Angaben der Anklage. Die Vermahnung des Vorsitzenden zur Wahrheit, das Vorsprechen der Eidesformel geschah in trockenem, leisem und geschäftsmäßigem Tone, wenig eindrücklich. Das Volk und selbst der niedere Bürgerstand in Berlin ist sich nur selten der furchtbaren moralischen Bedeutung eines Eides bewußt, man betrachtet ihn nur als eine Bekräftigungsformel, und das Verfahren vor Gericht thut wenig, ihm den Eid in eine höhere Beleuchtung zu rücken. Und Dräsecke hatte eine falsche Denunciation eingereicht — einmal auf die schiefe Bahn des Verbrechens getreten, konnte er nicht mehr zurück, ohne

sich selbst der Strafe zu überliefern, mußte er der falschen Anschuldigung den falschen Schwur hinzufügen, wenn er nicht selbst auf jenen Platz kommen wollte, auf den er seinen vermeintlichen Feind gebracht. Gezwungen, die Folgerungen seines Schrittes durchzuführen, tröstete er sich mit der Leichtfertigkeit der Menschen seiner Klasse über jene hinweg. Es war der Haß gegen Adler, der in seinem Herzen saß und ihn von Schritt zu Schritt vorwärts trieb. Der Angeklagte und er vermieden streng einander anzusehen. Auch als Minna in den Saal geführt wurde, die mit leiser Stimme versicherte, sich auf nichts besinnen zu können, wandte er nicht den Kopf nach ihr um. Aber jetzt ward Emilie gerufen und da durchschauerte es ihn mächtig, er mußte sich ihr zuwenden und einen Blick in die lieben Augen thun, die so mitleidsvoll zu ihm hinüberschauten. „Angeklagter, blicken Sie hierher zu mir,“ rief ihm der Vorsitzende zu — mit leisem Seufzer gehorchte Max. Aber er war froh und gab seine Zustimmung, als der Ankläger beantragte, von der Vernehmung dieser Zeugin abzusehen, da sie in zu engen Beziehungen zu Adler gestanden habe. Die Rede Nawratzki's war ungelenk in der Form, hart und abgehackt im Ton des Vortrags, aber furchtbar in ihrem Inhalt. Der Thatbestand sei durch die Aussage des Zeugen Dräsecke vollständig bewiesen. Er bäte um die schärfste Strafe, denn Alles falle zu Ungunsten des Angeklagten aus. Gerade seine Bildung hätte ihn von einem so em-

pörenden Vergehen zurückhalten müssen. Das Wort eines gebildeten Mannes müsse anders aufgefaßt werden, als ein sinnloses, nachplapperndes Geschwätz eines verführten, unwissenden Arbeiters. Auch sein angeheiterter Zustand sei kein Milderungsgrund: ein Mann von Bildung müsse wissen, wie weit er zu gehen habe und nicht in solchem Zustande öffentliche Orte aufsuchen und solche Aeußerungen in die Luft hinausschreien. Darum beantrage er, um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, das höchste zulässige Strafmaaß, fünf Jahre Gefängniß. Adlers Vertheidigungsrede war kurz. Er wies auf seine bisherige glänzende Führung hin, meinte, Dräsecke müsse sich in einem bedauerlichen Mißverständniß befinden, oder ein Haß leite seine Zunge, dessen Ursache er nicht ergründen könne, er wies auf den merkwürdigen Umstand hin, daß kein anderer der zahlreichen Vorübergehenden in jener Neujahrsnacht die Aeußerung gehört habe, betheuerte seine Unschuld und bat um Freisprechung. Der Gerichtshof zog sich zurück, um bereits nach zehn Minuten wieder zu erscheinen. Das Urtheil schloß sich im Wesentlichen den Ausführungen des Vertreters der Staatsanwaltschaft an. Vier Jahre Gefängniß verkündete der Mund des Vorsitzenden. Adler blieb fest bei der Schreckenskunde, er klammerte sich nur krampfhaft an die Lehne seines Sitzes an und starrte vor sich hin, als sei Alles ein Traum. Aber von der Zeugenbank erscholl ein lauter Aufschrei und ein ohnmächtiges Mädchen

wurde hinaus auf den Corridor getragen, während der Gerichtsdiener Adler aus dem Saal hinausgeleitete. Die ganze Verhandlung hatte knapp eine halbe Stunde in Anspruch genommen.

Emilie ward in einer Droschke nach Hause gebracht. Dort lag sie 24 Stunden lang ohne Besinnung, nur der leise Athemzug verrieth, daß sie überhaupt noch am Leben sei. Alles schlich auf den Zehen um ihr Lager herum, zeitweilig ängstliche Blicke auf sie werfend. Der Arzt erschien, untersuchte lange und zuckte dann die Achseln. „Wenn kein Nervenfieber ausbricht, so wird Alles gut,“ sagte er, „aber ich kann für nichts garantiren.“ Er war ein freundlicher, alter Mann, und der mitleidige Ton, in dem er sprach, ließ zwischen seinen Worten Schreckliches errathen. Dräsecke hatte sich gleich nachdem der Doctor gegangen war an Emiliens Bett zu ihren Häupten gesetzt, und von diesem Platz rührte er sich die ganze Nacht nicht fort. Immer nur starrte er auf ihr Gesicht, ob es nicht mehr Farbe bekommen wollte, immer faßte er nach ihrem Puls, ob er nicht wieder regelmäßig schlagen wollte. Es durfte Niemand hinein in's Zimmer, und öffnete Einer die Thür, so fuhr er ihn mit unterdrückter Wuth an. So saß er vor sich hinbrütend Stunde um Stunde. Fühlte er Gewissensbisse, begann er Reue über das zu empfinden, was er gethan?

Am nächsten Tage schlug Emilie die Augen auf, aber als sie den Vater neben sich sitzen sah, schloß

sie dieselben schnell wieder und wandte ihr Gesicht nach der anderen Seite, der Wand zu. „Emilie!" sagte der Vater leise, „Miele! Ist Dir besser?" Mühsam erhob Emilie den Kopf, richtete die Augen fest auf ihn und sagte: „Vater! Warum hast Du das gethan?" — „Was denn? Ich weiß nicht, was Du meinst! Laß doch das! Wie geht's Dir?" — „Vater, das wirst Du nie verantworten können!" sagte Emilie. Dräsecke erhob sich und ging im Zimmer umher. Emilie fühlte sich wieder wohl und munter, ihre kräftige Natur hatte gesiegt, hatte den Krankheitskeim nicht aufkommen lassen. Sie verlangte sich anzukleiden, der Vater ließ sie allein. Dann, als sie angekleidet war, legte sie Hut und Mantel an. „Wohin, Miele?" rief man ihr nach. Sie antwortete nicht einmal, sondern ging. In ihrem Herzen lebte nur ein Gefühl: Max noch einmal zu sprechen, noch einmal seine Stimme zu hören, in seine Augen zu blicken, ihm zu sagen, daß sie kein Wort von seiner Schuld glaube, daß sie ihn ewig lieben werde, und daß sie untröstlich wäre, ihn nicht retten gekonnt zu haben. Und sie wollte auch noch einmal von ihm hören, daß er sie liebe, daß er ihr nicht die Schuld ihres Vaters nachtrage, daß er an sie denken werde während der langen Trennungsjahre. Und dann, wenn sie ihm das gesagt hatte — ja, was dann mit ihr werden sollte, darüber hatte sie noch nicht nachgedacht, darüber war sie sich nicht klar. Nur eins war ihr gewiß: im väterlichen Hause durfte sie nicht mehr

bleiben, sie wollte hinaus in die Welt, eine Stellung annehmen, am liebsten fern von Berlin, in der Provinz.

Sie wußte, daß es ihr schwer werden würde, Zutritt zu dem Verurtheilten zu erlangen. Sie ging nach dem Gericht, noch ungewiß, an wen sie sich zu wenden hätte. Im Corridor traf sie auf Nawratzki, der eben zu einer Verhandlung ging. „Fräulein Dräsecke — Sie hier?" redete er sie an. Emilie überlegte einen Augenblick. Dieser Mann hatte sie geliebt, und obwohl sie seine Neigung nicht erwidern konnte, hatte sie ihn doch früher als einen ehrenwerthen Mann geachtet. Jetzt freilich haßte sie ihn, denn er hatte ihren Geliebten in's Gefängniß gebracht. Aber er hatte eine wichtige amtliche Stellung, er konnte ihr gewiß Zutritt zu Max verschaffen. Vielleicht verspürte er doch ein menschenfreundliches Rühren. Sie theilte ihm ihr Anliegen mit. In Nawratzki's Augen leuchtete es seltsam auf. „Sie wollen von ihm Abschied nehmen, Fräulein?" fragte er. „Ja!" — Schnell ging es durch Nawratzki's Hirn: sie würde ihm dankbar sein, wenn er ihr jetzt gefällig wäre, sie würde das nicht vergessen, es sei eine gute Gelegenheit, wieder mit ihr anzuknüpfen, der Gegner sei ja unschädlich gemacht, sie würde die ganze Zeit über doch nicht allein, ohne Stütze, bleiben wollen — vielleicht sei der Augenblick passend, sich nach und nach wieder in ihre Gunst zu setzen. „Ich werde mein Möglichstes thun!" sagte er, und wirklich

erhielt sie schon am nächsten Morgen die Benachrichtigung, daß sie sich um 11 Uhr im Gefängniß zu melden habe; sie könne daselbst ihren Bräutigam zum letzten Male sprechen. —

Max Adler saß in seiner Zelle, einem kahlen, unfreundlichen Loch von wenigen Quadratfuß Umfang. Die Wände waren frisch geweißt, nicht einmal jene häufigen, oft humoristischen Inschriften früherer Insassen mehr zu erkennen. Ein scharfer Geruch nach Chlor oder Moder oder nach einem unbestimmbaren Dritten lag in der Luft. Durch die engen Zwischenräume zwischen den Stäben des Gitterfensters lugte ein trübgrauer, regnerischer Himmel herein. Alles war so kahl, nüchtern, trostlos, von der Poesie des Kerkers keine Spur. In diesen Räumen wohnte die Verzweiflung, aber nicht die wilde, trostlose, in ihren Opfern sich wüthend aufbäumende, sondern jene viel gefährlichere, die langsam schleichende, Stück für Stück vom Herzen abfressende, welche unfehlbar zum Wahnsinn oder Selbstmord führt. Adler saß auf einem niederen Schemel, den Kopf in beide Hände begraben. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, seine heitere Jugend, sein fröhliches Mannesalter, und dazwischen bohrte und wühlte und nagte fortwährend die Vorstellung seines gegenwärtigen unverschuldeten Unglücks. „Mein Gott, womit habe ich denn das verdient?“ stöhnte er. „So übermüthig bin ich doch nie im Glück gewesen, daß ich so tief gedemüthigt werden mußte! Mein Leben,

meine Existenz, meine Liebe vernichtet! Tiefer kann ich nicht fallen." Und er verstrickte sich immer weiter in die Vorstellung seines Unglücks, er dachte daran, welchen Schmerz es seinen Eltern bereitet hätte, wenn das noch zu ihren Lebzeiten geschehen wäre, und wie sie doch glücklicher wären als ihr unglückliches Kind, da sie schon todt seien. Für einen Augenblick kam dann wieder die Vorstellung, daß er des ihm zur Last gelegten Verbrechens wirklich schuldig sein könne und er fragte sich, ob man einen Menschen so hart bestrafen dürfe für das, was er in unzurechnungsfähigem Zustande gesagt habe, wenn er es in zurechnungsfähigem verachte und mißbillige. Und dann dachte er an Emilie, und der Zweifel peinigte ihn am meisten, ob sie nicht etwa an seine Schuld glaube und ihn verachte. Da ward ihm gemeldet, daß ihn Jemand sprechen wolle. „Emilie!" rief er laut, er wußte es, Niemand anders konnte es sein. Man führte ihn nach dem Sprechzimmer. Sie beugten sich weit über die trennende Schranke hinüber, ja sie stürzten einander beinah in die Arme und weinten heiße Thränen, und der die Aufsicht führende Beamte war selbst zu bewegt, um einen Einspruch dagegen zu erheben. So überzeugend wirkte der Ausdruck dieser Mischung von Schmerz und Jubel und Liebe auf den harten, im Dienste der Rechtspflege ergrauten Mann, daß ihm nicht ein Moment lang der Gedanke aufstieg, das Mädchen könne ihrem Geliebten jetzt heimlich einen Dietrich oder ein Brecheisen zustecken, und

er beschloß bei sich eine bessere Behandlung des Verurtheilten, der, das sah er wohl, nicht mit den gewöhnlichen „Socialdemokraten" und Majestätsbeleidigern, die täglich hereinkamen, in eine Klasse zu werfen sei. Gesprochen wurde im Anfang wenig zwischen den Beiden. Sie war gekommen, sie liebte ihn noch, das genügte Max — und ein Blick in seine Augen, die nicht lügen konnten, hatten ihr unwiderleglich bewiesen, woran sie nie gezweifelt, daß er schuldlos sei, und daß er sie ewig lieben werde. Daß solche Beweise vor Gericht nicht galten! „Verzeihst Du mir," fragte sie, „daß ich nichts thun konnte Dich zu retten?"

„Was hättest Du thun können, Geliebte?" sagte er. —

„O, ich hätte mich besinnen sollen — ich hätte Alles wissen müssen, was an jenem Abend geschehen ist, daß ich sagen konnte: nein, ich kann es beschwören, daß er jenes Wort nicht gesprochen. Aber glaube mir, beim Himmel, je mehr ich allein, stundenlang in mein Stübchen eingeschlossen, über die Vorgänge jenes Abends nachgesonnen habe, desto dunkler, unklarer wird mir Alles, desto mehr verschwimmt es mir in einander. O, der verwünschte Punsch! Warum war ich meiner Sinne nicht mächtig! Manchmal ist mir's, als stände jener Abend mir klar vor der Seele, einzelne Bilder und Worte reißen sich los aus dem Dunkel, aber dann ist's plötzlich wieder fort und es ist wie Nacht in meinem Kopfe." — „Laß das,"

sagte Max. „Wozu uns mit Erinnerungen quälen, wo nichts mehr zu ändern ist. O, sie war doch schön, jene Sylvesternacht, es war unser letztes ungetrübtes Beisammensein; denn bald nachher brach der Streit mit Deinem Vater des unglücklichen Mißverständnisses wegen aus. Weißt Du noch, wie wir gemeinsam auf die Straße hinabstiegen, Du auf meinen Arm gestützt, wir Alle in heiterster Stimmung, wie wir lachten und scherzten!“ Der arme Gefangene schien sich in der Erinnerung vergangenen Glücks berauschen zu wollen. „Ja,“ fiel Emilie mit leuchtenden Augen ein, „wir waren Alle so fröhlich und lustig — ich weiß es — und im Dunkel der Treppe umarmtest Du mich und küßtest mich und riefst: besser kann das neue Jahr nicht eingeweiht werden als durch einen Kuß — jetzt fällt mir das ein —“

„Die Mutter leuchtete uns die Treppe herunter und rief zum Fenster herab, wir sollten uns nicht erkälten —“

„Freilich, freilich, ganz Recht — kalt war's, aber klar, und vom Himmel funkelten tausend Sterne herunter auf unser Glück — —“ .... „Und der Schnee blitzte im Mondschein ...“ — „Und einzelne Trupps Menschen kamen die Straße herauf vom Alexanderplatz her und sangen: Freut Euch des Lebens —“ „Und wir fielen ein und sangen mit, und als sie bei uns vorbeikamen, riefen wir uns: ‚Prosit Neujahr‘ zu, —“

„Und Du küßtest mich wieder — ja, jetzt weiß

ich's genau und lachtest in einem fort ... und riefst den Vorübergehenden zu, sie sollten als anständige Bürger noch nicht nach Hause gehen, sondern erst Punsch trinken ... nicht ... war's nicht so ...?

„Ja, ja, ganz recht ... und weißt Du noch, der Eine wandte sich um und sagte, ich hätte wohl schon zu viel getrunken und sollte darum selbst nach Hause gehen ..."

„Und dann ... Herrgott, jetzt fällt's mir ein ... dann riefst Du laut: mir ist so wohl, daß ich nicht mit dem Kaiser tauschen wollte ... ja, ja, nicht wahr, Max, so hast Du gesagt ... jetzt steht's mir auf einmal so klar vor dem Gedächtniß, nicht wahr Max, so waren Deine Worte ..."

„Gewiß, gewiß ... in diesem Sinne sind sie gewesen. Und das sollte eine Beleidigung sein?"

„Nein, das ist keine," rief Emilie, „darüber kann unser guter Kaiser unmöglich beleidigt sein. Jetzt muß Alles gut werden, juchheh, jetzt weiß ich's," rief sie und stieß einen Freudenschrei aus, den die dicken Mauern aufnahmen und als Echo bis an das Ende des langen Corridors dröhnend fortpflanzten. Und heißer noch als früher weinte sie, und ehe er sich dessen versah, gesellten sich seine Thränen zu den ihren. Er wußte nicht recht, warum er weinte, er wußte nicht, ob dieses plötzliche Entsinnen jener Thatsache ihm irgend welchen Vortheil bringen würde, er hatte gar nicht Fassung darüber in diesem Augenblick nachzudenken, er empfand in seiner Brust nur

das Gefühl unendlicher Liebe uud der höchsten aller Erdenwonnen, im Geist und Herzen sich eins, ganz eins zu wissen mit der Heißangebeteten. Dann stürzte Miele fort, hinaus in die Welt, nicht wissend, wohin sie sich zuerst wenden, was sie zunächst beginnen sollte, aber in dem dunkeln Bewußtsein, daß sie den Geliebten jetzt retten könne, retten werde.

Es war Niemand zu Haus, als sie erhitzt, mit gerötheten Wangen daselbst ankam. Unruhig schritt sie in den Zimmern auf und nieder; sie legte nicht einmal Mantel und Hut ab, sie fand keine Ruhe, bis sie den Vater gesprochen hatte. Er ließ lange auf sich warten. Sie trat an's Fenster, doch kein Schatten von ihm war zu sehen. Die Mutter hatte ihn ausgeschickt eine Wohnung zu miethen, allein vermuthlich saß er in seiner Kneipe, in der er jetzt fast den ganzen Tag zubrachte. Seit jenem Enteignungsprocesse war ihm sein Haus verhaßt geworden, er fand keine Ruhe mehr in demselben, die Mauern, die Wände ärgerten ihn, wohl war ihm nur noch in der Kneipe, da fühlte er sich jetzt wie zu Hause. Endlich, nachdem Emilie wohl eine Stunde lang noch immer im Straßenanzug unruhig in den Zimmern umhergegangen war, erschien Dräsecke. Seine Kleidung war nachlässig: die weißen Beinkleider bis oben hinauf vom Wasser der nassen Straße bespritzt, den Rock geöffnet und nachlässig zurückgeschlagen, das rothe Halstuch seitwärts verschoben, den Hut in die Stirn gedrückt, stolperte er mehr als er ging über

die Schwelle herein. Seine Gesichtsfarbe war roth, der Blick stier, das Auge stand voll Wasser, ein widriger Duft von Bier und Cognac ging von seinen Lippen aus. Kein Zweifel, er war leicht angetrunken. Als Emilie ihn sah, bebte sie zurück. „Na, Miele, mein Herzensschatz ... wohin ... hehe ... wohin willst Du denn gehen? hehe!" fragte er mit gezwungenem Lächeln. Emilie wandte sich ab und schritt wieder im Zimmer umher. Sie kämpfte einen furchtbaren inneren Kampf, aber er wurde ihr erleichtert, als sie auf den halbangetrunkenen, widrig lächelnden Mann sah, der ihr Vater sein sollte und sie so unglücklich gemacht hatte. Die Liebe siegte: „Vater," sagte sie plötzlich dicht vor ihn hintretend und ihm scharf in's Auge blickend, „Vater ..."

„Na, wat denn Miele, meine Zuckerschote, wat denn?" —

„Vater ... Du hast falsch geschworen!" —

Dräsecke wankte zurück und riß die Augen weit auf. „Wa ... was ..." stammelte er.

„Ja, sei mir Gott gnädig ... ich kann nicht anders ... ich muß es Dir in's Gesicht sagen ... Du hast Max verleumdet ... Du hast falsch ausgesagt ... Du bist ... o mein Gott, mein Gott!"

Dräsecke suchte noch immer seine Fassung zu bewahren. „Aber Miele," sagte er, allmählich nüchterner werdend ... „Miele, Du bist wohl nicht von hier, was fällt Dir denn ein ... bist Du meschugge ..."

„Vater," schrie Emilie, laut aufschluchzend, „leugne

es nicht ... ich weiß es genau ... jetzt weiß ich's ... Du hast falsch geschworen ... Du hast ihn in's Unglück gestürzt ... Du hast uns Alle unglücklich gemacht ... o mein Himmel; das Unglück und die Schande! O gerechter Gott!" Sie stürzte nach dem Fenster, von ihm fort, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte laut.

„Miele," rief der Alte, „jetzt wird's mir zu bunt ... hör' mal auf ... ich weiß gar nicht was Du willst ... was ich beschworen habe, ist wahr... ich kann mich nicht anders entsinnen ..."

„O, Du weißt recht gut," rief Emilie, sich wieder zu ihm wendend, „daß er das nicht gesprochen hat, was Du geschworen hast, daß es so nicht war, daß er bloß gesagt hat: Ich möchte heut mit dem Kaiser nicht tauschen ... das hast Du recht gut gewußt und hast ihn doch angezeigt ..."

„Aber Miele, sei doch ruhig ... denk' doch nach ... welchen Grund sollte ich haben ..."

„Ja, Du hast ihn gehaßt, hast ihn nie leiden mögen ... wegen des Hauses ... Du wolltest Dich rächen ... O, ich weiß schon ..."

„Miele, was fällt Dir blos ein ... schweig sofort, ich befehle es Dir, sonst sollst Du ..."

„Nein," rief Emilie, „ich lasse mich nicht zum Schweigen bringen ... auf die Straße werde ich mich stellen und es allen Leuten in's Ohr schreien ..."

„Miele, Du bist verrückt geworden," schrie

Dräsecke, und erhob die Hand wie zum Schlage, „und wenn Du nicht gleich den Mund hältst . . .“ Aber indem er zum Schlage ausholte, stieß er rückwärts an die Tischkante und fiel mit einem dumpfen Laut zu Boden. Mühsam richtete er sich mit Hilfe der schnell beispringenden Emilie wieder empor. „Und Du willst ihn so elend vier Jahre im Gefängniß schmachten lassen,“ fuhr Emilie fort, „willst ihm seine ganze Zukunft ruiniren? Nein, Vater, beim allmächtigen Gott, das wird nicht geschehen.“

„Was willst Du denn thun?“ fragte der Alte.

„Du wirst selbst Deine Aussage zurücknehmen!“ sagte Emilie.

Dräsecke lachte laut auf. „Daß ich ein Narr wäre! Gesagt ist gesagt, und kein Mensch in der Welt kann mir etwas Uebles beweisen!“

„Aber sagt Dir denn nicht Dein Gewissen . . .“

„Mein Gewissen sagt mir gar nichts . . . Ich werde ein Narr sein, und mir acht Jahre in's Zuchthaus stecken lassen, für ihn, für Deinen . . . .“ er unterdrückte ein hartes und gemeines Wort.

„Was, Du empfindest wirklich keine Spur von Reue? Du willst ihn nicht aus dem Unglück befreien, in das Du ihn gebracht hast? Ist das Dein Ernst, Vater? Ich beschwöre Dich . . . vier Jahre . . . bedenke . . . für Nichts . . .“

„Laß mich zufrieden, Frauenzimmer, . . . packe Dich hinaus . . . geh, leiste ihm doch Gesellschaft . . .“

„Du willst nicht? Nun dann werde ich . . .“

„Was willst Du?“ schrie Dräsecke mit heiserer, kreischender Stimme, dicht an sie herantretend. „Was wirst Du? Mir anzeigen? Na geh' doch, thu's doch, bring Deinen Vater in's Zuchthaus ... Deines saubern Liebsten wegen ... Immer zu, ich lauere d'rauf! —“

„Vater, das ist nicht mehr menschlich, wie Du handelst,“ rief Emilie im höchsten Schmerz.

„So geh' doch,“ fuhr Dräsecke in verbissener Wuth mit überschlagender Stimme fort ... „denuncire mir doch ... wollen mal sehen, wem man mehr glauben wird, dem Vater, oder der mißrathenen Tochter ... haha, wollen's abwarten ... na, was besinnst Du Dich denn noch ... geh' doch ...“

„Du willst also nichts für ihn thun,“ fragte Emilie noch einmal flehentlich ... „gar nichts? ... Vater, so grausam kannst Du nicht sein ... bedenke doch ... er hat Dir ja nie etwas gethan ... er ist Dir immer gut gewesen.“

Dräsecke lachte laut auf. „Und darum soll ich mir für ihn in's Zuchthaus stecken lassen? Ich danke!“

„Gar nichts?“ fragte Emilie noch einmal. Dräsecke antwortete nicht. Da blickte sie noch einmal wie Hilfe suchend rings um sich und stürmte dann hinaus. Sie stürzte mehr, als sie ging. Ihr war's, als brenne Alles um sie herum, ihr Kleid, ihr Haar, als brenne es selbst in ihrer Brust, in ihrem Kopfe. Ihre Aufregung kannte keine Grenzen, nur einzelne

abgebrochene Vorstellungen, einzelne übermächtige Empfindungen erfüllten sie, einen klaren Gedanken zu fassen war sie unfähig. „Es ist aus“ ... das war Alles, was sie denken konnte. Was sollte jetzt noch kommen? Der Geliebte im Gefängniß, entehrt, für die Gesellschaft unmöglich sein Leben lang, der Vater, den sie verachten mußte, ein Meineidiger, ihres Geliebten Verderber. „Was noch?“ hämmerte es in ihr. „Das ist das Höchste.“ Ohne es zu wissen, wohin sie ging, stürzte sie durch die Straßen, über den Alexanderplatz, die Königstraße hinunter. Der Regen goß noch immer in Strömen, der Wind heulte und pfiff, auf der sonst so belebten Straße waren nur wenige Menschen zu sehen, die dringende Geschäfte in's Freie führten und die sich fröstelnd in ihre Mäntel hüllten. Sie merkte nichts von dem schlechten Wetter, sie lief nur immer straßauf. So kam sie an die Kurfürstenbrücke. Schwarz glänzte der Spiegel der Spree herauf, von tausend Ringen zerschnitten, welche die herabfallenden Regentropfen bildeten, und bei dem Anblick des melancholisch-düsteren Gewässers empfand sie wieder das Gefühl jenes inneren, Alles verzehrenden Feuers und das Bedürfniß, es zu löschen in den kühlen Fluthen zu ihren Füßen. Sie dachte an nichts mehr, nicht an ihr elterliches Haus, nicht an ihren Geliebten, nicht an die Zukunft, wüst und leer und heiß war es in ihr. Sie lief einige Schritte die Burgstraße entlang, immer hart am Geländer, aber die an der Ufermauer liegenden Obstkähne

machten ihr Vorhaben unmöglich. Da eilte sie wieder auf die Brücke, überschritt sie und fand sich am Ufer des Schloßplatzes. Hart drängte sie sich an das Geländer ... „He, Fräulein, was machen Sie denn da?“ rief ein Vorübergehender ... aber in diesem Augenblicke fiel schon ein dunkler Körper hinab in den Fluß. Doch gleichzeitig ertönte es aus dem Munde der Unglücklichen: „Hilfe! Hilfe!“ — es war der Drang der Natur zum Leben, der sich noch einmal Luft machte. Ein Auflauf entstand auf der Brücke und am Ufergeländer, gegen fünfzig Menschen hatten sich im Augenblick gesammelt, Alles schrie durcheinander, streckte die Hände aus; aber Niemand machte Miene, ihr beizuspringen. Das Kleid bauschte sich über dem Wasser auf und hielt sie noch empor, aber schon begann sie zu sinken. Da löste sich drüben bei der Cavalierbrücke aus dem Gewirr von Pfählen, Netzen und Fischkästen ein Boot los und kam auf sie zugefahren. Der Fischer packte sie mit kühnem Griff, hob sie in's Boot und brachte sie an's Ufer. Sie lebte, war aber besinnungslos. In ihrer Tasche fand man eine Visitenkarte mit ihrer Wohnung bezeichnet. Ein Schutzmann und der Fischer hoben sie in eine schnell herbeigerufene Droschke; es fielen ein paar schlechte Witze, zum Beispiel: „Na, wenn sie sich man keenen Schnuppen holt,“ oder „die hat 'n Freibad nehmen wollen!“ — Die Droschke rollte davon, und die Menge zerstreute sich; jeder war schon wieder mit den eigenen Sorgen beschäftigt.

Das unglückliche Ereigniß verursachte in der Familie Dräsecke die höchste Verwirrung, um so mehr, als man anfangs keine Erklärung für dasselbe fand. Oder vielmehr, jeder stellte sich, als sei die Ursache ihm unerklärlich, während die ängstliche Hast des Umherrennens, die tiefe Niedergeschlagenheit, die emsige Besorgniß nur zu deutlich zeigten, wie Jeder heimlich ganz wohl fühlte, welchen Theil er daran habe, und nur aus Scheu vor dem Andern es nicht einzugestehen wage. Jeder vermied so viel als möglich mit dem Andern überhaupt zu sprechen, zu verkehren, man sah sich kaum an, sondern huschte scheu an einander vorbei. Emilie lag mehrere Tage gänzlich ohne Bewußtsein, dann begann sie zu phantasiren; der Arzt constatirte den Ausbruch des Nervenfiebers. Schon vorher, seit man Emilie in der Droschke von Wasser triefend heimgebracht hatte, war Dräsecke tiefsinnig, finster und verschlossen in seiner Wohnung herumgegangen, ruhelos aus einem Zimmer in's andere, die Hände auf dem Rücken, den Kopf zu Boden gesenkt, und Jeden barsch anfahrend, der ihn in seinem Brüten zu stören wagte. Als er jetzt die Kunde erhielt, wie schlimm es mit Emilie stände, brach der große, starke Mann erblassend mit unterdrücktem, gurgelndem Laut plötzlich so heftig auf seinem Stuhle zusammen, daß seine Frau glaubte, statt eines Kranken deren zwei im Hause zu haben. Aber er richtete sich unter den Bemühungen des Arztes bald wieder auf. Als der letztere schied, folgte er ihm bis auf den Flur. „Herr

Doctor," sagte er leise und mit bewegter Stimme, „was meinen Sie? Werden Sie sie mir erhalten oder wird sie dran glauben müssen?" Der Doctor zuckte die Achseln. „Sie hat eine kräftige Natur, hoffen wir das Beste," sagte er und ging. Dräsecke trat hinein in das Krankenzimmer und näherte sich auf den Fußspitzen der Kranken, so leise er es bei seiner Schwerfälligkeit vermochte. Bleich, mit aufgelöstem Haar lag sie da, unruhig und von Zeit zu Zeit in Phantasieen sprechend: „Max ... Geliebter ... mit Dir sterben ... mein Vater ... komm, folge mir nach ... es hat nicht sollen sein ..." Die Thränen standen ihm im Auge, als er in's Nebenzimmer zurücktrat. Während drinnen im Nebenzimmer Emilie in ihren Phantasien sich weiter mit ihrem eingekerkerten Geliebten unterhielt, fuhr er wüthend auf seine Gattin und Miene los: „Ihr Beide seid schuld daran, daß Alles so gekommen ist," keuchte er, seine Stimme in Rücksicht auf die Kranke dämpfend, „hole euch der und jener, Ihr habt Schuld an Allem, Ihr habt gehetzt und gehetzt, ohne Euch hätte ich mich nie so weit verleiten lassen." Die Beiden, welche wohl ahnten, wie Alles zusammenhing, entgegneten: „Wir? Ausgezeichnet! Jetzt schiebt er uns die Schuld für seinen Eid zu. Na, so was lebt nicht mehr! Großartig!" — „Ja, Ihr," fuhr er fort, „Ihr allein habt mich dazu getrieben, Ihr habt geschürt und geschürt, bis die Flamme aufgeschlagen ist — und jetzt steht Ihr da mit scheinheiligen Gesichtern und wollt

von Nichts wissen! Aber ich will Euch —" seine Stimme war lauter geworden und jetzt erhob er die geballte Faust gegen sie. Sie duckten sich und entflohen kreischend, und während drinnen die Kranke wieder laut aufstöhnte, sank er in einen Sessel zurück. „Mein Gott, mein Gott," seufzte er, die Hände ringend — „laß mir die Miele blos nicht sterben, erhalte mir das Kind blos — lieber will ich mich ja in's Zuchthaus stecken lassen —." Er wurde den Gedanken nicht los, daß Emilie um seiner Schuld willen werde sterben müssen, derselbe verfolgte ihn bis in den Traum, er machte ihm schlaflose Nächte, das Bewußtsein begann sein Gewissen zu quälen, den Geliebten seiner Tochter für ewige Zeiten unglücklich gemacht zu haben, einen Menschen, der doch wohl unschuldig war. Er fand keinen Appetit, keinen Schlaf mehr, seine Familie war ihm so verhaßt geworden, daß er sie nicht mehr anblicken wollte, sein ganzes Glück schien ihm nur auf Emilie begründet, die er jetzt mehr liebte, als jemals zu Zeiten ihrer Gesundheit, und der Gedanke wich nicht aus seinem Kopfe, daß sie nur gesund werden könne, wenn er sein Verbrechen sühne. Als er die dritte Nacht vergeblich nach Schlaf gelechzt hatte und immer der eine Gedanke ihn wieder aufschreckte, wenn er eben einzuschlafen begann, verließ er eines Morgens seine Wohnung, ohne der Familie ein Wort zu sagen, nachdem er blos der wieder phantasirenden Emilie einen Kuß auf die Stirn gedrückt, und ging nach Moabit auf's

Gericht, um seine Schuld selbst zu bekennen. Er konnte es nicht mehr länger so aushalten. Vom Gericht zurückkommend, aber setzte er sich hin und richtete ein Bittgesuch an den Kaiser. Was er von demselben wollte, war ihm selbst nicht klar, aber er hatte das Gefühl, als könne allein der Monarch ihm noch Rettung bringen. Er legte seine ganze Lage dar. Aber die angeborene Schlauheit verließ ihn auch hier nicht. Er stellte den Sachverhalt dar, als habe er in patriotischer Aufwallung gehandelt, voll Zorn über die vielseitigen Schmähungen des Herrschers, als sei er das Opfer seiner patriotischen Uebereilung geworden, bei der er im guten Glauben gehandelt habe. Erst jetzt, schrieb er, sei er durch einen Zufall auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht worden und beeile sich, denselben offen einzugestehen. Er bitte Seine Majestät, hieß es zum Schluß, da er ihm als Soldat und Bürger bisher gut und treu gedient habe, die Sache im Gnadenwege niederzuschlagen.

So gut wurde es ihm freilich nicht. Schon einige Tage später traf das Antwortschreiben auf sein Gesuch aus dem kronprinzlichen Cabinet ein, denn der Kronprinz hatte mittlerweile die Stellvertretung des Kaisers während dessen Krankheit übernommen. Es sei nicht die Gewohnheit der preußischen Könige, hieß es in dem Schreiben, der Justiz vorschnell in den Arm zu fallen, in Preußen müsse die Gerechtigkeit unbehindert ihres Amtes walten, und erst wenn sie gesprochen, dürfe von der Gnade des

Herrschers die Rede sein. Sei Dräseckes Reue wirklich eine aufrichtige, so möge er dies dadurch beweisen, daß er freiwillig dem Gericht Anzeige von seinem Verbrechen mache, erst nach seiner Verurtheilung könne auf ein erneutes Gesuch hin erwogen werden, ob er der Gnade würdig sei. Dräsecke war durch die Krankheit der Tochter so gebrochen, daß es ihm vollständig gleichgiltig schien, ob man ihn in's Gefängniß führte, als ginge ihn die Sache überhaupt nichts an. Da er geständig war, konnte er bald vor die Geschworenen geführt werden. Auch hier wußte er und sein geschickter Vertheidiger die Angelegenheit in's beste Licht zu stellen, so daß das Ganze als fahrlässiger Meineid aufgestellt wurde, begangen in Folge nicht genügender Prüfung seines Gedächtnisses. Die offene Reue, die er zur Schau trug, seine Selbstanzeige, seine bisherige Unbescholtenheit, Alles das trug dazu bei, Geschworene und Richter gnädig zu stimmen, so daß sie ihm mildernde Umstände zubilligten, auf ein Jahr Zuchthaus erkannten, und einstimmig ein Gnadengesuch für ihn einreichten. Das letztere that seine Wirkung und der Kaiser wandelte die Zuchthausstrafe in einfaches Gefängniß um und verkürzte die Zeitdauer auf die Hälfte.

Miele erfuhr von alledem lange Zeit nichts, denn bis weit in den Juli hinein lag sie bewußtlos in Fieberträumen und sprach in denselben nur immer von einem schwarzen, tiefen Wasser und einer schwarzen

niederen Zelle. Endlich kam sie zu sich — und wie erstaunte sie, an ihrem Lager zwei Männer zu finden, die sie Todfeinde wähnte, und die in diesem Moment vor ihren Augen heiße Thränen vergossen, einander zuriefen: „Sie lebt, sie lebt!“ und sich in die Arme sanken wie Brüder. Ihr Geliebter frei und mit ihrem Vater vereint — das war mehr, als sie im Augenblick begreifen konnte, so sehr sie sich auch bemühte den Zusammenhang zu finden. Vergebens fragte sie darnach. „Still, still,“ rief man ihr zu, „schone Dich Du bist noch schwach, schlafe weiter, Du wirst schon noch Alles erklärt erhalten.“ Und sie sank wieder zurück in süßen, kräftigen Schlummer, und die beiden Männer weinten und umarmten sich von Neuem. Aber es duldete sie nicht lange in dieser Ungewißheit, sie schreckte aus dem Schlummer empor und verlangte zu wissen, was Alles sich während ihrer Krankheit ereignet habe. Die beiden Männer sahen einander lange schweigend an und keiner wollte das erste Wort sprechen. Da gingen sie Beide hinaus und sandten die Mutter hinein, und diese mußte der gesundenden Tochter erzählen von der Selbstanzeige des Vaters, der Freilassung Adlers, der Milde der Richter, der Gnade des Kaisers — und vor Schluchzen konnte sie kaum fortfahren, als sie dazu kam, zu berichten, wer der Erste gewesen sei, der auf Dräsecke nach dem Urtheilsspruch zugeschritten und ihm die Hand zur Versöhnung gereicht habe. „Mein Max!“ das war Alles, was Emilie vor Bewegung erwidern

konnte. Und der Vater hatte leise die Thür geöffnet und durch einen Spalt gelauscht, und als er seine Tochter kein Wort der Verdammung, nicht einmal des Bedauerns all des Vorgefallenen erwidern hörte, schritt er leise hinein und warf sich vor ihrem Bett auf die Kniee, vergrub seinen Kopf tief in die Decke und flüsterte kaum hörbar: „Miele, mein Engel, kannst Du mir vergeben, was ich an Euch gesündigt habe?“ Und mit der ersten Anstrengung ihrer neu erwachten Kräfte hob sie seinen Kopf empor, zog ihn zu sich heran und legte ihren Arm um seinen Hals. Aber der Vater löste sanft ihre Rechte von seinem Nacken und legte sie in die Hand ihres Geliebten, der inzwischen herangekommen war, und in dieser Stellung blieben sie lange, ohne die heilige Stille durch ein gesprochenes Wort zu stören. — —

Durch einen gerichtlichen Befehl erhielt der Schlächtermeister Dräsecke in der Frühe des 20. Juli die Aufforderung sich im Laufe des Tages zum Antritt seiner halbjährigen Strafe zu stellen. Der Befehl machte ihm keinen großen Kummer: er wollte seine kleine Strafe gern und willig tragen — denn daß sein Vergehen nicht ganz ohne Sühne bleiben konnte, fühlte er selbst. Die Seinen, mit ihm versöhnt, beschlossen ihm bis zur Pforte des Gefängnisses das Geleit zu geben. Auch Emilie sollte daran Theil nehmen, zum ersten Male hatte ihr der Arzt das Ausgehen verstattet: war es doch seit Wochen ununterbrochenen Stürmens und Regens der erste schöne

Tag. Noch waren hier und da Höhlungen des Pflasters mit kleinen Wasserpfützen angefüllt, noch glänzten Boden und Dächer von Feuchtigkeit, noch immer lag ein gewisser Dunst über den Straßen, und die Vorsicht gab noch jedem Passanten den Regenschirm in die Hand, aber über dem großen, weitausgedehnten Berlin leuchtete doch wieder wärmend und strahlend die lang vermißte Sonne. Sie warf goldne Ringe durch die grünen Blätterdächer der Bäume auf den schwellenden Grasteppich des Thiergartens, sie ließ die Monumente, die Thürme der Kirchen vom hellen Glanze widerstrahlen und umgoß die vergoldeten Statuen der Siegessäule und der Kuppeln der beiden Dome auf dem Schillerplatz mit blendendem Schimmer, sie belebte die seit Wochen verödeten Straßen und Plätze, rief zahlreiche Spaziergänger in die Parks, unter die Linden, lockte auf den Zügen auch des Elendesten und Mürrischsten ein leises Lächeln des Wohlbehagens hervor und verbreitete bis hinaus in die ärmsten Vorstädte die Heiterkeit und Wonne des Hochsommers. Dräseckes machten einen Gang durch die Straßen, bevor sie zu jenem düsteren Hause wollten, in dessen Räumen noch kein Glücklicher gestorben ist. Jetzt betraten sie die Linden, und Emilie ward fast betäubt von dem Lärm und Gewühl dieser ersten Straße der Hauptstadt, das sie so lange nicht gehört und gesehen hatte. Das war ein Drängen und Treiben auf den Stegen, ein Hin- und Herwallen, Begrüßen und Lachen, ein Durcheinandertönen der

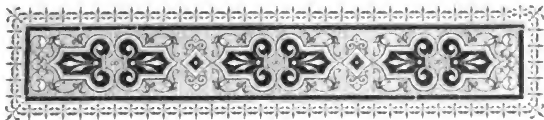
verschiedensten Sprachen, der mannigfaltigsten Mundarten. Und auf dem Fahrdamme sprengten kühne Reiter, Männer und Frauen, auf kräftigen Rossen einher, elegante Carrossen mit schönen, geputzten Frauen sausten vorüber, Soldatentrupps kamen in regelmäßigem Tact einhermarschirt.

Da bogen in scharfem Trab plötzlich durch das Brandenburger Thor zwei einfache geschlossene schwarze Carossen in die Straße ein. Nichts zeichnete sie aus, kein Wappen, kein Schmuck, nicht einmal die Kutscher auf dem Bock trugen ein besonderes Abzeichen, das auf ihre Herrschaft hätte schließen lassen. Unbeachtet rollten sie dahin, in der Richtung nach der Schloßbrücke zu. Plötzlich aber ging es wie ein elektrischer Funke durch die Menge, die den Bürgersteg füllte: „Der Kaiser, der Kaiser!“ Wer ihn zuerst im vorderen Wagen erkannt, wer den Ruf zuerst ausgestoßen, Niemand wußte es zu sagen; aber mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde die ganze Straße hinab, bis zum Schlosse. „Der Kaiser ist wieder gesund, seine Wunden sind geheilt, er hat heut zum ersten Mal eine Ausfahrt unternommen — da kommt er!“ Und wie auf ein Commando flogen hundert Hüte von den Köpfen, erschallte es von hundert Stimmen: „Hoch! Hurrah!“ und die, welche den Wagen achtlos vorbeigelassen, strömten schnell nach, zu sehen was es gäbe. Schon flatterte hier und da über den Dächern eine bunte Fahne auf, dichter sammelte sich die Menge, je näher der Wagen

dem Schlosse kam, und lauter erschallten die Rufe: „Hoch der Kaiser!“ Schon war der Wagen nahe dem Schlosse, da erschien plötzlich im Fenster des Wagens ein weißes Haupt mit hellen, freundlichen Augen und leicht gerötheten Wangen, und lächelte gütig und verneigte sich dankend und verschwand. Und lauter tönten die Hurrahrufe rings umher, sowie dies weiße Haupt sich zeigte: am lautesten aber rief ein großer, wohlbeleibter, vierschrötiger Mann, auf den der Blick des Kaisers soeben gefallen war. Er hatte die Augen wie beschämt zur Erde gesenkt, er fühlte einen heißen Blutstrom nach seinem Kopfe schießen, aber er warf seine Mütze hoch in die Luft und schrie aus Leibeskräften: „Hoch! Hoch! es lebe der Kaiser!“ und rief es immer wieder von Neuem, als der Kaiser schon längst in sein Haus getreten und der Wagen davon gefahren und der Menschenhaufe, der sich angesammelt, wieder auseinandergegangen war — und die Familie des Mannes, die um ihn herumstand, stimmte wacker in sein Rufen ein. —

Im Rechtsstaat.





An Ernst von Wildenbruch.

Hochverehrter Herr College!

In Ihrer köstlichen, von sprudelnder Laune überquellenden Humoreske „Ein Opfer des Berufs“ schwingen Sie unbarmherzig die Geißel Ihrer schneidigen Satire über jene Sorte literarischer Pöbelanbeter, welche das heilige Zauberwort „Realismus“, dies Schiboleth aller echten Dichter, entweihend Wunder was Großes und Neues zu thun vermeinen, wenn sie ihre Stoffe nicht mehr aus Palästen und Rittersälen sondern aus Kneipen und Spelunken herholen, und durch naturgetreue Wiedergabe des Lebens in den letzteren der Kunst neue Reichslande erobert zu haben glauben. Die armseligen Narren, die nicht wissen, daß es in der Kunst in erster Linie auf die machtvolle Bethätigung einer kräftigen Künstlereigennatur und die Durchdringung des von der Natur gebotenen Rohstoffes durch dieselbe ankommt! Sie führen uns mit herzerfreuendem Humor einen jungen

Naturalisten vor, der in der Absicht einen zolaisirenden Roman aus dem Berliner Droschkenkutscherleben zu schreiben für einen Tag den Posten eines biedern Rosselenkers zweiter Güte einnimmt und auf diesem die abschreckendsten Erfahrungen macht, welche ihn von seiner Manie gründlich heilen. Aber, verehrter Herr College, glauben Sie nicht, es könnte Leute geben, welche — Sie kennen ja die Beschränktheit unseres Lesepublikums — Ihre Absicht gänzlich mißverstehend meinen möchten, Sie hätten das Leben eines Berliner Droschkenkutschers ja das der unteren Classen überhaupt als einen der Dichtkunst unwürdigen Gegenstand erweisen wollen? Leute, die die große Wahrheit nicht kennen, daß kein Ding in der Welt an sich poetisch oder unpoetisch sei, sondern daß es erst unser Denken, Auffassen, Combiniren, Dichten dazu mache? Nicht der Stoff macht das Kunstwerk, sondern die Behandlung. Der Naturalist hat als Künstler keine Individualität, der Stoff bemeistert ihn: der Realist aber bemeistert künstlerisch den Stoff, rückt den Weltausschnitt, den er darstellt, in ein eignes Licht; und es wird lediglich auf seine Natur, auf die Organisation seiner Sehnerven und seiner Gehirncentren sowie auf seine Lebenserfahrung ankommen, ob diese Farbenstimmung, in die er seine Schöpfung taucht, die des „plein air“ oder des „clair obscur“ ist. Um nun jene thörichten Anschauungen zu widerlegen, welche böswillige oder verschrobene Menschen aus mißverständlicher Auffassung Ihrer Humoreske schöpfen können —

um zu zeigen, daß selbst das Berliner Droschkenkutscherleben den Stoff zu einem Kunstwerk hergeben kann, wenn nur an dasselbe eine Persönlichkeit herantritt mit der Gabe, die Dinge eigenartig zu betrachten — zu diesem Zweck habe ich hauptsächlich die folgende Erzählung niedergeschrieben. Daß mir meine Absicht gelungen ist, wage ich nicht zu behaupten. Wäre es nicht der Fall, so träfe die Schuld jedoch höchstens meine schwachen Kräfte, nicht das Princip, welches ich vertrete: dies würde unangetastet bleiben, auch wenn „Im Rechtsstaat“ die mißglückteste Erzählung wäre. Sei dem wie es sei — mögen meine Gestalten für mein Princip sprechen, ich habe ja keine anderen Anwälte; denn mehr als von allen Anderen gilt zuletzt ja von uns Schriftstellern Mephistos Wort:

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten.“

In unwandelbarer Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

C. A.

1.

Die breite, von mächtigen Bäumen eingefaßte, sich in leichter Steigung die Fläche des nördlichen Berliner Höhenzuges hinaufziehende Allee, welche vom Schönhauser Thor nach Pankow führt, trottete eine Droschke „zweiter Güte" in dem schwerfälligen Trab dahin, welcher diesen modernen Marterkasten eigen ist. Der Mann auf dem Bock, mit den grauen Haaren, den wetterharten Zügen, an deren Verfassung Lebenserfahrung, Sturm und Regen in redlicher Gemeinschaft gearbeitet zu haben schienen, mit der mächtigen rothen Nase mitten im Antlitz, dieser Mann, in den weiten blauen Mantel der Berliner Droschkenführer eingeschlagen, war der Besitzer des Fuhrwerks selbst, Traugott Leberecht Heinrich Schmarsow, von seinen Genossen nur der „Luftheinrich" genannt, ob seiner ausgezeichneten Vorliebe für den wohlduftenden Extract der Pfeffermünze, der in allen Berliner Destillen unter dem harmlosen Namen „Luft" in „einfacher" und „doppelter" Stärke in Verschank kommt. Luftheinrichs sonst griesgrämiges Hypochondergesicht zeigte heut einen leisen Anstrich von Freudigkeit: er dachte an seinen Fahrgast, der, weil er in Pankow ein Geschäft erledigen wollte, ihn gleich für Hin- und Rückfahrt gemiethet hatte. Er wollte unterwegs ungestört noch eine Berechnung vollenden und hatte darum eine

Droschke benutzt, nicht die Pferdebahn. Das wäre doch wieder 'mal eine Tour, die sich lohnte, dachte Schmarsow bei sich; denn seit die Pferdebahn aufgekommen, seien die Berliner immer knickriger geworden, und wer schon 'mal ne Droschke benutzte, verlangte womöglich für 60 Pfennige vom Kreuzberg bis nach dem Friedrichshain gefahren zu werden, quer durch die ganze Stadt. „Und ‚schneller Kutscher, schneller, ich habe Eile', geht's in Einem fort, als ob so'n Pferd 'ne Lokomotive wäre!" murmelte Luftheinrich vor sich hin. „Ne, es ist nichts mehr mit dem Fuhrwesen: 'nen halben Tag auf dem Halteplatz stehen, für'n Thaler Heu fürs Pferd, so und so viel zur nöthigen innern Erwärmung von unser Einem — das Vieh steht sich die Beine in den Leib, unsereins holt sich die schönste Gicht — dann fällt das Vieh wieder 'mal auf'n nassen Asphalt, schindet sich die Haut ab und kann acht Tage nicht aus'm Stalle — und wie oft bringt man ganze Tage nicht einen Nickel nach Hause — brr, ich danke!... Hü, hottehü, hottehü", fügte er schnell mit den Zügeln arbeitend hinzu, als der Braune das unwillkürlich als Ausdruck des Aergers ausgestoßene „brr" Luftheinrichs als willkommene Gelegenheit benutzt hatte, sich einen Augenblick zu „verpusten". Indeß der Lenker halblaut vor sich hinwetterte, trottete das Fuhrwerk weiter. Schmarsow ließ den Blick über die Landschaft streifen, die ausgebreitet vor ihm lag. Das war die märkische Ebene von ihrer trostlosen Seite! In den hellgrauen Schleier

des Vorfrühlings gehüllt, dehnte sich die leise ansteigende Fläche nach allen Seiten hin; das Braun der umgeackerten Krume, das Grün der Wiesen, das Silberweiß des Sandes leuchteten nur wie abgedämpft hinter jenem Schleier hervor. Kahle Bäume und bald ein niedres, schlecht gebautes Haus mit einem verwilderten Garten, bald eine Fabrik mit rauchenden Schornsteinen traten zu beiden Seiten des Weges heran, auf dem von Zeit zu Zeit ein paar Fußgänger sichtbar wurden, indeß die Wagen der Pferdebahn in gemessenen Zeiträumen klingelnd dahinrollten. Zur rechten Seite tauchten die Schornsteine und Dächer von Weißensee auf, zur linken zeigte sich lang hingestreckt wie eine selbstständige kleine Stadt Gesundbrunnen. Der alte Schmarsow schaute sich von seinem hohen Sitzpunkt rings um und blickte auch mit einer leichten Seitenwendung hinab nach der zurückgelegten Strecke. Da lag die Riesenstadt ausgebreitet in dem matten Licht einer Aprilnachmittagssonne: Häuser, Straßen, Thürme, soweit das Auge reichte, bis an die äußerste Grenze des Gesichtskreises. „Kurios, kurios," murmelte Luftheinrich wieder vor sich hin, „mir hätte auch Einer von einer Lothringer- und Danzigerstraße reden sollen, wie wir uns als Göhren noch bei Bötzow'n mang die Sandhaufen herumgetrudelt — vor so'n Stücker 50 Jahren. Toll! Toll!"

Aber was war das? Was jagte da von Pankow her heran in immer schneller und schnellerem

Gallopp? Ein Fuhrwerk war's, richtig, und ein eleganter Traber. Das Thier war wohl durchgegangen, denn solche Schnelligkeit war ja unmenschlich, Wahnsinn! Doch, stürmte da nicht hinter dem ersten ein zweiter in gleich beflügeltem Zeitmaaß einher? Ach so, eine Wettfahrt schien's. Na ja, gewiß wieder solch ein Paar junge Leute von der „scheen is Dore" oder wie sie das nannten, die den ganzen Tag nichts weiter zu thun hatten, als dem lieben Herrgott die Zeit zu stehlen. Freilich, mit so viel Geld in der Tasche, mit solchen Pferden und Wagen war es ein Vergnügen zu kutschiren. Ueberhaupt, das Fahren war eine schöne Erfindung, aber man mußte nicht Droschkenkutscher sein. Die tollen Jungen hatten gewiß gewettet, wer zuerst in die Stadt gelangen würde. Na, immer zu, ihm konnte es recht sein, wenn sie sich nur nicht dabei den Hals brachen! Aber — nanu — hopsa — das Gefährt flog ja in förmlichen Stößen von einer Seite zur andern ... das Pferd war wohl durchgegangen ... hatte das junge Herrchen die Zügel verloren? Ei je, ei je, wenn da nur nichts passirte! Na, jedenfalls wollte er sich ganz rechts halten. He! purr ... purr ... rrrmm ... mit großem Geräusch kam das Gefährt immer näher in seinem tollen Jagen. „Vorsicht! Vorsicht, junger Herr!" schrie ihm Schmarsow schon auf eine gute Strecke entgegen. Ja wohl, er hatte gut Vorsicht anrathen, der junge Mann auf dem Sitz da oben schien ja seine Augen, seine Ohren verloren zu

haben, bald wurde er roth wie eine Flamme, bald blaß wie eine Kalkwand; er beugte sich weit nach vorn über und lag förmlich auf dem Pferde. Der Herr, der ihm folgte, schien die tolle Jagd aufgegeben zu haben, denn er mäßigte sichtlich den Lauf seines Pferdes. Aber der Erstere! Noch einmal rief Schmarsow sein „Vorsicht, Herr! Vorsicht!" ... freilich, da war es schon zu spät ... wie von einer Bremse gestochen raste das Pferd heran ... und da ... krach ... krach ... beide Pferde und Wagen bilden nur eine einzige dunkle Masse ... wie ein Sturmwind packt es ihn bei den Hüften, hebt ihn in die Luft und wirft ihn kopfüber in den Chausseegraben ... Alles schwimmt ihm vor den Augen, er sieht Pferde und Gefährte in einen einzigen Knäuel zusammengeballt, der sich über den Boden hinwälzt, und mitten drinnen ein paar zappelnde Menschenarme. Hilferufe und Angstgeschrei ertönen. Das zweite Gefährt kommt jetzt heran, es hält, und sein Führer steigt vom Bock, die Pferdebahn eilt klingelnd vorüber, Schaffner und Gäste blicken staunend auf die Unglücksstätte, einige springen vom Wagen herab und eilen mehr neugierig als hilfsbereit hinzu, auch der Helm eines Schutzmanns, der vorher freilich nicht zu bemerken gewesen, taucht mit einem Male am Orte der That auf. Luftheinrich ruft: „Hierher! zu mir!" er hält sich für schwer verletzt. Er versucht den Arm zu regen ... siehe, es geht ganz gut ... er hebt den Fuß und steht fest und sicher auf seinen Beinen. Gottlob, die

Geschichte scheint ja für ihn selbst gnädig abgelaufen zu sein — nur am Hinterkopf spürt er eine Beule und im Gesäß ein Brennen und Drücken; aber er kann alle Glieder bewegen. Allein der Gaul und der Wagen, die sind hin. Er tritt hinzu und kratzt sich hinter den Ohren, indeß er die Bescheerung betrachtet: Räder, Thüren, Seitenstücke, Deichseln, Alles starrt zerbrochen und aus den Fugen gerissen wild durcheinander, von beiden Fuhrwerken scheint auch nicht ein Theil ganz geblieben. Sein Fahrgast ist bei Zeiten, die Gefahr merkend, aus dem Wagen gesprungen und steht mit sehr verwunderter Miene im Chausseegraben. Aber der Andere! — Der Schutzmann läuft geschäftig mit Notizbuch und Blei umher, Luftheinrich, der Fahrgast, der Besitzer des zweiten Trabers, und verschiedene der Hinzugekommenen bemühen sich die Trümmer zur Seite zu schaffen und dem unter denselben Begrabenen herauszuhelfen. Seine Beine schmerzen als wie zerbrochen, er schreit laut auf. Da ist nun freilich nichts zu befürchten — aber den rechten Arm hat er sich ausgefallen, der hängt nur lose in den Gelenken, und an der Stirn zeigen sich blutrünstige, unterlaufene Stellen. Es ist nichts lebensgefährliches, sagt der Arzt, der sich unter den Herzugekommenen befindet, aber es wird schmerzhaft werden. Geschieht ihm schon recht, für sein tolles Fahren! Die Pferde sind völlig verloren, dem Luftheinrichs hat die Deichsel ein Auge ausgestoßen, es blieb auf der Stelle todt, das andere

schlägt noch um sich, aber nur matt und wie verzweifelnd, es wird auch nicht mehr zu retten sein. Schmarsow ringt die Hände, die Thränen kommen ihm in die Augen; der Andere kann vor Schmerzen kaum einen halben Blick auf sein Thier und den Wagen werfen, er krümmt und windet sich und jammert. Sein Gefährte will ihn auf seinen heilen Wagen nehmen und nach Hause bringen. Halt! Vorher wird der Schutzmann jedoch die Namen feststellen, um wenigstens etwas zu thun. „Goldfelder! Goldfelder!" sagt der Verwundete und fügt ächzend, halb zum Schutzmann, halb zu dem Kutscher hinzu: „Lassen Sie nur, es wird Alles geordnet werden!" —

Goldfelder! Schmarsow beruhigte sich mit einem Male, über sein bekümmertes Antlitz flog sogar jetzt etwas wie der Schatten eines Lächelns. Es war der Sohn des reichen Goldfelder, eines der ersten Bankiers von Berlin, der mit ihm zusammengerannt war! Ja freilich, da durfte er sich beruhigen, der würde schon Alles in Ordnung bringen, ihn für seinen Verlust genügend entschädigen und wohl noch ein hübsches Schmerzensgeld zahlen. Die Goldfelders waren ja als noble Leute bekannt, die ließen sich gewiß nicht lumpen! Er zog sogar den Hut und sagte: „Ohne Zweifel! ohne Zweifel, wir werden uns schon einigen!" und dann schritt er erleichtert, als sei ihm eine schwere Last vom Herzen genommen, der Stadt zu, um sich nach einem Rollwagen umzuthun, der die Trümmer seines Besitzes fortschaffen sollte. Der Schutz-

mann ordnete noch mit wichtiger Miene an, daß die todten Pferde der Abdeckerei zu übergeben seien, murmelte dann ein mechanisches: „Weiter, weiter, meine Herren!“ und trollte sich davon, indeß sich die Menge, die sich nach und nach zu einem recht stattlichen Haufen angesammelt hatte, fragend und schlechte Witze reißend nach verschiedenen Seiten entfernte. — —

In Schmarsows Wohnung, in dem engen, dunkeln Hintergebäude eines Hauses der Klosterstraße, herrschte keine geringe Erregung, als der Fuhrherr heimkehrte und von dem Vorfall Mittheilung machte. „Ach Gott, unser Brauner, unser guter Peter todt!“ klagte Schmarsows Tochter Paula, „Das arme Thier! Man hatte sich so an ihn gewöhnt; es wird mir ordentlich komisch vorkommen, wenn jetzt ein anderer an seine Stelle tritt. Er fraß aus der Hand und war so lieb! Nicht wahr, Du kaufst doch wieder einen Braunen, nicht?“

„Und der Kerl hat sich nicht 'mal die Knochen gebrochen?“ fragte Wilhelm, der Sohn des Hauses. „Na, dann hätte ich weiß Gott die größte Lust es noch nachträglich zu thun. Na, wart man, mein Junge, wenn Du nicht ordentlich blechst, daß es klimpert!“

„Na, sieh aber nur bald zu, daß Du zu Deinem Gelde kommst, Alter,“ sagte Schmarsows Ehegefährtin Auguste warnend „Laß die Geschichte nicht alt werden, sonst geht es schief, und Du hast zum Schluß den Schaden. Geh' man morgen früh bald zu dem alten Goldfelder und mach' ihm einen Tanz!“

„Ach Gott, was Du hast," unterbrach sie Heinrich ärgerlich. „Der Mann läuft mir nicht fort, der wird sich schon mit mir auseinandersetzen, das kann er gar nicht anders, seines Renommés wegen — so reiche Leute! Der kommt schon von selbst zu mir! Was sind denn für den ein paar tausend Mark! Paß 'mal Achtung, morgen tritt schon einer von seinen jungen Leuten hier an mit 'ner ganzen Tasche voll Banknoten, und sagt, Schmarsow, was verlangen Sie? Ich soll Ihnen jeden Preis zahlen! Das Geld ist uns so sicher, als hätten wir's in der Lotterie gewonnen. Goldfelder in der Thiergartenstraße zum Schuldner! Feine Firma — ai waih!"

2.

Der Commerzienrath hatte seine Familie bitten lassen, heut das Frühstück am gemeinsamen Tische einzunehmen, um bei dieser Gelegenheit einige wichtige Besprechungen zu erledigen. Goldfelder wollte eben damit beginnen, als ihn Fräulein Elisabeth, die eben eingetreten war und einen flüchtigen Kuß auf seine Wange gedrückt hatte, unterbrach: „Einen Augenblick, Papa, ich muß erst wissen, wie es Ali geht."

„Aber das kannst Du ja nachher —" fiel der Rath ein.

„Nein," sagte Elisabeth schnell, „erst kommt das Pferd." Sie schritt zum Sprachrohr und rief hinab, daß sie den Kutscher zu sprechen wünsche. „Aber

telephonire doch, wozu soll denn der Mensch erst wieder heraufkommen?" sagte der Rath ein wenig ärgerlich, und seine Gemahlin fügte hinzu, unwillkürlich mit der Hand nach den Papilloten greifend: „Und ich bin noch im Morgenrock! Es ist mir unangenehm!"

„Der Kutscher! Ich bitte Dich!" sagte Elisabeth verächtlich. „Laßt mich doch — ich will es so!"

Martin trat ein. Nachlässig über den Tisch gebeugt und mit dem glatten goldenen Löffelchen ein Ei aufklopfend fragte ihn Elisabeth, ohne ihn eines Blickes zu würdigen: „Wie geht es Ali? In militärischer Haltung, die Hände an die Seiten der Beinkleider gelegt, berichtete Martin: „Der Herr Oberroßarzt hat heut Morgen einen neuen Verband angelegt, er sagt, in einigen Tagen würde Alles wieder gut sein, aber das Thier müßte dann doch noch geschont werden!"

„Es ist gut, ich komme später selbst hinunter. Fährst Du heut zur Börse, Papa? Ja? Also sobald der Wagen des Herrn Rath zurück ist, den meinen!"

„Du solltest den Menschen in ein anderes Costüm stecken, Papa," fuhr Elisabeth fort, als Martin das Zimmer wieder verlassen, „ich mag auffallende Livreen nicht leiden. Ein einfacher, schwarzer Rock, höchstens an der Kopfbedeckung eine schmale silberne Borte wäre nach meinem Geschmack das passendste. Wir reden noch darüber. Also was wünschtest Du, Papa?"

„Gleich," sagte der Rath und verzehrte erst das winzige mit Lachs belegte Schnittchen, welches er ge-

rade in der Hand hielt. „Wie steht es mit den Zusagen?“ wandte er sich an seine Frau.

„Auf dreihundert Einladungen haben etwa zwanzig abgeschrieben,“ entgegnete die Gefragte, „darunter auch leider der Finanzminister und der Fürst.“

Der Rath trommelte mit den Fingern auf dem Tische. „Das habe ich mir gedacht,“ sagte er.

„Aber der Unterstaatssecretär und der Reichsbankdirector kommen wenigstens.“

„Und der Prinz?“ fragte Elisabeth.

„Noch keine Antwort,“ entgegnete die Räthin. „Hoffen wir!“

„Er ist . . . die Leute sind zu hartleibig,“ sagte Goldfelder leise, mit ärgerlichem Ausdruck. „Hast Du nach Nizza telegraphirt, wegen der Rosen?“

„Ja.“

„Und mit dem Atrappenfabrikanten hast Du wegen der Cotillonüberraschungen gesprochen?“

„Elise sollte es übernehmen. Mein Gott, Alles lastet auf mir,“ klagte sie mit müdem Ausdruck.

„Beruhigt Euch, es ist geschehen,“ sagte Elisabeth.

„Und wird der Professor die lebenden Bilder übernehmen?“ wandte sich der Rath an seinen Sohn.

Der junge Goldfelder betrachtete schmerzlich seinen in der Binde hängenden Arm. „Aus besonderer Freundschaft für mich hat er zugesagt,“ renommirte er „und mit unserer Primadonna habe ich’s auch verabredet, sie wird zwei Lieder vortragen. Aber 600 Mark mußt Du ihr anstandshalber wenigstens schicken.“

„Thäten's nicht ein paar Ohrringe auch?" fragte der Rath.

„Man würde darüber reden!"

„Diese Umstände, diese Wirthschaft, diese Kosten!" seufzte die Räthin.

„Wir müssen," entgegnete der Rath, „das ist uns die Sache schon werth. Geld darf da überhaupt keine Rolle spielen. Ob es 30- oder 40,000 Mark kostet, ist vollständig gleich. Man muß von dem Feste sprechen in Berlin. Bedenke — die erste siamesische Anleihe! — und daß wir sie emittiren, kann für das Haus von unendlichem Vortheil sein. In vierzehn Tagen sollen die Actien zehn über pari stehen, das muß eben auf jede Weise lancirt werden. Na, doppelt überzeichnet ist sie ja! Wenn uns bloß für das Fest der Prinz nicht im Stiche ließe! Es hält zu schwer, die Leute alle zusammen zu bekommen. An den Dings da, den Reporter, hast Du doch geschrieben? Was giebt man dem Mann?"

„Per Zeile! . . ." sagte der Sohn gleichgiltig, „er macht's billig, gebt ihm nur vorher die Notizen über Eure Toiletten, den Schmuck, die Zahl der Weinflaschen etcetera, versteht Ihr?"

„Das erstere besorgen schon die Schneiderin und die Modistin," entgegnete Elisabeth, „sie bezahlen den Mann, für diese ist es ja eine Reclame."

Der Diener trat ein und fragte, ob er noch Thee bringen dürfe. „Dank, danke," sagte die Räthin, „lassen Sie nur, es genügt, wir werden schon selbst . . . was wollen Sie noch . . .?"

„Ich wollte mir nur die bescheidene Bitte an den Herrn Rath erlauben," sagte er katzbuckelnd, „mir gnädigst auch ein oder zwei Stück der siamesischen Anleihe zu reserviren. Ich habe mir in der Zeit, da ich das Glück habe, im Hause des Herrn Rath zu sein, ein paar hundert Mark am Munde abgespart ..."

„Es ist gut, wir werden sehen, was sich thun läßt," sagte der Rath, „lassen Sie uns jetzt!" Und als er hinaus war, fügte er hinzu: „der Kerl mag uns gut bestohlen haben!"

„Das ist nun nicht zu ändern!" sagte die Räthin, „in einem solchen Haushalt kann man nicht jeden seiner Leute fortwährend controliren."

„Um von etwas Anderem zu reden," nahm Benno, der Sohn des Hauses, das Wort, „man wird sich doch schließlich mit dem ... dem Kerl da ... dem Droschkenbesitzer abfinden müssen. Zu Weiterungen kann man es doch nicht gut kommen lassen. Ob ich ... ob Du ... ob man ihm schreibt, er solle seine Forderung präcisiren und einschicken?'

„Was?" sagte der Bankier und hob, die Augen zusammenkneifend, sich halb vom Stuhle empor. „Ich werde ihm noch 'nen Cassenboten ins Haus schicken mit'm offenen Geldschrank: Bitte, mein Herr, hier, bedienen Sie sich gefälligst nach Belieben? Hast'n Geschäftsmann! Dir müßt' ich gerade Procura geben, wie Du verlangt hast, da könnte ich das Contor bald für alle Zeiten schließen. Ich werd' jenem noch das Geld in die Wohnung tragen! Ueberhaupt was

geh'n mich Deine dummen Streiche an? Schütte die Suppe selbst fort, die Du versalzen hast! Was kümmern mich Deine albernen Wetten mit Deinen lieben Freunden: wer im verrücktesten Galopp am schnellsten die Chaussee entlang stürmt! Natürlich; jener wird überfahren — und ich blute!" Seine Stimme war lauter geworden, dabei nahm sie einen singenden, näselnden Klang an. In seinem von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesicht zuckte es häßlich.

„Aber Papa," sagte Benno, „geschehene Dinge sind doch nun einmal nicht zu ändern!"

„Natürlich, leider! Aber wenigstens soll man auf eine Dummheit nicht eine zweite pfropfen. Wenn der Mann glaubt eine Forderung zu haben, wird er chon von selbst kommen, darauf verlaß Dich. Und dann werde ich mit ihm als Geschäftsmann reden. Jedenfalls braucht man ihm doch nicht den Beutel zuzuwerfen, wie dem Affen ein Stück Zucker. Wie man nur ein Vergnügen daran finden kann, über Zäune und Hecken hinwegzusetzen und Genick und Gliedmaßen zu riskiren! Glaubt Ihr Beide denn, ich würde nur einen einzigen Pfennig für Euren Sportkrimskrams ausgeben, wenn ich Euren Verkehr mit der Clique nicht brauchte? Bildest Du Dir denn ein, daß ich Dir das schwere Geld für Deine Balletdame Monat aus Monat ein in die Tasche stecke, damit Du Dich amüsirst? Daß ich nur einen Groschen ausgeben würde, wenn ich nicht haben wollte, daß es in Berlin heißen soll, der Benno Goldfelder hat die theuerste Mai—"

Die Räthin hüstelte und warf einen schnellen Blick auf Elisabeth, die sich mit verächtlichem Achselzucken abwandte.

Der Rath meinte, den Ton verändernd, „Na, was, sie ist doch kein Kind!“ ließ aber das Gespräch fallen, wiewohl er mit Vorliebe jede Gelegenheit benutzte, seinen Sohn ein wenig zu ducken. Dieser ging im Hintergrund des Zimmers auf und nieder, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd.

„Nun, und Du, Elisabeth,“ wandte sich Goldfelder an seine Tochter, „wie steht's mit Dir? Willst Du mir noch immer nicht die Freude machen und Dich mit dem Grafen Hohenthal verloben? Ich begreife nicht, was Du gegen ihn haben kannst. Er ist doch, wie Ihr das nennt, ein schneidiger Cavallerieoffizier ... aus altem Geschlecht ...“

„Höre nur endlich auf, mir davon zu reden,“ rief Elisabeth, die kleinen Oeffnungen der Ohren mit ihren schmalen Fingern bedeckend, „Zum letzten Mal sage ich Dir's, ich denke nicht daran, mich diesem verkrachten Leutnant an den Hals zu werfen, der nichts von mir will, als die Bezahlung seiner Schulden, welche ihn auf Schritt und Tritt bedrücken. Der Mensch ist ja die Langweile selbst — die Albernheit steht ihm auf seinem faden blonden Gesicht groß und breit geschrieben; wie eine Hopfenstange ragt er in die Lüfte, steif, als ob er immer auf Stelzen ginge, ewig mit dem barschen, näselnden Ton, als commandire er seinen Zug auf dem Uebungsplatz, ... die vorstehenden Backen-

knochen, der herunterhängende Schnurbart, die wässerigen Gänseaugen, die Storchbeine, die plumpen Füße, das steinerne Schweigen, das er unverbrüchlich in der Gesellschaft bewahrt, sobald zufällig 'mal die Rede auf was anderes kommt, als Spiel oder Sport ... nicht einmal für Musik hat er Interesse ..."

„Aber, mein Himmel," rief Frau Goldfelder, „so sind sie ja doch Alle, und einen wirst Du schließlich nehmen müssen — also ist's ziemlich gleich, welchen."

„Was!" fuhr Elisabeth fort, „ich liebe doch auch meine Pferde, meine Hunde, und interessire mich dafür, aber daneben giebt es doch noch andere Dinge ... ein wenig Theater, ein bischen Malerei ... dafür fehlt ihm jedes Verständniß, er weiß nicht einmal über das Wetter irgend was Witziges zu sagen. Erbarmt Euch doch, und stellt Euch das Zusammenleben vor: von Früh bis Abends, bei Tisch, vor den Gästen, auf dem Balkon, im Garten, vielleicht noch des Nachts im Schlafzimmer immer nur von Pferden und wieder Pferden zu sprechen, und ob Kamerad Gleisenbergs Stute morgen den Preis gewinnen, oder wie die Hühnerjagd dieses Jahr ausfallen wird! Das ist ja entsetzlich! Wer soll denn das auf die Dauer aushalten?" Sie lachte hell auf. „Und alle seine Freunde sind eben so. Was lade ich mir da auf! Und dieser naive Hochmuth, dieses Herabsehen auf uns, auf die Geldprotzen, dieser Dünkel des dummen Volks, das glaubt, daß sich um sie selbst allein die Welt dreht. Er meint dem Millionär eine Gnade zu erweisen, in-

dem er geruht, seine Tochter heimzuführen, die ihn aus der Schneegrube von Schulden herausgräbt, in die er bis über beide Ohren versunken ist. Ich muß Jemanden haben, der mich unterhält, der mir Abwechslung verschafft, sonst komme ich um; ohne dieselbe ist ja das Leben nicht zu ertragen, denn Alles wird auf die Dauer fad, weil Alles so furchtbar gleichgiltig ist. Abwechslung muß ich haben, und wenn mein Mann mir sie nicht gewährt ... soll ich dann einen Scandal riskiren, indem ich sie mir verschaffe? Glaubst Du, ich merke nicht an Hohenthals Reden, an seinem Betragen, an Allem, wie wenig ihm an uns liegt! Empfände er ein Interesse für meine Person, er würde doch wohl noch eine andre Art des Auftretens finden!"

„Ach so," entgegnete die Mutter mit leisem Hohn, „Du willst wohl nach Liebe heirathen? Romeo und Julie steckt Dir im Kopfe! Bist Du denn die Clara Meyer?"

Elisabeth warf geringschätzig die Lippen auf. „Wozu das?" sagte sie, „Du weißt recht gut, daß ich an den Unsinn nicht glaube. Liebe — heutzutage! Nein; aber ich will allerdings einen Mann, für den ich nicht blos den Geldbriefträger zu spielen brauche, ich halte mich denn doch für mehr als den Schlüssel zum Arnheim meines Vaters. Kann mir Hohenthal wirklich eine gesellschaftliche Stellung bieten? Haltet die Welt doch nicht für so dumm, daß sie es nicht auf der Stelle merken sollte, warum Hohenthal um mich geworben, und warum ich ihm die Hand ge-

reicht. Ich würde vor Wuth ersticken, wenn man sich hinter meinem Rücken zuflüstern sollte: ‚da ist Elise Goldfelder, jetzt Gräfin Hohenthal — Ah, sie werden wohl nächstens das Stammschloß beziehen! — Das in der Provinz Posen? — Nein, das des jungen Gatten in Hinterpommern. — So? nun hoffentlich hat die Braut das verrostete Wappen über dem Thor erst gründlich neu aufgolden lassen!‘ Wahrhaftig, das ertrüge ich nicht! Ich bin nun einmal so, ich könnte mich immer noch lieber an den ersten besten Plebejer wegwerfen, der ein wirkliches Interesse an meiner Person nimmt, als an einen Aristokraten, für den ich nur ein lebendes Checbuch bin, aus dem man nach Bedarf einen Zettel um den andern herausreißt, bis auch der letzte umgesetzt ist und man den Umschlag in die Ecke wirft.“

„Aber Du weißt, daß Hohenthal ein naher Verwandter des Handelsministers ist,“ sprach Goldfelder, „und Du kannst wohl ahnen, von welch unberechenbarem Werth demnach diese Verbindung für das Haus wäre.“

„Und bedenke,“ sagte Benno, wieder an den Tisch herantretend, „als mein Schwager müßte er mich in den Jockeyclub und ins Adelscasino einführen, wir würden beim Herzog von Ratibor eingeladen werden, und so weiter. Du weißt, wie schwer es uns noch immer gemacht wird, in diesen Kreisen festen Fuß zu fassen, und wie unerläßlich es doch für die Zukunft unseres Hauses ist, sofern wir alle Concurrenten aus dem Felde schlagen wollen.“

„Ach so," entgegnete Elisabeth scharf und vom Platze emporschnellend, „ich soll die aufopfernde Tochter spielen, und mich von einem Esel zu Tode langweilen lassen, damit Du in den adeligen Clubs noch größere Summen verlieren kannst, als Du jetzt bereits in den bürgerlichen thust? Nein, mein Freund, dazu habe ich nicht die mindeste Lust, ich besitze wahrhaftig den strafbaren Egoismus zu glauben, daß ich auch ein wenig um meiner selbst willen auf der Welt bin. Und nun genug davon," schloß sie, mit einer raschen Bewegung die Theetasse auf den Tisch niedersetzend, „jetzt will ich Toilette machen, nach Ali sehen, und dann ein wenig ausfahren: — ‚das bin ich meiner Gesundheit schuldig‘," fügte sie im Tone einer Modeoperette jener Tage hinzu, und rauschte hinaus.

3.

Im Stalle standen Martin und Friedrich, der Diener. „Denken Sie sich," sagte der letztere „ich habe es wirklich beim Herrn durchgesetzt, daß ich an der siamesischen Anleihe betheiligt werde. Das ist ein Glück; nun bin ich ein gemachter Mann!"

„Wünsche viel Glück!" sagte Martin trocken, mit einem Reisbesen den Ziegelboden fegend.

„Und Sie, haben Sie denn nicht auch Lust?" fuhr Friedrich fort, „bitten Sie doch auch den Herrn!"

„Ich danke sehr," entgegnete Martin, „ich will von der Herrschaft nicht mehr, als ich zu fordern habe — und mit den Geldgeschäften mag ich schon gar nichts zu thun haben. Die paar Kröten, die ich mir zurückgelegt habe, gebe ich auf die Sparkasse."

Friedrich lachte hell auf. „Auf die Sparcasse!" sagte er, „Zweiundeinhalb Prozent! Das könnte mir passen. Sie haben gar keinen Speculationsgeist. Man muß doch in seiner Zeit leben."

„Na, leben Sie nur zu; wenn Ihnen Ihr Speculationsfieber nur nicht später zu hohe Kurkosten macht!"

„Ha! Wenn der Herr die Sache selber in der Hand hat! Das ist sicher wie Gold!"

„Na, mir kann's recht sein. Aber der Herr wird sich verdammt wenig um die ganze Sache bekümmern. Der bringt das Papier auf den Markt, steckt seinen Profit ein und denkt: Na, nu fallt hinein, so tief ihr könnt! Ich weiß nicht, wenn Sie schon speculiren wollen, Friedrich, so giebt's doch auch sichere deutsche Papiere genug, oder einheimische Unternehmungen . . ."

„Haha ha!" unterbrach ihn Friedrich aus vollem Halse lachend, „lassen Sie mich bloß mit Deutschland in Frieden! Deutschland ist doch ein ganz faules, armes Land! Nein, da lobe ich mir Siam!"

„Nun halten Sie aber gefälligst den Mund," rief Friedrich wüthend, unwillkürlich den Besen erhebend, „und beeilen Sie sich, mir aus dem Gesichts-

winkel zu kommen. Sie wollen über Deutschland schimpfen, Sie Jammerfritz, Sie, der Sie sich in Deutschland den Wanst voll schlagen und sich die deutsche Sonne ins Maul scheinen lassen, Sie Tagedieb! Freilich, wenn wir viel solch Pack hätten wie Sie, dann stünde es zum Erbarmen mit uns. Aber so seid Ihr Alle: sich's voll und wohl sein lassen in Deutschland, und dick und fett darin werden — und hernach schimpfen und den Andern nachlaufen. Weiß Gott, Ihr seid mir nette Kerls!" — —

Bald darauf trat Elisabeth in den Stall. Sie widmete Ali, der durch ihre Ungeduld und Laune zu Fall gekommen war, lebhafte Theilnahme, sie streichelte und liebkoste ihn und sprach ihm freundlich zu, wie einem kranken Menschen, ja es hätte nicht viel gefehlt, so würde sie ihn um Verzeihung gebeten haben. Sie erkundigte sich nochmals eingehend nach Allem was der Arzt gesagt hatte und schärfte Martin ein, daß ja alle Vorschriften aufs Genaueste befolgt würden. Dann fügte sie mit erhabener Gönnermiene hinzu: „Der Wunsch, den Sie mir bezüglich der Aenderung der Livree kürzlich zu erkennen gaben, soll Ihnen erfüllt werden, ich habe bereits mit Papa gesprochen. Sie dürften vermuthlich in Zukunft glatten schwarzen Rock mit gewöhnlichen Knöpfen und einfachen Cylinder tragen"

„Ich bin dem gnädigen Fräulein aufrichtig dankbar," entgegnete Martin, „doch war das ja kürzlich nur so eine hingeworfene Aeußerung!"

„Das thut nichts," entgegnete Elisabeth mit auffälliger Gleichgiltigkeit des Tonklangs, „Sie sind immerhin ein zuverlässiger Mensch und ich will gern, wo es mir möglich ist, meinen Einfluß zu Ihren Gunsten verwenden. Wenden Sie sich daher getrost an mich, sobald Ihnen eine besondere Gunst begehrenswerth erscheint."

Der erstaunlich kühle Gönnerton, in dem Elisabeth zu ihm sprach und der sich für eine Audienz ertheilende Fürstin nicht übel geeignet hätte, senkte einen gewissen Stachel in Martins Brust. „Ich weiß diese Gunst des gnädigen Fräuleins wohl zu schätzen," sagte er, ein wenig ungelenk nach den Worten suchend, „aber ich werde mich möglichst immer darauf beschränken, nur das zu erbitten, was ich nöthigenfalls auch als mein Recht verlangen könnte. Ich glaube, das dürfte am besten sein — auch für mich. Die Geschichte mit der Livree gehört vielleicht mehr dazu als es scheint."

„Wieso? Ich verstehe Sie nicht."

„Na, Sie werden mir schließlich zugeben, gnädiges Fräulein, daß es für Niemanden besonders erhebend ist, auch für einen Diener nicht, einen Rock anziehen zu müssen, dessen Farbe und Schnitt ihn gewissermaßen außerhalb — wie soll ich sagen — außerhalb der gesellschaftlichen Gleichheit stellt. Jede Livree hat schließlich etwas Entehrendes, denn sie setzt den Menschen, der sie trägt, eine Stufe herab, wie einen Unfreien. Die Uniform — na, das ist ja

natürlich was anderes, die muß sein; wo sollte sonst die Ordnung und die Disciplin herkommen? Aber die Livree, die hat eigentlich was Entehrendes. Natürlich, der Herr Rath ist der Herr Rath und ich bin der Kutscher Martin, das bestreite ich gar nicht, mein Platz ist im Stall und auf dem Bock und ich werde für meine Dienste bezahlt — aber schließlich sind wir doch beide freie Menschen, am Wahltag gilt meine Stimme so viel wie die seine, und ich kann ihm jeden Tag kündigen so gut wie er mir."

Elisabeth hatte leise mit dem Kopf nickend zugehört, jetzt zog sie ein wenig das untere Lid des rechten Auges nach oben, wie sie oft zu thun pflegte, und fragte: „Sagen Sie 'mal, Martin, lesen Sie viel Zeitungen?"

„Ja," entgegnete Martin, „lesen ist in Mußestunden meine liebste Beschäftigung."

„So?" fuhr Elisabeth fort, die Arme verschränkend und ihn scharf ansehend, „und Sie sind Socialdemokrat? Nicht?"

„Behüte Gott," entgegnete Martin rasch, „auf den Unsinn lasse ich mich nicht ein. Dazu bin ich doch zu vernünftig, um mich mit so faulen Sachen zu befassen. Kann ja sein, daß die Pläne der Socialisten ausführbar sind, ich bin nicht gebildet genug, um das beurtheilen zu können; ich habe nur die Gemeindeschule besucht. Aber schließlich hängt doch Alles in der Welt vom Glück ab, und das läßt sich nun durch nichts in der Welt ersetzen. Wer keines hat,

wird es nie vorwärts bringen; hat man aber ein wenig davon und ist ein bischen helle und sparsam und aufmerksam, so bringt man's auch ohne Zukunftsstaat zu etwas. Und das mit der Vermögensgleichheit, ... glauben Sie mir, gnädiges Fräulein, wenn ich und der Friedrich heute gleich viel Geld haben — in acht Tagen hat er doch nicht mehr einen rothen Heller und ich habe das Meine vielleicht schon um ein gut Theil vermehrt. Also --!"

„Natürlich, natürlich," sagte Elisabeth, die Hände wieder senkend, „das freut mich, daß Sie so vernünftigen Ansichten huldigen. Sie haben bei Ihrer Gemeindeschulenbildung mehr gesunden Menschenverstand als mancher, der die Universität besucht hat. Ich würde nie einen Socialdemokraten in unserem Hause dulden."

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein, ich bin keiner; aber wenn ich einer wäre, so würde ich nicht einen Augenblick Bedenken tragen, es laut zu erklären, und kostete es mich auch meine Stellung. Ich nehme das keinem Arbeiter übel, denn es ist nur natürlich, daß er sich an den anschließt, der ihm am meisten den Mund wässerig macht, und er denkt sich: setze ich auch nicht das Ganze durch, so doch vielleicht das Halbe oder wenigstens etwas, und das ist auch schon genug: jedenfalls muß man mitschreien, wenn's die Andern thun; etwas hilft's immer. Ich ließe mir meine Meinung von Niemandem vorschreiben und bliebe nicht einen Tag länger in einem Hause, in

dem man einen Gegner um seiner Ueberzeugung willen verfolgt."

„Genug davon, genug von dieser Politik im Stall," sagte Elisabeth kühl, „es war mir übrigens interessant, auch einmal die Ansichten eines Mannes aus dem Volke kennen zu lernen. Machen Sie sich fertig, schlüpfen Sie heut noch einmal in die verhaßte Kleidung; Sie werden mich begleiten, ich will ausreiten, machen Sie mir den ‚Favorit' zurecht." Martin entschuldigte sich aber, er müsse den Herrn Rath nach dem Contor und dann nach der Börse fahren. „Ich weiß, ich weiß," entgegnete Elisabeth, „aber das kann Friedrich thun, ich mag den Menschen nicht um mich haben, sein suffisantes Gesicht belästigt mich." Sie würde, fügte sie hinzu, die veränderte Disposition auf der Stelle vor ihrem Papa rechtfertigen. Martin schien aber von dieser Anordnung keineswegs erbaut, er erhob im bescheidensten aber festesten Ton allerlei dienstliche Einwendungen. Diese unterbrach jedoch Elisabeth mit Ausdrücken der Verwunderung. Sie sei gewöhnt, daß man im Hause die Gelegenheit, ihr persönliche Dienste zu leisten, als willkommene und angenehme Erholung betrachte.

„So sagt es mir wenigstens Jedermann hier im Hause," fügte sie hinzu.

„Ich zweifle nicht daran;" erwiderte Martin, „aber gnädiges Fräulein, jedes Wort hat zweierlei Klang: einen, wenn man es von vorn und einen ganz andern, wenn man es vom Rücken her vernimmt!"

„Wer wagt es, so hinter meinem Rücken zu sprechen? Nennen Sie mir die Namen!“ fuhr Elisabeth auf.

Martin lächelte überlegen: „Das ist ja nicht Ihr Ernst, gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Sie wissen selbst zu gut, daß ich keine Namen nennen werde.“

„Warum nicht? Wer den Muth hat, Andeutungen zu machen, muß auch den Muth besitzen, Alles auszusprechen.“

Martin lächelte wieder, beinah ironisch: „Nehmen das gnädige Fräulein immerhin an, daß ich mich vor der Rache der Angegebenen fürchte.“

Elisabeth kniff die Lippen zusammen; sie hatte das dunkle Gefühl, als ob ihr hier von diesem ungebildeten Pferdebesorger ein Trumpf ausgespielt wurde, über den sie nicht hinausstechen konnte. Sie brach das Gespräch kurz ab: „Also in zwanzig Minuten ist ‚Favorit‘ so weit!“ ließ die Reitgerte durch die Luft sausen und rauschte davon.

4.

Schmarsow wartete auf Nachricht von Goldfelder. Jeden Morgen lauschte er, ob der Briefträger nicht an seiner Thür Halt machte — er that keinen Ausgang, ohne bei der Heimkunft zu fragen: „Nun, hat Niemand nach mir gefragt? War noch kein Bote von Goldfelder hier?“ und fand es durchaus unbe-

greiflich, wenn ihm die Seinen stets eine verneinende Antwort ertheilten.

„Gieb Acht, die Sache nimmt eine faule Wendung,“ sagte seine Frau zu ihm, „die Schurken wollen sich davon drücken Ersatz zu leisten.“

„Was Dir nicht einfällt,“ entgegnete Schmarsow, „so feine Leute! Was spielen denn bei denen die paar hundert Mark für eine Rolle! Und sie wissen doch ganz gut, daß sie bezahlen müssen.“

„Laß Dir nur auch die verlorene Zeit ersetzen,“ sagte die Tochter, „den Verdienst, der Dir in diesen Tagen entgeht, da Du nicht ausfahren kannst.“

„Ja, ja,“ entgegnete Schmarsow, „das werden mir die schon von selbst anbieten.“

Allein ein Tag um den andern ging dahin, ohne daß Goldfelder ihm auch nur die geringste Nachricht zukommen ließ. Schmarsow hatte nur die eine Droschke besessen, sie hatte sein ganzes Capital gebildet, das ihm zum Erwerbe dienen konnte, und die gezwungene Unthätigkeit, die ihm jetzt auferlegt war, wurde ihm, dem an rastlose Arbeit, an seine fahrende Lebensweise gewöhnten Manne, zur Qual. Ueberdies verfügte er nicht über liegende Schätze; sein Haushalt war auf das angewiesen, was er allabendlich nach Hause brachte, für mehr als ein paar Tage war nie Geld im Hause — der Zeitpunkt drängte, den kargen Bestand der Casse hatten gerade vollends die Quartalszahlungen erschöpft — und so entschloß sich Schmarsow, dem Goldfelders Schweigen geradezu unerklärlich

vorkam, endlich auf Bitten seiner Familie den selbst aufzusuchen, der ihn in seinem Besitz so herb geschädigt hatte und dessen erster Gang am Tage nach jenem Zusammenstoß naturgemäß zu ihm hätte führen müssen. „Und wende Dich nur bald an den Alten," sagte seine Frau, „der Junge hat ja wahrscheinlich kein eigenes Vermögen und wird wohl ganz von seinem Alten abhängig sein. Sage ihm nur gründlich die Wahrheit und sieh zu, daß Du so viel als möglich herausschlägst."

„Ja, ja," unterbrach Heinrich den Redefluß seiner Frau, „paß nur Achtung, ich komme mit einem großen Geldsack nach Hause."

Es ward ihm nicht so leicht gemacht bei Goldfelder vorzukommen, wie er gedacht hatte. Zweimal mußte er vergeblich nach Hause wandern, weil der Commerzienrath zur Börse gefahren war, und beim dritten Mal erst im Eintrittszimmer der Geschäftsräume ein ausführliches Verhör bestehen: was er von dem Rath wolle, inwiefern seine Angelegenheit dringlich sei, wieso der jüngere Herr Goldfelder in dieselbe verwickelt sei, und dergleichen mehr. Alle diese „Quengeleien" verstimmten ihn ein wenig. Endlich, nachdem der Rath telephonisch eingewilligt ihn zu sprechen, geleitete ihn ein Diener durch eine schier endlose Reihe von Corridoren und Zimmern, in denen hinter hölzernen Pulten Dutzende von jungen Leuten schreibend und rechnend saßen, in das Allerheiligste, das Sprechzimmer des Commerzienraths. Es war

ein zweifenstriges Gemach, das nichts von einem Geschäftsraum an sich hatte, vielmehr völlig einen eleganten, wenn auch stillosen Salon darstellte.

Der Commerzienrath saß an einem zierlichen Schreibtisch aus Nußbaumholz und blickte kaum auf, als Schmarsow mit einer linkischen aber tiefen Verbeugung hereintrat. „Sie haben mich angeblich dringend zu sprechen ... was wünschen Sie?“ fragte ihn Goldfelder, hinter seiner goldnen Brille durch die halb zusammengekniffenen Augen stechende Blicke auf ihn werfend.

„Mein Name ist Schmarsow, Droschkenbesitzer Schmarsow,“ entgegnete der Andere.

„Nun ja — freut mich sehr — und was weiter?“

„Ich bin derselbe, den Ihr Herr Sohn vor acht Tagen auf der Schönhauser Allee umgerannt hat.“ Und nun begann er von jenem verhängnißvollen Unfall zu sprechen.

„Das klingt ja ganz märchenhaft,“ unterbrach ihn der Rath, „ich weiß von alle dem kein Sterbenswort.“

„Wie?“ fragte Schmarsow ganz erstaunt, „Ihr Herr Sohn hätte nie ...“

„Doch halt ...“ der Rath knipste mit den Fingern: ... „ja, ja, ich entsinne mich, Benno hat mir einmal flüchtig von jenem unglücklichen Zusammenstoß gesprochen, der seinen Wagen beschädigte und ihn selbst verletzte ... Sie haben also auch dabei einen Schaden erlitten? ... Ja freilich, ich glaube gern, daß

ein solch zufälliger Unfall Ihnen mancherlei Störungen im Betrieb Ihres Geschäfts verursacht. Doch was wünschen Sie von mir?"

„Wie, Herr Rath," entgegnete Schmarsow, über und über erröthend und von Secunde zu Secunde verlegener werdend, „Sie ... Sie werden doch ... ich hoffte ... ich glaube ganz bestimmt ... Schadenersatz?... ich kann doch unmöglich die Folgen eines Unglücks tragen, das ein Anderer verschuldet hat..."

Der Rath lächelte. „Schadenersatz? Aber, lieber Freund, wie komme ich dazu, für jeden unvorhergesehenen Unglücksfall einzutreten, der in der Welt geschieht? Sind Sie denn nicht versichert? Ihr Verein ... der Droschkenbesitzerverein, nicht? ... muß doch in solchem Falle für Sie eintreten, wie? Mich geht die ganze Sache nichts an, und ebenso wenig meinen Sohn — für dessen Handlungen ich übrigens nicht die mindeste Verantwortung trage."

Schmarsow griff sich an den Kopf. „Aber Ihr Herr Sohn hat kein eignes Vermögen und er ist es doch, der mich geschädigt, mir mein Capital, mein einziges Erwerbsmittel zerstört, meinen Wagen zerbrochen, mein Pferd getödtet hat! Durch seine tolle Fahrt, sein wüthendes Anprallen bin ich um Besitz und Erwerb gekommen, habe ich bereits acht Tage lang keinen rothen Heller verdient, und werde auch in Zukunft nichts verdienen können, wenn ich nicht in den Stand gesetzt werde, mir eine neue Droschke und ein neues Pferd anzuschaffen. So ist

es doch nicht mehr als recht und billig, daß Ihr Sohn auch für den Schaden eintritt, den sein Leichtsinn einem gänzlich Unbetheiligten zugefügt hat."

„Mein Sohn?" entgegnete der Rath mit demselben halb hämischen, halb mitleidigen Grinsen wie vorhin. „Sagen Sie, der Zufall! Sie haben doch erst den Nachweis zu erbringen, daß mein Sohn den Unfall veranlaßt hat. Ich war ja nicht dabei — aber wer vergewissert mich, daß Sie nicht falsch ausgewichen sind, daß Sie nicht selbst die Schuld an Ihrem eignen Unglück tragen? Vermuthlich aber hat ein unglücklicher Zufall Alles veranlaßt. Machen Sie also regreßpflichtig wen Sie wollen, den Zufall, den lieben Gott, nur nicht meinen Sohn oder gar mich. Ueberdies: Sie sind Geschäftsmann so gut wie ich, Sie wissen, daß unvorhergesehene Unglücksfälle in keinem Geschäft zu vermeiden sind und vom Inhaber getragen werden müssen. Das nennt man eben das geschäftliche Risiko, das jeder Kaufmann auf sich nehmen muß."

Schmarsow stand sprachlos da, als wäre ein Blitz gerade vor ihm in die Erde gefahren. Er wollte etwas entgegnen, aber er, der schneidige Berliner, der noch in keinem Wortgefecht, auch im schärfsten nicht, je um eine Entgegnung verlegen gewesen, fand solch rücksichtsloser Ungerechtigkeit gegenüber im Augenblick selbst kein Wort.

„Sie überzeugen sich also selbst, daß ich Recht habe," fuhr der Rath fort. „Sollten Sie aber

nichtsdestoweniger auf Ihrer falschen und ungerechtfertigten Ansicht bestehen und Ansprüche aufrecht erhalten, so ist ja das Gericht dazu da, dergleichen Meinungsverschiedenheiten zum Austrag zu bringen." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort, wie auf eine Antwort Schmarsows wartend: „Im Uebrigen, obgleich ich keinerlei Vollmacht von meinem Sohne habe — derselbe dürfte bei der Nachricht davon sogar zürnen — aber weil ich ein prinzipieller Gegner aller gerichtlichen Streitigkeiten bin und mit meinen Mitmenschen gern im Frieden lebe, und weil mir die schlimme Lage wirklich wehe thut, in die Sie der Zufall gebracht hat, so will ich, obgleich — ich wiederhole es — nicht die mindeste Verpflichtung für uns vorliegt, aus freiem guten Herzen heraus Ihnen doch einen Beitrag zur Neuanschaffung Ihres Gefährts nicht versagen und ihn à fond perdu schreiben ..." er schritt hinüber zu dem Arnheim und nahm aus demselben eine Banknote, die er auf den Tisch inmitten des Zimmers legte: „hier fünfzig Mark ..."

Bei diesem Angebot erlangte Schmarsow, den die Wucht der Enttäuschung beinahe betäubt hatte, seine volle Besinnung wieder. „Fünfzig Mark?" rief er aus, „fünfzig Mark? Sie sind ja ... was soll ich mit diesen fünfzig Mark wohl zuerst bezahlen: die Deichsel, die Räder, die Rechnung für den Sattler?"

Goldfelder zuckte die Achseln. „Ja, lieber Freund,"

sagte er, „Sie müssen nicht glauben, daß ich nur auf der Welt bin um den reichen Mann zu spielen und mich so sans façon von dem Ersten Besten prellen zu lassen . . .“

Nun aber riß dem Droschkenbesitzer die Geduld und wie ein brennender Strom fluthete es in zorniger Anklage von seinen Lippen: „Prellen? Sie... Sie . . . Sie . . . Ihr habt mir meinen einzigen Besitz zerstört, meine Existenz ruinirt, meinen Erwerb untergraben, mich an den Bettelstab gebracht; durch Euren Uebermuth, Eure Leichtfertigkeit, Eure Sportswuth, Eure tollen Wetten, die auf nichts in der Welt Rücksicht nehmen, auf keinen Besitz, auf kein fremdes Leben, bin ich ein armer Mann geworden — und da ich von Euch verlange, daß Ihr Eure Leichtfertigkeit wieder gut machet, für den Schaden eintretet, den Ihr mir in Eurer Tollheit zugefügt, wagt Ihr mir ein solches Lumpengeld als Gnadenbettel anzubieten und sprecht von Prellen, wo ich nichts verlange als mein gutes Recht! Das seid Ihr, der Millionär, der sich vollgesaugt vom Schweiße der kleinen Leute, der durch seine Börsenmanöver, durch seine feile bestochene Presse tausend kleinen Leuten das Geld aus der Tasche gelockt hat . . .“

„Ach so,“ unterbrach ihn Goldfelder lächelnd, „natürlich, das ist ja immer der Schluß. Ich habe keine Zeit mich mit Ihnen in Discussionen einzulassen, ich muß zur Börse. Wollen Sie die fünfzig Mark nehmen oder nicht und zugleich schriftlich erklären,

daß Sie sich verpflichten, keine weiteren Ansprüche an uns zu erheben?"

Schmarsow griff nach der Banknote, knüllte sie heftig zusammen und warf sie Goldfelder vor die Füße. „Da haben Sie den Bettel!" rief er mit einer vor Zorn heiseren Stimme. „Wollen Sie mir volle Entschädigung leisten oder nicht?" Mit diesen Worten trat er dicht vor Goldfelder und blickte ihm starr in die Augen.

Der Rath wich zurück und schritt ein wenig unsicher nach der elektrischen Klingel. Der Diener erschien auf der Schwelle. „Führen Sie diesen Herrn hinaus," rief er ihm zu und meinte im Ton ehrlicher Entrüstung: „He! es ist doch . . . man soll dem Plebs nicht den kleinen Finger reichen, sonst reißt er uns sofort den Arm aus den Gelenken!"

„Plebs!" schrie Schmarsow, der nicht länger an sich halten konnte, kirschroth vor Zorn. „Wer spricht hier von Plebs, wer ist hier der Plebejer? Ich, der ich auf den Edelsinn und die Gerechtigkeitsliebe meines Schädigers baute und wartete, daß er von selbst kommen würde, die Folgen seiner Leichtfertigkeit wieder gut zu machen; dann, da er sich drücken will, meine bescheidene Forderung stelle, nicht einen Pfennig mehr, als mir zukommt — oder Ihr, die Ihr die Existenz einer Familie leichtfertig Eurem Sport zu Liebe vernichtet, dann Alles ableugnet und die Verantwortung dem Zufall in die Schuhe schiebt; den, welchen Ihr so hart geschädigt, im Elend umkommen

ließet, ohne die Hand zu seiner Rettung zu rühren, ja ihn durch das Angebot eines Bettelgroschens noch gar verhöhnt? Ich frage Sie, wer ist hier der wirkliche Plebejer? Hunderttausende werft Ihr zum Fenster hinaus, um Eure Weinkeller zu füllen, Euren Huren bunte Fetzen und glitzernde Steine umzuhängen, um bei Euren Festen hunderte von nichtsnutzigen Tagedieben abzufüttern; aber um ehrlich und redlich den Schaden zu ersetzen, den Ihr uns Armen aus purem Uebermuth zufügt, dafür habt Ihr kein Geld! Glauben Sie, Ihre Sammetmöbel, Ihre Brüsseler Spitzen, Ihre Oelgemälde und Champagnerweine und Austernfrühstücks machen Sie zum vornehmen Mann? Sie bleiben doch immer der Protz, der Plebejer aus dem Großherzogthum Posen, als der Sie vor fünfundzwanzig Jahren mit zerrissenen Stiefeln durchs Brandenburger Thor eingezogen sind — und wenn Sie heute auch zehn Häuser in der Thiergartenstraße hätten!"

„Hinaus, hinaus!" rief Goldfelder, so laut es ihm sein schwaches, näselndes Organ gestattete. Und nachdem er einen Hustenanfall überwunden: „Soll ich Sie wegen Hausfriedensbruches . . ."

„Auch das noch?" sagte Schmarsow vor Wuth bebend. „Nicht nöthig, ich gehe schon! Gott sei Dank, es giebt noch Gerechtigkeit in Berlin, — in Moabit werden wir uns weiter sprechen. Die Hand weg von meiner Schulter, Canaille," schrie er den Diener an und stieß wüthend dessen Arm fort, „oder ich gebe Dir eins mit der Faust ins Gesicht, daß Dir

die rothe Tunke den Tressenrock entlang läuft, Sklavenseele!“ Und damit ging er, den Kopf vorgestreckt, schnellen Schrittes durch die Thür.

5.

In wilder Erregung stürmte Schmarsow von dannen, die Scham, sich so in Goldfelders Charakter getäuscht zu haben, peitschte ihm das Blut wie einen feurigen Strom durch die Adern, ihm war zu Muth, als würde er mit spitzen Widerhaken gegeißelt, die ihm ganze Stücken Fleisch aus dem Nacken rissen. Unter der Haut seiner Wangen prickelte es, als schlüge man ihn mit Nesseln. Er stürzte in die nächste beste „Destille“ und goß einige Gläser Likör hinunter, die sein Blut noch mehr erhitzten. Wie würde man ihn zu Hause empfangen, welch triumphirender Hohn würde auf den Lippen seiner Frau spielen! Ja, ja, die kannte die Menschen besser als er, der vertrauensselige, gutmüthige „Dussel“, wie er sich vor sich selbst nannte. Zu glauben, daß einer von diesen Protzen auch nur das leiseste Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit haben würde! War er denn ein Schulbube gewesen? Aber er wollte es ihnen eintränken. Bei all ihrer Gemeinheit waren diese Leute doch im Grunde herzlich dumm — denn nun würde er von der ganzen Geschichte dem Staatsanwalt Anzeige machen und das Gericht würde ihm nicht nur eine

Buße zuerkennen — nein, es konnte den jungen Goldfelder sogar vielleicht noch eine empfindliche Freiheitsstrafe kosten. Gewiß, das wollte er thun — noch heut wollte er die Anzeige an die Staatsanwaltschaft aufsetzen, mit diesem Entschluß wollte er alle Entgegnungen und Vorwürfe seiner Alten im Voraus abschneiden. — —

An einem der folgenden Abende saßen in dem gemüthlichen Hinterzimmer einer im gothischen Geschmack eingerichteten Weinstube am Schillerplatz der Commerzienrath Goldfelder und der Staatsanwalt Paulsen bei einem Glase dunklen, feurigen Rothweins in regem Gespräch. Es war die Stammkneipe der Beiden, die sich hier fast täglich zu treffen und ihre Meinungen über die Ereignisse des Tages zu leichter Erholung von der gewohnten Arbeit auszutauschen pflegten. Heut sprach man von Politik, von den Aussichten auf Erhaltung des Friedens, von Steuerreformen und Monopolen. Die Beiden stimmten in ihren politischen Anschauungen keineswegs immer überein, dennoch hatte sich zwischen ihnen, wie überhaupt an dem Stammtisch dieser Weinstube, ein urbaner, duldsamer, die Ansichten des Andern auch bei den hartnäckigsten Meinungsverschiedenheiten gelten lassender Ton herausgebildet, wie er sonst in Berlin nicht eben häufig ist. Plötzlich unterbrach Paulsen seine stets scharfen, mit strenger Logik aufgebauten Ausführungen und meinte, die Worte fast gleichgiltig unter den Tisch fallen lassend: „Da ist übrigens

vor einigen Tagen eine Denunciation gegen Ihren Herrn Sohn bei mir eingelaufen — ein Droschken-besitzer —"

„Ja, ja, ich kenne die Geschichte, eine richtige Erpressung, eine Speculation auf meinen Geldbeutel," fiel Goldfelder ein.

„Ich habe auch wenig Lust, der Sache Folge zu geben," sagte Paulsen, „es ist eine reine Privat-sache —"

„Das meine ich auch," sagte Goldfelder, „und ich habe dem Menschen auch eine Einigung vorge-schlagen — ich will ja nolens volens etwas bluten, um nur Ruhe zu haben — im übrigen werden Sie Ihre Entscheidung ja selbstverständlich ganz unab-hängig von allen persönlichen Beziehungen treffen — und auch ich denke gar nicht — wozu überhaupt von so gleichgiltigen Dingen sprechen? Reden wir von Anderem. — Ihre Frau Gemahlin sollte Russen kaufen — ich rathe Ihnen dazu — die Gelegenheit ist gerade jetzt günstig, sie dürften bis nächsten Monat anhaltend steigen —"

Ein paar Tage später erhielt Schmarsow von der Staatsanwaltschaft den Bescheid, daß seinem Gesuch um strafrechtliche Verfolgung des p. Gold-felder mangels öffentlichen Interesses der Sache keine Folge gegeben werden könne, er werde mit derselben auf den Civilweg verwiesen. Die Mittheilung war in dem in Deutschland gebräuchlichen Schachtelstil und dem brutalen Ton der Aktenstücke der deutschen Behörden

abgefaßt, die in ihrer Schwerverständlichkeit den Empfänger oft lange in Zweifel lassen, ob sie ihm eigentlich Recht oder Unrecht geben, und ihn selbst im ersteren Falle wie einen überführten Verbrecher zu behandeln scheinen.

Sofort reichte Schmarsow seine Beschwerde bei der Oberstaatsanwaltschaft ein. Allein auch diese brachte ihm keinen Nutzen. Schmarsow war schon vor längerer Zeit in einer ähnlichen Lage gewesen, in der allerdings das Unrecht auf seiner Seite war. Damals hatte ihn nur die Ueberzeugung der Behörde, daß er im guten Glauben gehandelt, vor der Anklage auf falsche Denunciation geschützt. Dessen erinnerte sich der Oberstaatsanwalt genau, er hielt Schmarsow für einen unnützen Querulanten und ging schon mit geringer Sympathie an die Prüfung der Sache. Nun hatte Schmarsow außerdem auf den Rath seiner Nachbarn die Anfertigung der Beschwerdeschrift einem Winkelconsulenten übergeben, dessen Ausarbeitung sich auch nicht gerade durch sehr große Klarheit auszeichnete, so daß sein Recht nicht mit unabweisbarer Deutlichkeit daraus hervorging.

Was nun thun? Den regelmäßigen Instanzengang weiter verfolgen? „Auf dem Wege kommst Du nicht zum Ziele," sagten ihm seine Nachbarn und Saufgenossen, welche nach Volksart die seltsamsten und verschrobensten Ansichten von dem Verkehr bei den Behörden hatten. „Das hängt da oben Alles zusammen wie Kletten, eine Krähe hackt da der andern

auch die Augen nicht aus. Mit so 'ne Lumpereien lassen sie sich überhaupt nicht gern ein, da sparen sie sich die Umstände! Ja, wenn's noch ein Mord wäre, wovon die ganze Welt vier Wochen lang spricht. Im besten Fall verurtheilen sie ihn — was hast Du schließlich davon, wenn er ein paar Wochen ins Loch kommt oder der Staat ein paar hundert Mark Geldstrafe einschluckt und sie Dir die Buße ablehnen? Dabei kommt Dir nichts zu Gute! Verklage ihn man lieber, da weißt Du wenigstens, daß Du den Proceß für Dich führst und nicht für den Fiscus!" So riethen ihm die „guten Freunde", die ja stets Alles unfehlbar besser wissen, und er war schwach genug, sich von ihnen beeinflussen zu lassen.

„Ja," sagte Schmarsow zu seiner Ehehälfte, „da bleibt eben nichts weiter übrig — ich sehe, auf diese Weise dringe ich doch nicht durch — ich muß den Kerl schon verklagen. He — es ist doch —" er setzte unwillkürlich das große, geschweifte Weißbierglas, das er in der Hand hielt, heftig und mit starkem Geräusch auf die Tischplatte — „sich wegen solcher Canaille auch noch in Unkosten stürzen! Diese Enttäuschung! Ich hatte die Leute für so nobel gehalten. Aber das sind schon die richtigen! Ich habe mich in meinem Leben noch nicht verklagen lassen!"

„Weißt Du was," sagte seine Frau, „nimm den Rechtsanwalt Thies, das ist ein kniffiger Politikus, der seine Sache versteht. Vergangenes Jahr hat er

den Geißler Willem nebenan fein herausgeredet, der dem Schutzmann ein Auge ausgeschlagen hatte."

Schmarsow verfügte sich also auf das Zureden seiner Frau hin zum Rechtsanwalt Thies, nach der Königsstraße. Das Wartezimmer war gedrängt voll Menschen, die allen Classen und Ständen angehörten. Hier rauchte ein Kerl mit einem abscheulichen, confiscirten Gesicht, in dem ein paar falsche, schielende, grüne Augen steckten, denen man den tückischesten Mord zutraute, mit anscheinendem Genuß einen Cigarrenstummel und blies stinkige Rauchwolken in die Luft, die eine mit raffinirter Pariser Eleganz gekleidete Dame im Anfang der Vierzig lebhaft mit dem feinen Spitzentaschentuch abzuwehren bemüht war — offenbar eine gefährliche Hochstaplerin. Im Flüsterton sprachen mehrere kleinere Herren mit dunklen Bärten und stark hervorspringenden Nasen mit einander und gestikulirten dabei sehr stark; die Hand des Einen glitt unaufhörlich an seiner schweren goldenen Uhrkette auf und nieder, indeß ein Anderer unablässig mit seinen Schlüsseln in der Hosentasche klimperte, so daß die Schreiber, die hinter hölzernen Gittern arbeiteten, ihm öfters böse Blicke zuwarfen. Ein fader Geck drehte in einem fort die Spitzen seines Schnurrbarts, und durch die Glasthür zur Seite erblickte man einen vierschrötigen Mann in ordinärer Kleidung, über einen Tisch gebeugt, dem neben ihm sitzenden Bureauvorsteher mit lebhaften Geberden eine Klage dictiren. Von Zeit zu Zeit trat einer der

Schreiber an die Regale zu den Seiten des Zimmers und suchte unter den vielen hundert hier aufgestapelten und nach Buchstaben geordneten Aktenstücken ein bestimmtes Bündel heraus. Schmarsow nahm den letzten noch freien Stuhl ein, der in der Nähe der Herrengruppe stand. Er hörte, wie der Eine aus derselben leise sagte: „Wie kommen Sie aber auf den hier?" — „Na, Sie wissen doch," entgegnete sein Nebenmann, „was man in Berlin sagt — ‚Stehts mit Deiner Sache mieß, so geh zu Thies'. — Ich fürchte sehr zu verlieren; wenn er die Sache nicht dreht, so falle ich hinein." — „Man sagt," begann der Dritte, „er soll unbeliebt sein bei seinen Collegen, weil er viel annimmt, was sie abweisen." — „Natürlich, weil er mehr versteht, als sie," fiel der Zweite schnell ein. „Kunststück, wenn ich bloß nehmen möchte jahraus, jahrein fünf Prozent, brauchte ich 's ganze Jahr keinen Vertheidiger. Er hat mich doch schon frei gemacht drei Mal. Ein tüchtiger Mensch, sage ich Ihnen, ein gewiegter Jurist!" —

Es währte lange, bis Schmarsow an die Reihe kam. Endlich stand er vor dem Schlauesten der Schlauen. Er hatte sich Thies anders vorgestellt, etwa als einen kleinen, alten, kahlköpfigen, behenden Aktenwurm, und ein großer, schlanker Herr mit kurz geschorenem Haar, stechenden, halb zusammengekniffenen Augen, langer, gerader Spürnase und starken blauschwärzlichen Bartcoteletten stand vor ihm. Er mochte die Dreißig noch nicht lange überschritten haben und trug sich sehr modern. Während Schmarsow seinen

Bericht bald in kurzen abgehackten, bald in endlosen, sich in einander verwickelnden Sätzen vortrug. von Zeit zu Zeit wie erschöpft inne haltend, ruhte Thies' Auge unablässig lauernd auf ihm. Bei Erwähnung des Namens Goldfelder war er innerlich zusammengezuckt. Von Zeit zu Zeit warf er ein paar stenographische Notizen auf ein vor ihm liegendes Papierblatt. Als Schmarsow nun zu Ende war, sagte er nichts weiter als: „Gut, gut, werden wir schon besorgen, dictiren Sie draußen die Sache dem Bureauvorsteher." — „Nicht wahr, ich muß doch gewinnen?" fragte Schmarsow. „Selbstverständlich, das ist ja klar und einfach, wenden Sie sich nur an den Bureauvorsteher nebenan!" Der Client wollte noch einige Fragen hinzufügen, die ihm am Herzen lagen, aber Thies deutete einfach nach der Thür, sagte nochmals geschäftsmäßig: „Der Bureauvorsteher!" und drückte auf den elektrischen Knopf, zum Zeichen, daß er den Nächsten erwarte. In gleich geschäftsmäßiger Weise nahm der Bureauvorsteher die Klage auf und erleichterte seinen Geldbeutel um ein nicht unerhebliches Sümmchen für den Kostenvorschuß. Ein wenig verstimmt entfernte sich Schmarsow — er hatte sich zwar nicht vorgestellt, daß man gleich um seiner ungerechten Schädigung willen in die erregteste Empörung gerathen werde, aber ein wenig mehr Antheilnahme hatte er doch vorausgesetzt. Das ging ja hier gerade her wie in einer Kneipe: „Sag' Deinen Spruch auf — bleche — pack Dich!"

6.

Elisabeth fuhr aus, von Martin begleitet, der bei solchen Gelegenheiten auf ihr Verlangen fast immer um sie sein mußte. Sie lenkte das kleine leichte Gefährt, das durch seine Zierlichkeit auch in den Straßen Berlins Aufsehen erregte, mit gewandter Hand zunächst in den Thiergarten hinein, und als sie sich inmitten der stillen, breiten, von mächtigen Bäumen eingefaßten Alleen desselben befanden, mäßigte sie den Gang der Rosse. Die Zügel nur lose in der Hand haltend, beugte sie den schönen schlanken Leib ein wenig zurück, gab Martin durch ein Nicken des Kopfes ein Zeichen sich ihr zu nähern und begann zunächst einige gleichgiltige Fragen an ihn zu richten, aus denen sie allmählich und unmerklich mit anerzogenem Geschick eine regelrechte Unterhaltung zu entwickeln wußte. Sie unterhielt sich gern und mit Vorliebe mit Martin — seine gesunde, robuste Gestalt, der doch eine freie Haltung und ein gewisser vornehmer Zug nicht fehlten, erschien ihr wie eine menschliche Figur neben den ausgemergelten männlichen Modepuppen und den Leutnants der väterlichen Salons, mit den Storchbeinen und den zusammengepreßten Fischbeintaillen; seine einfache, natürliche, von gesundem Menschenverstand und frischem Volkswitz sprudelnde Unterhaltung klang ihr doch wenigstens wie menschliche Rede neben den in allen möglichen und unmöglichen Tonlagen

geschnarrten und gewisperten Fadheiten und Complimenten, deren Opfer sie in jeder Gesellschaft war. „Wenn ich vor die Wahl gestellt werde" — so pflegte sie zu sagen, — „verdorbenen Champagner zu trinken oder frisches, gesundes Brunnenwasser, so ziehe ich doch wahrhaftig das letztere vor." Diese Wahl pflegte sie allenthalben zu bethätigen. Sie war nicht zu bewegen, einen französischen Roman zu lesen, dreist und ungescheut gestand sie Jedem, der es hören wollte, daß ein Blumenthal'sches Lustspiel ihr den Magen umkehre, und daß fast ihre einzige Lectüre die „Fliegenden Blätter" bildeten. Ihre Freundinnen geriethen in Entsetzen, wenn sie dergleichen öffentlich äußerte, und waren einig, daß sie eine Person ohne jeden Geschmack sei, ihr Bruder Benno nannte sie sogar stets das enfant terrible der Familie. Martins Natürlichkeit gefiel ihr außerordentlich, er legte sich, ein echter Berliner, vor seiner Herrschaft wenig Zwang auf, nur manchmal berührte sie ein etwas herausfordernder Ton, eine in ausgedehntem Maße selbstbewußt herausgenommene Freiheit der Rede unangenehm, aber sie beschloß, ihm diese Eigenschaft gründlich abzugewöhnen. Sie wollte ihn überhaupt ein wenig formen und zurechtstutzen. Nur durfte er bei Leibe nichts von dem Interesse bemerken, das sie ihm widmete, damit ihm ja nicht einfiele, aus seiner Stellung herauszutreten und weitergehende Ansprüche zu erheben. Und Martin hätte kein Mann sein müssen, wenn ihn dieses Entgegenkommen der Tochter

des Hauses hätte kalt lassen sollen — er hatte Augen, so gut wie irgend Einer, um sie an diesen herrlichen Formen und Linien zu weiden, welche Elisabeths schlanke und volle Gestalt in diesem knapp anliegenden Kleide und der leicht zurückgelehnten Haltung hervortreten ließ.

Sie kamen bei dem blumengeschmückten Rondel der Flora vorbei, und als Elisabeth durch die mit spärlichem jungen Grün bedeckten Baumzweige hindurch Benno sein Pferd in der runden Reitbahn tummeln sah, gab sie sogleich ihre freie Haltung auf und richtete sich gerade auf ihrem Sitz empor. Benno kam an das Gefährt herangeritten, und die Geschwister plauderten eine kurze Weile, indem sie über einige bekannte Kreise allerhand kleine, boshafte Berichte austauschten. Dann ging es weiter, Elisabeth lenkte nach dem Charlottenburger Knie zu. Angeregt durch das Gespräch, dessen stummer Zeuge er gewesen, gab Martin nun auch aus der Fülle seiner Erfahrungen mancherlei pikante Geschichtchen zum besten. Er pflegte sie an freien Tagen von seinen in andern Stellungen befindlichen Collegen zu hören, denn natürlich bilden bei dienerschaftlichen Zusammenkünften die Fehler der Herrschaften das Hauptgespräch. Martin machte, obwohl er eine Legion pikanter Geschichten aus der Berliner Gesellschaft wußte, aus dem Zutragen derselben an die eigne Herrschaft nie ein Geschäft, wie Andere in dienenden Stellungen, nichts lag ihm ferner als das, aber in solchen halb vertrauten Stunden

löste er schon einmal das Band der Verschwiegenheit, das er sonst streng wahrte. Er berichtete heut von einer vornehmen Dame der Gesellschaft, deren Scheidung von ihrem hochgestellten Gatten kürzlich vollzogen worden. Niemand hatte sich die Ursache erklären können, Martin behauptete besser unterrichtet zu sein und theilte mit, der Herr Gemahl habe seine Frau einmal in sehr vertraulicher Stellung mit seinem Diener angetroffen. Aber die Wirkung dieser von Martin mit allerhand Späßen vorgetragenen Erzählung auf Elisabeth war eine weitaus andere, als er erwartet hatte.

„Das ist nicht wahr," sagte sie, sich heftig umwendend, „das ist Alles erlogen. Eine Frau in solcher Stellung, die Gattin eines guten und schönen Mannes, der sie auf den Händen getragen . . . so dumm ist keine Frau, sich durch eine derartige Albernheit, die ihr nichts einbringt, was sie nicht schon zehnfach gekostet hat, Alles zu verscherzen, was sie besitzt. Lassen Sie sich doch dergleichen Thorheiten nicht aufbinden."

„Verzeihung, gnädiges Fräulein," sagte Martin ruhig, „ich weiß es nur zu bestimmt, es ist so. Und was die Albernheit betrifft, so wissen Sie ja selbst zu gut, gnädiges Fräulein, daß es Menschen genug giebt, die von der Schnepfe nichts zu essen lieben, als den —"

„Schweigen Sie,' rief ihm Elisabeth herrisch zu und kehrte ihm den Rücken, indem sie vor sich hin-

murmelte: „Natürlich, Ihr seid ja nur dazu auf der Welt, Eure Herrschaften zu verlästern.“

Martin sagte ganz ruhig: „Sehr oft führt blos die Wirklichkeit in brutalem Ernste aus, was die Verleumdung nicht einmal als Witz zu denken wagt!“

„Schweigen Sie!“ rief Elisabeth noch einmal mit blitzenden Augen aus und hieb auf das Pferd ein, daß es in plötzlichem Sprunge davonjagte. Sie fühlte sich durch Martins Rede in ihrem ganzen weiblichen Stolze verletzt; Beleidigungen, die man ihrem Geschlecht anthat, empfand sie gleich den schlimmsten, die ihre Person treffen konnten. Innerlich dachte sie wie ihr Vater: Man darf diesem Volk auch nicht die Spitze des kleinen Fingers zeigen, sonst tappt es ungeschickt gleich nach dem ganzen Arm. Ernst, fast finster lenkte sie, indeß von Martins Antlitz ein ironisches Lächeln nicht weichen wollte, das Gefährt an den Villen der Knesebeckstraße entlang nach dem Kurfürstendamm zu; und dann ging es immer weiter, die staubige Straße entlang, vorbei an den Landhäusern, den weiten, sandigen Spargelfeldern, indeß sich zur Rechten die Häuser von Charlottenburg und die hohen Bogen der Stadtbahn endlos zu verlängern schienen. Vereinzelte Lachen waren noch über die Straße und die Felder gestreut, und tief unten erglänzte im Lichte der jungen, lustigen Frühlingssonne der Spiegel des Halensees.

Des Grunewalds ausgedehnte Hallen nahmen sie auf, still und feierlich und menschenleer lag das

weite Revier da, kaum daß ihnen von Zeit zu Zeit ein wandernder Handwerksbursche begegnete, der dann, die Stiefel über die Schultern gelegt, eine Weile stehen blieb und mit gemischten Empfindungen dem schnell dahinrollenden und verschwindenden Gefährt nachblickte. Hinauf und hinab ging es über die Hügel und Erdwellen, im frischen jungen Grün prangten die spitzen Nadeln der Kiefern und Fichten, und am Boden sproßte zwischen Haufen trockener brauner Nadeln neues Moos in gelbgrüner Frische hervor. — Weit hinter ihnen lag Berlin, und je tiefer die Fahrstraße in den Wald drang, desto völliger entschwand es ihren Blicken, bis auch die letzte Esse versunken schien und sie glauben konnten, sich meilenfern von allem Großstadtleben, in ländlicher Einsamkeit zu befinden, vielleicht auf einer weiten preußischen Haide. Elisabeth kutschirte unbekümmert weiter, ohne Martin auch nur einen Blick zu gönnen.

So kamen sie allmählich an den Hundekehlensee. Martin hatte schon längst mit Besorgniß einige verdächtige Zuckungen des Pferdes bemerkt, jetzt wandte er sich ein wenig beunruhigt an Elisabeth und machte sie im bescheidensten Ton darauf aufmerksam, daß das Thier erst seit kurzem aus der Kur entlassen sei und noch nicht überanstrengt werden dürfe. Allein Elisabeth trieb das Pferd nur um so heftiger an, scheinbar gar nicht auf ihn hörend. Doch die Folgen ihres Starrsinns zeigten sich bald: in der Gegend von Paulsborn begann das Thier wieder zu lahmen.

Elisabeth erschrak. „Jetzt den weiten Weg zurück," sagte Martin — „da ist guter Rath theuer! Ich habe es dem gnädigen Fräulein ja vorher gesagt —"

„Natürlich," fuhr Elisabeth heftig auf, „Sie müssen ja Alles besser verstehen! Das ist ja immer so!"

„Es ist mein Geschäft," entgegnete Martin ruhig.

„Das ewige Widersprechen und dreiste Meistern auch?"

„Nur wo es meine Pflicht ist gegen meine Herrschaft und die Thiere, die mir anbefohlen sind."

„Was geht es Sie an, was ich mit dem Pferd beginne. Ich kann mit ihm thun was ich will"

„Der Ali ist ein unvernünftiges Thier, der kann nicht reden, sich nicht beklagen — ich bin sein Wärter und muß für ihn eintreten. Ich liebe ihn, es ist meine Pflicht dafür zu sorgen, daß er keinen Schaden nimmt."

„Wollen Sie damit sagen, daß ich ihn nicht liebe?"

„Keineswegs, aber das gnädige Fräulein muthet ihm Anstrengungen zu —"

„Noch einmal, er ist mein Eigenthum, ich kann ihn erschießen lassen, ich kann mit ihm thun, was ich will —"

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, aber das dürfen Sie nicht — Geschöpf ist Geschöpf, der Ali hat ein Recht ans Leben, so gut wie ich, so gut wie S —, wie wir Alle. Sie dürfen auf ihm reiten, ihn vor

den Wagen spannen, über Gräben springen lassen, Sie dürfen ihn auch erschießen lassen, sobald er den Rotz hat, damit er keine andern Pferde ansteckt, oder wenn er die Fesseln gebrochen hat — das ist dann so eine Art Gnadenschuß — aber sonst nicht — nein gnädiges Fräulein — ein Pferd ist immer ... gewissermaßen ... ein halber Mensch ... man muß ein Herz für die Thiere haben ..."

„Schweigen Sie, Unverschämter ..."

„Ich glaube nicht dem gnädigen Fräulein Veranlassung zu dieser Bezeichnung gegeben zu haben ..."

„Schweigen Sie jetzt, oder ..." sie zitterte vor Aufregung.

„Oder? ... oder?" fragte Martin mit eisiger Ruhe.

„Oder Sie sollen etwas erleben ..."

„Meine Entlassung? Das wäre das Schlimmste — und wäre wohl noch zu ertragen."

„Nein," rief sie jetzt mit funkelnden Augen und heiserer Stimme, „das! das!" und im Nu hatte sie die Peitsche erhoben und ihn ins Gesicht geschlagen. In der Aufregung hatte sie schlecht oder gar nicht gezielt, die Peitsche streifte nur den Saum des Ohrs. Am ganzen Körper zitternd, mit hochwallendem Busen blickte sie um sich, ob kein Zuschauer dem Vorfall beigewohnt habe, dann rief sie: „So, ich habe Ihre Dreistigkeiten endlich satt, jetzt wissen Sie's doch, daß ich Sie schon lange verabscheue, daß ich auf den Augenblick gewartet habe, Ihnen zu geben. was Sie verdienen."

Martin blieb anscheinend ganz ruhig, nur alles Blut schien aus seinem Antlitz gewichen, indeß auf seiner Stirn einige Schweißtropfen perlten. Er strich mit seinem Taschentuch über sein Gesicht, holte tief Athem und sagte dann mit fester Stimme, in deren Klang nur leise eine tiefe Bewegung zitterte: „Der Schlag wird Ihrem Herrn Bruder theuer zu stehen kommen."

„Meinem — meinem Bruder?" fragte Elisabeth ein wenig verlegen.

„Er wird mir Genugthuung dafür geben!"

Elisabeth schlug eine laute Lache auf, aber sie klang grell und erzwungen. „Haha ... wunderbar," sagte sie, „mein Bruder, der sich mit dem Kutscher des Hauses schlägt — das wäre in der That noch nicht dagewesen!"

„Und was ist so Wunderliches dabei?" —

„Er wird Sie zum Hause hinausjagen."

‚Das wird er nicht thun, weil ich vorher aus freien Stücken gehen werde — er würde es auch nicht wagen, wofern er ein Mann von Ehre ist, wie ich bestimmt glaube. Warum sollte er mir Genugthuung verweigern? Weil ich Kutscher im Hause seines Vaters bin? Bin ich darum ein Sklave, eine Sache mit der er oder Sie machen dürfen was Ihnen beliebt? In welchen Zeiten leben Sie? Wahrhaftig, das wäre traurig, wenn die paar Thaler Unterschied zwischen uns Ihnen eine andere Ehre geben sollten als mir. Als Mann, als Mensch stelle ich mich voll=

kommen auf eine Stufe mit Ihrem Herrn Bruder. Ich halte mich für nichts Anderes als einen Privatbeamten, ich bin ein Beamter so gut wie ein Geheimrath im Ministerium. Würde sich Ihr Herr Bruder auch mit einem solchen nicht schlagen?"

„Der Vergleich ist ein wenig kühn!" sagte Elisabeth gezwungen lächelnd, indeß ihr im Geheimen Martins Selbstbewußtsein gefiel.

„Mögen Sie ihn dreist nennen," sagte dieser, „jeder Mensch gilt so hoch als er sich selbst taxirt. Das wäre schlimm, wenn ein reicher Müssiggänger von vornherein thurmhoch über einem ehrenhaften Manne in dienender Stellung stehen sollte. Und verachten Sie meinen Stand auch noch so sehr, nennen Sie mich einen Plebejer, oder wie Sie sonst wollen — für mich giebt es nur ein Plebejerthum: das des Gemüths, und das kann auch einer besitzen, der auf dem Thron geboren ist. Wer aber noch im Stande ist, selbst auf Ehre zu halten, und gegen Andere Achtung zu hegen, und für Unglückliche Mitleid zu empfinden, der braucht sich meiner Ueberzeugung nach hinter Niemandem zurückzustellen. Sehen Sie, das ist so meine Philosophie." Er war vom Bock heruntergestiegen. „Das gnädige Fräulein werden einsehen," sagte er, „daß ich nach diesem Vorfall nicht länger in Ihrem Hause —"

„Keineswegs!" fiel Elisabeth rasch aber ruhig ein, wie um ihre Verlegenheit zu bemänteln. „Wenn Sie der Mann von Welt sind, für den Sie sich

auszugeben belieben, so müssen Sie wissen, daß Sie eine Dame vor der Oeffentlichkeit nicht bloßstellen dürfen, und darum jedes Aufsehen, jeden Scandal vermeiden müssen. Oder sollte es Ihnen nur um das Lärmschlagen zu thun gewesen sein? Wenn nicht, so nehmen Sie bis auf weiteres Ihren alten Platz in unserem Hause wieder ein und bewahren Sie über den heutigen Vorfall Stillschweigen — vor meinem Vater, vor Ihren Genossen. Und ich selbst werde Ihnen bei meinem Bruder Satisfaction verschaffen."

„Darf ich darauf bauen?"

„Sie wollen ein Gentleman sein und mißtrauen dem Wort einer Dame?" sagte Elisabeth scharf.

Martin bestieg langsam und schweigend wieder den Bock und in gemächlichem Schritt, um das Thier nicht anzustrengen, ging es zurück. Kein Wort kam aus beider Munde, jeder brütete still vor sich hin. Elisabeth konnte es sich selbst nicht verleugnen: dieses ruhige, trotzige Selbstbewußtsein des Dieners war nicht ohne Wirkung auf sie geblieben. Martin hatte schon längst einen seltsamen, eigenartigen Eindruck auf sie geübt, den eines in sich abgeschlossenen, mit sich fertigen Mannes. Wie kam so fester, selbstbewußter Sinn in diesen Rock mit den silbernen Knöpfen, dessen Träger gewöhnlich einen Katzbuckel durch den andern ablösten? Er war ihr interessant — ein Diener, wie vielleicht ganz Berlin keinen zweiten aufwies. Wer weiß, ob ihr Bruder sich in ähnlicher Lage gleich tapfer und taktvoll er=

wiesen hätte? — Er wollte sich mit Benno schlagen? Das war natürlich Thorheit, das würde sie schon zu verhindern wissen. Aber die bloße Absicht gefiel ihr, imponirte ihr. Wenn Vater das erführe, dachte sie bei sich, er würde außer sich gerathen, er würde ausrufen: „Jetzt fordern die Dienstboten gar schon die Herrschaften zum Duell, die Zeiten werden immer entsetzlicher, wir segeln mit Macht der sozialen Revolution entgegen — es giebt keinen vierten Stand mehr!“

7.

Im Goldfelder'schen Hause hatte man sich gewöhnt, recht herzlich über den Schmarsow'schen Proceß zu lachen, sobald einmal gelegentlich bei Tisch oder beim Thee, im engen Familienkreise, die Rede auf denselben kam. Häufig geschah dies nicht, denn geschäftliche Dinge wurden grundsätzlich von der Unterhaltung im Hause fern gehalten, und ein so weit verzweigtes geschäftliches Unternehmen führte zu gleicher Zeit eine ganze Reihe langwieriger und wichtiger Processe, so daß der vorliegende für Goldfelder nur eine höchst nebensächliche Bedeutung hatte. Was waren denn auch die paar hundert oder tausend Mark, um die es sich im schlimmsten Falle handelte? Aber die ganze Art des Auftretens Schmarsows, nachdem der erste Aerger überwunden, die Neuigkeit der Angelegenheit — denn einen ähnlichen Proceß hatte das Haus Goldfelder

noch nie geführt — der Gedanke mit einem Droschkenkutscher im Streit zu liegen, amüsirte den älteren und jüngeren Goldfelder, und bisweilen regnete es bei Tisch schlechte und boshafte Witze über diese Sache und die Person des Gegners, die stürmische Heiterkeit erweckten. Nahmen engere Vertraute des Hauses, wie fast täglich, am Mittagsmahl Theil, so berichtete man diesen unter Lachen und Witzeln, daß dem Hause des Commerzienraths augenblicklich ein furchtbarer Gegner in der Gestalt eines Droschkenkutschers (etwas anderes war Schmarsow für sie nicht) erstanden sei, dessen Forderung das Haus wohl ruiniren werde, und die Person, der Stand des Gegners und seine Sache wurden mit den beißendsten Glossen versehen. Das fiel keinem einzigen Mitgliede der Familie auch nur für einen Augenblick ein, daß hier von ihnen ein bitteres, schweres Unrecht wissentlich an armen Leuten begangen wurde, die ihnen nie die geringste Ursache gegeben hatten, sie zu schädigen, denen einer aus ihrem Kreise aus bloßem Mutwillen die einzige Quelle des Erwerbs und Unterhalts für immer verstopft hatte, daß es ihre erste und vornehmste Pflicht gewesen wäre, hier auf der Stelle in der vollkommensten Weise Entschädigung und Ersatz zu gewähren. Man hätte es vielleicht gethan, wäre das Bewußtsein des Unrechts in ihnen erwacht, aber dieses fehlte eben vollständig. Im Gegentheil, Goldfelder glaubte sich durch Schmarsow noch gekränkt, und als er dem juristischen Beirath seines Hauses von

der Klageerhebung Mittheilung machte, fügte er voll Entrüstung eine Schilderung des „unverschämten“ Auftretens des Entschädigung heischenden „Kutschers“ zu. „Ah, Herr Rath, den Burschen werden wir schon fassen!“ hatte der Syndicus geantwortet und sofort gegen Schmarsow die Klage wegen Beleidigung und die Anzeige wegen Hausfriedensbruchs und versuchter Erpressung erstattet, auf die hin denn auch die Anklage gegen Schmarsow erhoben wurde. Der Syndicus theilte es dem Commerzienrath mit, dieser schmunzelte und erzählte es an der Tafel; der oder jener fügte hinzu: „Nun, man wird dem Patron wohl gründlich sein Handwerk legen.“ Damit war die Sache wieder für einige Wochen erledigt und man wandte sich wichtigeren Dingen zu: dem Klatsch über die Toiletten einiger Damen auf dem letzten Feste des Bankiers, den Vorbereitungen für das nächste, — einem großen Frühjahrs-Blumenfest im Garten des Bankiers, welches im Stil der gewohnten Berliner Festlichkeiten eine gänzliche Umwälzung hervorbringen sollte — den Plänen für die Sommerreise, über deren Ziel man sehr verschiedener Ansicht war, da die Räthin nach Norderney, ihr Gatte nach Tyrol, Elisabeth nach Schottland und Benno nach Ostende wollte, und jeder die Vorschläge des Andern nach Kräften herabzusetzen und zu vereiteln bemüht war.

Indessen war die Familie Schmarsow um den alten Mahagonitisch versammelt, dessen Oberfläche durch tausend Krehlen, Tintenflecke, blinde Stellen

und Fettringe verunstaltet war, und berieth eifrig, wie sie sich für die nächsten Tage Brot verschaffen würde. So war's recht meinte der Alte, für sein unverschuldetes Unglück, für den Schaden, den er ohne jede Veranlassung erlitten, sollte er nun auch noch auf die Anklagebank. Das war beinahe, um Socialdemokrat zu werden, wie er sich ausdrückte, er mußte wahrhaftig alle Kraft zusammen nehmen, die er besaß, um nicht an aller staatlichen und rechtlichen Ordnung zu verzweifeln, um sich zu sagen, daß dergleichen selbst dem Rechtschaffensten und Ruhigsten jeder Zeit begegnen und nur durch standhaftes Aushalten überwunden werden könnte. Aber er ballte die Faust und schlug ingrimmig auf den Tisch, daß Alles erschrack, sobald eine neue Kostenvorschußrechnung, eine neue Zahlungsaufforderung des Gerichts oder des Rechtsanwalts an sie herantrat.

Woher das Geld nehmen? Er mußte doch auch leben, und sein Verdienst in dieser Zeit war gleich nichts, da ihm seine Einnahmequelle zerstört war. Seine Familie wollte Nahrung, Kleidung haben wie immer, sie fragte wenig nach des Vaters Proceß, sie verlangte, was sie bedurfte — und welcher Vater hätte das Herz gehabt, es den Seinen zu verweigern? Fleischer, Bäcker, Grünkramhändler, Milchmann stundeten wohl eine Zeit lang, doch nicht für immer, sie drängten um Begleichung ihrer immer wachsenden Rechnungen und drohten ihre Lieferungen einzustellen, wenn sie nicht befriedigt würden. Schmarsows Frau

kränkelte schon längst, jetzt nahm infolge der Aufregungen dieses nicht endenden Processes die Krankheit eine Wendung zum schlimmern: Arzt und Apotheker mußten viel in Thätigkeit gesetzt werden, ihre Rechnungen waren hoch, und sie ließen sich nicht auf den Ausgang des Processes vertrösten.

Man mußte sich einschränken! Fleisch? Daran durfte man nur noch zweimal in der Woche denken, schließlich gar nur des Sonntags. Die Kinder gingen in ihren zerschlissenen Kleidern umher, aus denen sie herauswuchsen — mit der raffinirtesten Kunstfertigkeit mußte hier gestopft, erweitert, verlängert werden, die Gewänder glichen bald bunten Harlekinscostümen, so schienen sie aus vielen Läppchen zusammengesetzt; wie die Fühlhörner einer Schnecke streckten sich Arme und Beine weit aus denselben hervor, von Neuanschaffungen oder Ergänzungen konnte keine Rede sein. Ward ein Teller, eine Schüssel zerschlagen — dieelben konnten nimmermehr ersetzt werden. Der Inhalt des Wäscheschranks, der einzige Stolz und Trost der kränkelnden Hausfrau, verfiel von Tag zu Tag, die Wirthschaft drohte immer mehr und mehr auseinander zu gehen. Was durfte die Auflösung des Hauswesens sie bekümmern, was durften sie sich Sorge machen, daß sie Alle von Tag zu Tag mehr und mehr abmagerten und schwächer wurden? Der Proceß war das Einzige, wofür Schmarsow, wofür seine Familie lebte, der mußte unter allen Umständen weiter geführt werden, für ihn

mußten Alle darben, hungern. Er mußte ja gewonnen werden, der Rechtsanwalt versicherte es ja, und war dies erst der Fall, so hatte alle Verlegenheit und Noth ein Ende und alle Entbehrungen konnten wieder ausgeglichen werden! Jeder Pfennig, der irgend wie verfügbar oder aufzutreiben war, mußte für ihn verwandt werden, denn es schien in der That, als ob die da oben in der Gerichtskanzlei oder auf der Schreibstube des Rechtsanwalts gar nichts anderes zu thun hätten, als ohne Aufhören Rechnungen für ihn auszustellen. Und sie mußten auf der Stelle beglichen werden, sonst wurde das Verfahren eingestellt, wie ihm der Rechtsanwalt drohte. Aber woher das Geld schaffen? Der wenige Baarbesitz war schon längst aufgezehrt; was zu versetzen war, wurde versetzt, aber nur zu bald gingen auch die wenigen Mark den Weg des Verbrauchs, die sie für die dünnen Betten, die vergilbte Tischwäsche, die roth glänzenden, stark mit Kupfer versetzten Löffel und Uhren erhielten! Und dann — woher dann die Mittel? Die Verwandtschaft war selbst arm; Alles bescheidne Handwerker und kleine Beamte, die eher bei ihnen ein Anlehen zu machen gewohnt waren. Die Nachbarn? Du lieber Gott, die ließen sich bei einer so ungewissen Sache auf nichts ein, die schützten die schlechten Zeiten vor und betheuerten die Leere des eignen Beutels, worin sie übrigens nicht gar so sehr die Unwahrheit sprechen mochten. Denn reiche Leute wohnten hier in den

Hintergebäuden der Klosterstraße nicht, Alles Kleinbürger, Inhaber bescheidener Verkaufsläden, Briefträger, Hebeammen, Schneider, Schuhmacher und dergleichen.

Sie waren es, die ihm gerathen hatten gleich den Civilweg zu beschreiten — jetzt aber, da ihr Freund in Nöthen war, wollten sie dies nicht Wort haben, sie zogen sich zurück und machten den Satz zu dem ihren: Bist Du Gottes Sohn, so hilf Dir selbst

Schmarsow war im Anfang noch munter und guter Dinge gewesen, denn seinen Sinn erfüllte das feste Siegesbewußtsein. Er mußte ja gewinnen, es war unmöglich, daß er „verspielte“, die Sache lag so klar wie nur irgend etwas. Er lachte und übersprudelte von derben Scherzen über seine Gegner. Aber dann folgte in großen Zwischenräumen ein Termin dem andern, ohne daß auch nur einer die Entscheidung im geringsten näher brachte, tausend Einwände wurden von der Gegenpartei, immer neue Zeugen oder Sachverständige vorgeschlagen, und jeder Einwand bedeutete einen neuen Termin. Er selbst wurde inquisitorisch vernommen, er mußte auf der Anklagebank Platz nehmen, der Spieß wurde gegen ihn gekehrt, und er hatte alle Mühe ihn von sich abzuwenden. Der Vertreter Goldfelders ließ es an nichts fehlen, ihn in den Augen des Gerichts herabzusetzen, er mußte sich gegen Beschuldigungen und Vorwürfe vertheidigen, an die er nie in seinem Leben gedacht hatte. Wo wäre es ihm jemals in den Sinn

gekommen, daß er viele Tage lang auf dem Gericht würde zubringen müssen, bald auf der Jüdenstraße, bald in Moabit? Er war ein etwas philisterhafter, stiller Mann, der mit der heiligen Justititia am liebsten so wenig als möglich zu thun hatte, und gab auch den Seinen den Rath, sich auf „Gerichtsgeschichten“ nur im äußersten Nothfall einzulassen, „denn, sagte er, wo man da nur hinfaßt, kostet's gleich schweres Geld.“ Und jetzt mußten er und die Seinen um klaren, blanken Rechtes willen, das so offen lag wie eine Insel im Meere, Wochen und Monate lang aufs Herbste Entbehrung leiden. Er beklagte sich bitter bei seinem Rechtsanwalt, aber der entgegnete ihm kühl: „Ja, lieber Herr, das hätten Sie vorher bedenken müssen! Wer kein Geld hat, soll auch nicht klagen, das ist heutzutage ein Luxus, den sich nur wohlhabende Leute gestatten dürfen. Heirathen und vor Gericht laufen, sind Dinge, die sich ein armer Mann versagen muß.“

Schmarsow hätte freilich kaum einen geeigneteren Vertreter finden können, denn kaum ein Anwalt sorgte so vortrefflich wie er für die Interessen — der eignen Person. Eines Tages, nachdem wieder einmal ein Termin in dieser Angelegenheit infolge eines nichtigen Einspruchs des gegnerischen Vertreters aufgehoben worden, kaum daß die Verhandlung eröffnet war, schritt er mit einem jüngeren Collegen, der der Verhandlung zufällig beigewohnt, die Treppe des Gerichtsgebäudes hinunter. Der College hatte den

Assessor noch nicht lange hinter sich und war in den Praktiken seines Standes noch ziemlich unerfahren. „Aber sagen Sie, lieber College," begann er zu Thies, „warum haben Sie denn nur in die Verschiebung des Termins gewilligt? Rechtlich war ja doch der Einspruch Ihres Gegners leicht anzugreifen." Und dabei nannte er den Paragraphen der Civilproceßordnung, der seiner Meinung nach hier allein in Anwendung kommen konnte. Thies tippte dem jungen Mann vertraulich auf die Schulter und sagte, die Augen zusammenkneifend: „Ja, lieber College, da haben Sie gar nicht Unrecht, aber sehen Sie — was schadet's meinem Clienten? Und für mich heißt ein neuer Termin so und so viel Mark gewonnen!" Und da das Gesicht des Collegen sich ein wenig bedenklich verlängerte, fügte er schnell vertraulich hinzu: „Ja, sehen Sie, ich bitte Sie ... man muß auch an seine Familie denken ... Sie werden noch eben so denken lernen, wenn Sie erst verheirathet sind ... ich sage Ihnen, der Idealismus vergeht so schnell, wenn erst die Modistinnen mit ihren Rechnungen kommen ... und das Schulgeld ... Berlin ist ein theures Pflaster ..."

Es war klar, Thies lag nichts an der schnellen Beendigung des Processes, und der gegnerische Anwalt suchte denselben möglichst zu verschleppen, um vorher, wenn erreichbar, eine Verurtheilung Schmarsow's im Strafverfahren zu erzielen, denn dann stiegen auch Goldfelders Aussichten für den Civilproceß.

Aber hier wußte Thies wenigstens durchzusetzen, daß die Entscheidung des ersteren bis auf Erledigung des letzteren in der ersten Instanz vertagt wurde. Allein das Bewußtsein unter gänzlich ungerechtfertigter Anklage wegen schwerer Vergehen zu stehen, lastete drückend auf Schmarsow. Mürrisch und kopfhängerisch ging er herum. Dazu kein Verdienst, vielmehr Nahrungssorgen, Kummer, wie er die Mittel zur Fortsetzung des Processes auftreiben sollte, im Hause eine kranke Frau und Niemanden, mit dem er sich aussprechen konnte, da die Kinder zu wenig von den ernsten Angelegenheiten des Lebens verstanden — was Wunder, daß er von Tag zu Tag verbitterter und galliger wurde, daß er sich in hämischen und groben Reden erging, und selbst für die Seinen der Verkehr mit ihm auf die Dauer unerträglich wurde?

Um wenigstens etwas zu verdienen und einigermaßen für den Unterhalt der Familie zu sorgen, that er sich nach einer Stellung als Droschkenkutscher um. Er, der gewohnt war, sein eignes Fuhrwerk zu lenken und seinen Fahrbetrieb ganz nach eignem Ermessen zu leiten, sollte sich jetzt auf seine alten Tage noch einmal fremden Ansichten und Befehlen unterordnen! Er sollte sich von einem rohen Brotherrn Vorschriften ertheilen lassen, Vorschriften und Anordnungen, die mit seinen Anschauungen vom Fuhrwesen nicht im mindesten übereinstimmten. Natürlich folgte er seinem Kopfe und rief infolge dessen unaufhörliche Reibungen und Zänkereien mit dem Fuhrwerksbesitzer

hervor, in denen er auf seinem vermeintlichen Recht starr beharrte. Auch an Lust zu jeglicher Thätigkeit mangelte es ihm, eine stille Verzweiflung kam über ihn; er verachtete jede Arbeit, ihm steckte nur sein Proceß im Kopf, und bis dieser nicht entschieden war, ging ihm die für jede Thätigkeit nothwendige innere Ruhe ab; es duldete ihn nicht lange an einem Orte, er konnte an nichts weiter denken als an seinen Proceß. Und so oft er den Bock bestieg, auf dem er nur geduldet war, und den Braunen lenkte, der ihm nicht gehörte, zog es wie Haß und Neid durch seine Brust, das ganze Bewußtsein seiner Mißlage trat in voller Peinlichkeit vor seine Seele, es duldete ihn nicht länger auf dem fremden Fuhrwerk, unter dessen Sitz tausend hämische Geister lauerten und kicherten und ihn verspotteten, er warf seinem neuen Herrn die Peitsche vor die Füße, er konnte in seinen alten Tagen nicht mehr den Lohnkutscher spielen, er ward krank, wenn er nicht selbstständig und frei dahintrotten sollte. So kehrte er denn wieder allein in den Schooß seiner Familie zurück, und für ihn und diese blieb es bei der alten Parole: „Es wird fortgehungert.“ Bald traten die Gerichtsferien ein, die seine Sache wieder auf Wochen hinaus verschoben. Sein Haus mochte er gar nicht mehr leiden, der Anblick des Mangels, der ihn daselbst auf Schritt und Tritt verfolgte, peinigte ihn. In dieser Ecke fehlte ein Möbelstück — auf jenem Tische lag statt der gewohnten, guten, schweren Decke ein alter, kattunener Fetzen, bei Tische

aß man mit blei=zinnernen Löffeln von widerwärtiger dunkelgrauer Farbe, hinter den Spiegelscheiben der Servante, wo sonst das geringe Silber der Familie aufgestapelt lag, grinste traurige Leere hervor — nein es war widerwärtig, ungemüthlich in seinem Hause, und jeden Augenblick, in dem er unbeachtet war, und jeden Sechser, den er vor den Seinen verheimlichen konnte, verbrachte er drüben an der Ecke der Papenstraße, in der Destille, seine aromatische „Luft" herunterschlürfend und aus den überfließenden Tropfen mit dem Zeigefinger Kreise und verschlungene Linien auf den rohen, von eingetrockneten Schnapsflecken glänzenden und klebrigen Tisch malend, bis irgend eine unbedachte, ihn hänselnde Aeußerung über seinen Proceß seitens des Wirthes oder eines der Gäste ihn auch von da vertrieb.

8.

Nur Einer war in der Familie Goldfelder, für den die ganze Angelegenheit einen etwas peinlichen Beigeschmack hatte. Das war der Hauptbetheiligte an derselben, Benno. Es gab doch einzelne Stunden, in denen so ein dunkles, schwaches, beinah unbewußtes Gefühl über ihn kam, als sei sein Verhalten in der ganzen Angelegenheit nicht eben „gentlemanlike", der Umgang mit zahlreichen jungen adligen Cavalieren, Officieren und anderen Mitgliedern der wirklich vornehmen Welt, den ihm die finanzielle Stellung seines

Vaters ermöglichte, hatte doch nach und nach ein klein wenig auf seine Charakterentwicklung eingewirkt und gewisse Fäden, Samenkörnchen und Bacterien einer höheren Lebensanschauung in seine Seele hineingeweht, die ihn wenigstens eine Treppenstufe über seinen Vater stellten. Er hatte manchmal das unklare Bewußtsein, als ob er sich in dieser Sache feig seinen Pflichten entzöge, als ob es ihm bei seinen Freunden schaden, ihn herabsetzen könne, wenn ihnen sein Verhalten bekannt würde, als ob er aus eignem Angriff etwas thun müsse, die häßliche Geschichte aus der Welt zu schaffen. Und als sich dieser seelische Reiz — denn mehr war es nicht — eines Tages wieder besonders stark äußerte und sich beinahe zu einer deutlichen Empfindung verdichtete, beschloß er, natürlich ohne Wissen der Seinen, die darüber in Entrüstung gerathen wären, auf der Stelle einmal selbst zu Schmarsow zu gehen, ihm ein gutes Wort zu geben und aus seinem Taschengelde eine gütliche Einigung zu erzielen. Mit der vollendeten Thatsache mußte dann sein Vater rechnen.

Er begab sich daher auf der Stelle zu Fuß in seinem leichten Sommeranzuge nach der Klosterstraße. Die Weiber auf der Straße blickten ihm nach, und wie er so dahinschritt, der stramme, hübsche Junge, schwarz und keck wie ein Italiener, den Schnurrbart an seinen Enden breit aufgekräuselt, in seiner feschen, englischen Jacke, den Scherben ins Auge geklemmt, das leichte Stöckchen umgekehrt in die Jackentasche gesteckt, bot er wirklich eine nette, elegante Erschei-

nung, die sich vortheilhaft von dem blonden Philisterthum der Berliner jungen Leute mit ihren kurzen Hosen, plumpen formlosen Stiefeln und weit vom Kragen abstehenden Rockklappen entfernte.

Einen Augenblick hielt er inne, als er jetzt vor der bescheidnen Hinterwohnung stand, an welcher ein zerbrochenes Porzellanschild den Namen des Miethers anzeigte. Von unten drang ein scharfer Stallduft in seine Nase, von oben her klang Schreien und Winseln in sein Ohr: ein trunken aus der Kneipe zurückgekehrter Maurer prügelte dort unbarmherzig seine Frau und seine Kinder.

Mehrere Minuten vergingen geräuschlos, nachdem Benno geklingelt hatte. Endlich erschallten schlürfende Schritte — die Pappscheibe vor dem kleinen Guckfenster wurde zurückgeschoben, und gleich darauf öffnete sich halb die durch die vorgelegte Sicherheitskette gesperrte Thür, in der der blonde Lockenkopf eines hübschen, muntern Mädchens von siebzehn Jahren sichtbar ward. „Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte eine zarte, melodische, nur ein ganz klein wenig lispelnde Stimme, und zwei große blaue Augen, aus deren Winkeln das Lachen eben erst verschwunden sein mochte, hefteten sich starr auf den feinen Herrn, der draußen stand, eine an diesem Ort so ungewohnte Erscheinung.

Ob Herr Schmarsow zu sprechen sei? —

Nein, es sei Niemand zu Hause, heut sei ja Sonntag. — Benno fühlte eine eigenthümliche, leichte

Wärme in seinem Innern emporsteigen, ein sonderbares Prickeln schien sein Nervengewebe zu durchlaufen. Er wandte den Blick nicht von dem Mädchen. Ob sie zum Hause gehöre? — Ja, sie sei die Tochter. — Er komme in einer wichtigen Angelegenheit, es handle sich um den Proceß! — „Ah, den Proceß!“ — Die Züge des Mädchens, bisher kalt und beinahe mißtrauisch, gewannen etwas wärmeres Leben. Benno nannte seinen Namen. Er habe dem Vater eine wichtige Mittheilung zu machen, die ihn sehr erfreuen würde, ob er es ihr sagen dürfe? — Sie kümmere sich wenig um Vaters Angelegenheiten, er habe das nicht gern. Herr Goldfelder würde doch am besten mit dem Vater selbst sprechen. Morgen treffe er ihn ganz bestimmt. — Gut, er werde wiederkommen!

Schon hatte er sich halb auf dem Hacken herumgewendet, um zu gehen, und das Mädchen die Thür schon wieder halb geschlossen, als er das Auge noch einmal nach der reizenden, frischen Erscheinung umwandte, und wie ihn der letzte Blick aus ihrem Auge traf, den sie ihm nachsandte, fühlte er sein Blut noch stärker und wärmer als vorher emporsteigen, seine Nerven noch anhaltender erzittern. Er trat wieder zurück und meinte, er möchte doch vielleicht lieber noch eine Karte mit ein paar Worten zurücklassen. — Wie es ihm beliebe. — Ob sie die Güte haben und ihm die Thür öffnen wolle, damit er drinnen schreibe?

Das Mädchen zögerte. Ihr Mißtrauen kam von Neuem zurück, sie hüstelte und kniff die Augen fast bis zum Verschwinden der Pupille zusammen. Wie, wenn der feine Herr ein Spitzbube, ein Schwindler war? Alle Tage berichteten die Zeitungen von dergleichen Fällen, man konnte in Berlin nicht vorsichtig genug sein. Und heut war Sonntag, sie allein in der Wohnung anwesend, das ganze Haus fast wie ausgestorben. Der Gauner hatte sich vielleicht darüber unterrichtet und baute seinen Plan darauf. Aber plötzlich übergoß es ihre Wangen mit feurigem Roth — nein, nein, der Herr sah nicht wie ein Schwindler aus, wahrhaftig nicht, sie konnte das nicht von ihm glauben. — Sie begann sich zu schämen, und hakte auf der Stelle die Sicherheitskette aus. Benno trat ein; sie führte ihn in die „gute Stube“, in der es freilich jetzt auch kahl und öde aussah. Die Plüschsessel, der Stehspiegel waren fort. Er nahm am Tische Platz und begann mit der Kleinen zu plaudern, während er eine Visitenkarte heraussuchte. Entzückt weilte sein Blick auf ihren vollen, jugendlichen, kräftigen Formen, allmählich wurde er immer stechender und schien das Mädchen durchdringen, schien ihr Hülle um Hülle abstreifen zu wollen. Das Mädchen wurde einmal ums andere roth, eine fliegende Hitze überfiel sie, sie strich mit der Hand über das Antlitz, ihr war's, als hätte das Mieder plötzlich leise gekracht und wollte reißen, und unwillkürlich griff sie nach der Brust.

Und nach und nach, zuerst ein wenig stockend

und vorsichtig, dann immer lebhafter und ungescheuter begannen die Beiden zu plaudern, ohne daß er nur einen Blick von ihr abwandte.

Warum sie bei dem schönen Wetter zu Hause geblieben sei?

„Mutter war lange krank," entgegnete sie, „heut fühlte sie sich ein wenig leichter, und da wollte Vater mit ihr auf eine Stunde nach dem Friedrichshain. Na, der Bruder ging auch mit — und einer muß doch zu Hause bleiben, wenn was passirt." —

Ob sie sich nicht langweile? — Sie habe gelesen, in einem alten Jahrgang der Gartenlaube, und dabei ein wenig genäht. Sie hätte auch kein Kleid, in dem sie sich Sonntags beim Ausgehen zeigen könne, es ginge ihnen jetzt zu schlecht. — Ob sie viel hinaus ins Freie komme? — „Fast gar nicht, den Sommer über zwei oder dreimal. Die ganze Woche ist man im Geschäft, wo man sich für die zehn Mark monatlich von Früh bis Abend herumrackern muß — dann verregnet 'mal ein Sonntag — dann ist wieder die Mutter krank — und allein macht es überhaupt kein Vergnügen."

„Zehn Mark monatlich Gehalt! Das ist freilich wenig."

„Es giebt nirgends viel mehr. Es bieten sich zu viele Mädchen für Stellungen an. Na, es ist immer eine kleine Beihilfe für die Wirthschaft, wenn man auch beinahe eben so viel auf Stiefel braucht."

„Wie kann ein Mädchen davon leben?"

„Das ist gar nicht möglich. Und propper soll man auch immer gekleidet gehen, und man will's auch. Viele werden eben schlecht."

„Gehen Sie gern aus, Fräulein? Hinaus, ins Freie?"

„Ach ja!" rief sie lebhaft. „Ausfliegen – eine Landparthie ... das ist das Schönste, was man in Berlin haben kann. So per Kremser nach Schildhorn, dort Kaffee kochen, Spielen, Tanzen, das ist zu herrlich! Aber es müssen nette Herren dabei sein! Das mache ich für mein Leben gern mit. Aber man kommt so selten dazu. Und mit einer Freundin allein ausgehen, das ist doch nichts!"

Benno stimmte zu, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ob sie schon einmal in Sanssouci gewesen wäre?

„Noch nie. Aber dort soll es herrlich sein?"

„Entzückend!"

„Ja, ja, es ist eine Schande, ich bin geborene Berlinerin und kenne von der Umgegend von Berlin fast nichts. Man kommt ja nie dazu. Immer mit der Familie, mit den Tanten und so weiter, die sich blos von ihrem Familienklatsch unterhalten, das ist ja langweilig, da bleibt man lieber zu Haus. Nein, amüsiren möchte ich mich!"

Ob sie denn keinen Schatz habe? „Bah, den Männern ist ja Allen nicht zu trauen, vor denen muß man sich in Acht nehmen." — Doch; es gäbe Ausnahmen, denen man sich wohl vertrauen könnte. Er

stand auf, einen glühenden Blick nach ihr werfend. Sein Entschluß war gefaßt. Es sei wirklich eine Schande, sagte er, näher an sie herantretend, mit gedämpfter Stimme, daß sie die Gelegenheit, sich zu amüsiren, so wenig benutze, daß sie Berlin kaum kenne. Sie sei doch ein junges Mädchen, das Leben lache ihr, sie dürfe ihre schönste Zeit nicht ungenützt vorübergehen lassen. Ob sie ihm vertraue, ob sie ihm erlauben wolle, ihr Berlins Umgebung zu zeigen? Sie wollten ausfliegen: nach Sanssouci, nach Wannsee, nach Erkner, nach all den herrlichen Punkten der Umgebung. Es würde ein wunderbarer Sommer werden. Er legte seinen Arm zärtlich um ihren Gürtel. Sie machte sich sanft los und trat bleich, mit gesenktem Haupte und aufeinander gepreßten Lippen ans Fenster. Sie sollte sich amüsiren, ihr Leben genießen: welch herrliche Aussicht! Das rechte Leben würde erst jetzt beginnen! Sie würde sich auf den Wellen der Havel im Sonnenglanz schaukeln, sie würde vielleicht Wein trinken! Hatte sie nicht ein Recht auf den Lebensgenuß so gut wie irgend eine Andere? Sollte sie ihre Jugend ewig in diesen stockigen, engen Räumen vertrauern, ewig den mürrischen Launen des widerwärtigen Prinzipals ausgesetzt sein? Die andern Mädchen im Geschäft machten sich lustig über ihre Scheuhaftigkeit, ihr Nonnenleben. Sie lachten, flogen mit ihren Verehrern aus und wußten nicht genug davon zu erzählen, wie sie sich amüsirt hätten. Und wie gern hätte sie es ihnen gleich gethan! Aber im

Hintergrunde dieser herrlichen Aussichten, denen ihre Seele so heiß zustrebte, lag formlos, ungestaltet ein ungeheures, düstres Etwas, das sie nicht erkannte, und das doch einen tiefen Riesenschatten auf jene herrlichen Aussichten warf, der sie ängstigte, quälte und den sie nicht zu bannen vermochte.

Benno näherte sich ihr. „Wollen Sie also, Fräulein — Martha, nicht wahr?“ — „Paula!“ — „Fräulein Paula! Liebe Paula!“ Er haschte nach ihrer Hand. Er beschloß bei sich, vorsichtig und langsam zu Werke zu gehen. Es war klar, daß er hier noch eine vollständige Unschuld, eine noch nie berührte Blüthe vor sich hatte. Und diese mußte mit Vorsicht geöffnet werden — oder mit der äußersten Brutalität; auf dem gewöhnlichen, halb geschäftsmäßigen Wege war da keineswegs ans Ziel zu kommen. Er entschloß sich für das Erstere, weil die Angelegenheit durch diese Verzögerung einen pikanten, stachelnden Reiz erhielt: ein Raffinement des Genusses, das für einen so ausgesuchten Feinschmecker wie ihn einen besondern Werth besaß.

Paula stand noch immer unentschlossen da. Sie hatte eine klare wenn auch blasse Vorstellung davon, was das Abenteuer sie vielleicht kosten könnte, in das sie sich zu stürzen im Begriff stand. Aber der Reichthum, wie er ihr gegenüber trat, hat eine berückende, dämonisch-verführerische Kraft, hat den Zauberblick der Klapperschlange. Die elegante Gestalt Bennos, die feine Kleidung, die selbstbewußte

Haltung wirkten magnetisch auf sie. Die Lebenslust in ihr regte und dehnte sich und pochte mächtig an die Wände ihres Herzens. Sie war jung, hübsch, durch die Verhältnisse im elterlichen Hause zur Entbehrung verdammt — und sie mußte doch das Leben einmal kennen lernen, sie mußte! Sie würde schon vorsichtig und behutsam sein, daß sie diesen Genuß nicht mit zu hohem Preise bezahlte, sie war ein großes Mädchen, besaß Verstand, Kräfte, wer wollte ihr gegen ihren Willen etwas zu Leid thun? Kein Mensch konnte doch von ihr verlangen, daß sie sich für ewig in diese engen, kahlen Mauern ihrer Hinterwohnung, in die öden, langweiligen Geschäftsräume vergrub! Was war dabei, was wagte sie, wenn sie sich durch einen Freund, der sie gern hatte, einmal ins Theater oder ins Freie führen ließ? . . . So lockten und schmeichelten hastig flüsternde Stimmen in ihrer Brust.

Benno wußte, daß eine Berlinerin am leichtesten durch einen Scherz zu gewinnen ist. „Nun," meinte er, „sagen Sie nur Ja, mit Ihrer Tugend werden Sie sich schon später auseinandersetzen, die würdige Dame soll dabei in keine Verlegenheiten kommen, ich versichere es Ihnen. Oder haben Sie das Nonnengelübde abgelegt?"

Paula lachte und sagte: „Oho! und wenn mir um dieselbe bange ist, so soll ich sie Ihnen in Verwahrung geben, meinen Sie? Das könnte Ihnen so passen? Nee, mein Herr, is nich!"

Sie lachten Beide. „Wann kommen Sie immer aus dem Geschäft?“ fragte Benno kurz.

„Um sechs!“

Er ließ sich die Adresse nennen. „Also Dienstag Abend halb sieben an der Normaluhr auf dem Spittelmarkt!“ sagte er bestimmt, wie etwas Selbstverständliches, dagegen es keinen Widerspruch gab.

Sie schüttelte den Kopf, aber plötzlich rief sie, die inzwischen, als Benno sie umarmen gewollt, entweichend, dicht ans Fenster getreten war: „Da kommen die Eltern!“ Sie hatte sie unten auf der Straße erblickt. Benno drehte verlegen den Schnurrbart.

Ihm blieb jetzt nur die Wahl seinen ersten Vorsatz durchzuführen oder den eben angefangenen Roman, beides zugleich war unmöglich; knüpfte er persönliche Beziehungen zum Vater an, so konnte diesem sein Verhältniß zur Tochter unmöglich verborgen bleiben. Einen Augenblick überlegte er. War er nicht jung, war Paula nicht hübsch, lachte ihm nicht die verlockendste Gelegenheit? Hastig steckte er die Karte, die er vorhin geschrieben, in die Tasche. „Ich werde wiederkommen,“ meinte er, „sagen Sie, bitte, dem Vater ja nichts von meinem Besuch. Also Dienstag Abend — vergessen Sie nicht!“ Ehe sie es wehren konnte, hatte er sie an sich gedrückt, ein leiser warmer Schauer durchrieselte ihren Körper. Dann ging er schnell.

„War Niemand da?“ fragte Schmarsow beim Eintreten.

„Kein Mensch!“ entgegnete Paula. Ihr war sehr heiß, perlende Tropfen rannen von ihrer Stirn. Sie setzte sich den Hut auf.

„Wohin gehst Du?“

„Nun, ich werde doch jetzt auch einen Augenblick hinaus dürfen, nachdem ich den ganzen Nachmittag hier in der Schwüle gesteckt.“ Sie holte eine Freundin ab, und die beiden Mädchen wandelten den Linden zu.

Natürlich erschien Paula an dem für das Stelldichein bestimmten Abend nicht, und ebenso natürlich erwartete sie Benno, als sie am Abend darauf das Geschäft verließ. Sie stellte sich zuerst ein wenig unwillig über seine Begleitung, aber er plauderte so nett, er riß einen schlechten Witz nach dem andern, sie mußte so lachen, wenn sie mit ihm ging — er war wirklich ein netter Mensch. Er ging vorsichtig zu Werke, führte sie erst ein paar Mal ins Theater, ins Restaurant zum Abendessen, begleitete sie dann sittsam nach Hause, ohne beim Abschied mehr als ein Küßchen zu verlangen. Was war daran gelegen? Sie gewann Vertrauen zu ihm. Er kaufte ihr kleine reizende Geschenke, Brochen, Armbänder. Seine gelegentlich hingeworfenen Aufforderungen, einmal mit nach seinem Zimmer zu kommen, sich seine Raritäten, seine Bilder und Photographieen, seine italienischen Reiseerinnerungen anzusehen, hatte sie standhaft abgelehnt, so viel er auch davon sprach, so neugierig sie auch auf dieselben war. Was konnte ihr also geschehen? Alles ging in vollen Ehren zu.

Eines Abends führte er sie in die „griechische Weinstube". Wie der feurige Rebensaft in ihr Gehirn stieg, wie lustig und ausgelassen sie war! Und rings an den Tischen liebende Pärchen, in holdem Streit um Gewähren und Versagen, ein Girren, Flüstern, Kosen! Wie ungescheut man einander die Hände drückte oder sie um den Gürtel des Andern schlang! Wie eindringlich er zu ihr sprach, von seiner Liebe, von seiner Sorge für sie! Das geschmacklose Kleid, den entsetzlichen Hut dürfe sie nie mehr tragen, die entstellten, verhäßlichten sie ja ganz, er wolle ihr neue schenken. — Aber was würde Mutter sagen? — „Bah, rede ihr vor, Du habest Zulage von Deinem Chef erhalten." ... Allmählich war's, als ob ein Nebel vor ihr aufstiege und vor ihren Augen hin- und herwalle, bisweilen hörte sie den Klang von Worten, ohne sie sogleich zu verstehen. Er fragte, ob sie sich denn nicht heut einmal seine Bude betrachten wolle, sie sei eine Sehenswürdigkeit. „Nein, Benno, nein, ich bitte Dich, verlange das nicht von mir." Sie solle kein Kind sein, sagte er, was ihr denn gegen ihren Willen passiren könne? Ob sie ihn liebe? — Sie gingen. Draußen nahm Benno eine Droschke, er rief dem Kutscher die Adresse seines Absteigequartiers in der Schönhauser Allee zu. Paula wußte kaum noch, was mit ihr geschah ... wie wurde ihr plötzlich in der frischen Luft? — — — sie war wie nachtwandelnd ... der Wein ... der Wein ...

Benno hatte noch einige Male daran gedacht,

seinen Vorsatz Schmarsow gegenüber auszuführen — von diesem Abend an war keine Rede mehr davon. Paula war seine erste Maitresse, die er aufrichtig liebte, wahrhaftig, er hatte das Mädchen gern, sie war lustig, nett, und doch bescheiden und dankbar auch für das kleinste Geschenk. In der That, sie machte ihm viel Spaß. Der Vater mußte darunter leiden. Nun, das war eben nicht anders. Jeder war sich selbst der Nächste. Warum war Schmarsow damals nicht zu Hause gewesen?

9.

Auf den weichen Sammetlehnsesseln des Goldfelder'schen Privatcontors hat seit einigen Wochen ein bis dahin an dieser Stelle unbekannter Gast Platz genommen — die Unruhe, die Vorläuferin der Sorge. Ein Mittelding zwischen Körper und Schatten, fleischlos, doch in scheinbaren, trügerischen Gliedern von braungelber Farbe sich darstellend, mit einem dünnen grauen Flor bekleidet, schwebte sie fast unhörbar, mit leisem Knistern, durch das Zimmer, hin und her, her und hin. Bald schlief sie tagelang stumm in einer Ecke, bald reckte und streckte sie sich, ließ wieder ihr unheimliches, räthselhaftes Knistern hören, warf dann mit einem Mal die Papiere auf dem Schreibpult, die Wassergläser durcheinander, daß sie polterten, und verschwand plötzlich wieder lautlos und unsichtbar. —

Mit einem Gefühl des Unwillens schob Gold-

felder die Zeitungen bei Seite. Ueberall dasselbe häß-liche Lied: Kriegsgerüchte und wieder Kriegsgerüchte. Tag um Tag das gleiche Säbelrasseln nach Osten wie nach Westen hin. Ein großes Berliner Blatt hatte die Gerüchte zuerst aufgebracht, mit rasender Hast waren sie über das ganze Land geflogen und hatten sich bis in die verborgensten Winkel festgesetzt. Wie ein Alp lag es auf jedes Einzelnen Brust: man glaubte an einen großen Weltkrieg, man sprach allen Ernstes mit tiefer Besorgniß davon, man erwog die Aussichten. Wie ein Reif legten sich die Gerüchte auf Handel und Wandel, Jedermann ward ängstlich, scheu, zurückhaltend und ließ das Auge nicht von der Tasche. Die Werthe schwankten und fielen. Er hatte im größten Umfange Papiere zu den hohen Werthen am Beginn des Monats gekauft und sich zu Verkaufs-abschlüssen auf den Stand des Monatsschlusses ver-pflichtet, in dem festen Glauben, daß es ihm und seinen Freunden gelingen werde, die Werthe noch zu steigern. Nun sah er wohl, daß der Monatsschluß nicht ohne schwere Verluste vorübergehen würde. Doch diese hätte er ertragen ohne zu zucken, daran mußte ein Geschäftsmann gewöhnt sein — unerträglich aber war diese ganze neblige Unsicherheit der Lage, die Ungewißheit, ob jene Kriegsgerüchte in der That eine Grundlage hatten, die sie rechtfertigen und so oder so zu einer Entscheidung führen konnte, oder ob sie nur geschäftliche Manöver einer seiner Partei feind-lichen Verbindung waren. Er glaubte das Letztere,

aber die Beharrlichkeit, mit der die Dünste auf dem Platze liegen blieben und brauten, machte ihn beinahe wankend. Er hatte doch auch die besten Verbindungen in maßgebenden Kreisen — aber sie ließen ihn diesmal völlig im Stich, sie erklärten selbst in Ungewißheit zu tappen, Einer widersprach immer dem Andern, und die obersten Kreise, welche allein hätten Auskunft geben können, schwiegen beharrlich. Sollte man die alten geschäftlichen Pläne beibehalten, sollte man nach neuen handeln? Diese schwankende Ungewißheit war hundertmal schlimmer als ein großer Verlust, sie lähmte völlig die geschäftliche Thatkraft und Unternehmungslust, sie zehrte wie ein schleichendes Fieber am Wohlstand des Einzelnen und der Gesammtheit. Nebel auf dem Schlachtfelde und auf der See sind stets verhängnißvoll, und war die Börse nicht ein beständiges Schlachtfeld, ein unaufhörlich rollendes Meer? Vor Allem galt es, sich durch die einander kreuzenden Widersprüche nicht beirren zu lassen und trotz aller Verluste den Kopf hoch zu behalten! Er ersann mit den Genossen seiner Geschäftspartei allerhand aufklärende Operationen, um Licht über die Lage zu erhalten und einen etwaigen geschäftlichen Feind, der hinter jenen Nebeln stünde, hervorzulocken. Und seine Familie durfte nichts von der Unruhe merken, die ihn erfüllte: wie leicht hätte sie ihn verrathen können! Im Gegentheil, er mußte die heiterste Miene zur Schau tragen, die Sommercostüme der Seinen mußten noch kostbarer sein als früher, um keinen Preis durfte

irgend Jemand wissen, daß seine Ruhe im Weichen war. Und verloren war ja im Grunde wenig — eine einzige Depesche, ein gelegentliches Wort eines Diplomaten durch die gesammte Presse geleitet, konnte Alles wieder gut machen. — —

In Schmarsows Hause stieg das Elend von Tag zu Tag. Die Ausgaben, die Vorschüsse für die Gerichtskosten nahmen kein Ende, sie wuchsen schon in die hunderte Mark hinein und keine Stundung ward bewilligt. Er sollte ein Armenattest bringen! Doch sich so tief erniedrigen, sich selbst zu einem erklärten Bettler stempeln, womöglich schließlich noch Unterstützung annehmen und einen Theil seiner bürgerlichen Rechte opfern — das gewann Heinrich nicht über sich. Goldfelder würde über die Summen gelacht haben, um die es sich hier handelte — aber für ihn bedeuteten sie ein Vermögen, er war in geregelten Zeiten nicht an solche Ausgaben gewöhnt, man lebte wie bei allen kleinen Leuten bei ihm nur aus der Hand in den Mund, und was der Tag verdiente wurde auch vom Tage verbraucht. Und jetzt Zahlungen und nur Zahlungen, vom Gerichtsvollzieher eingetrieben, der sich bei ihnen förmlich zu Gast bat und mit der sofortigen Wegnahme der ganzen Wirthschaft drohte, und keine Aussicht auf Beendigung der Sache oder auf Verdienst. Dazu die kranke Frau im Hause, die Kosten des Arztes, des Apothekers! Schmarsow ward von Tag zu Tag unleidlicher, mürrischer. Dieser Prozeß war das Unglück der

Familie! Und doch ließ er mit eiserner Zähigkeit nicht von seiner Sache: „Recht muß doch zuletzt zu Recht kommen," sagte er. Was nicht irgendwie unbedingt für den Tagesgebrauch in der Wirthschaft erforderlich war, wanderte zum Trödler oder zu „Peten": Betten, Möbel, Wäsche. Es gab immer nur so wenig dafür! Man schlief auf dem bloßen Stroh, ohne Kissen, nur mit alten Mänteln zugedeckt, man mußte umsichtig mit der Leibwäsche umgehen; weh' dem, dessen Hemd vor der bestimmten Zeit schwarz wurde! Kartoffeln mit Salz — alte, vorjährige, schon halb ausge-ausgewachsene Kartoffeln — ein Stück trocknes Brot und ein hellbrauner, nach Cichorie schmeckender Saft, den Mutter Schmarsow Kaffee nannte, bildeten fast die ausschließliche Nahrung der Familie. Jede Lust zu arbeiten war ihm geschwunden, es war ihm unmöglich, eine geregelte Beschäftigung vorzunehmen, bis der Proceß nicht entschieden war — der füllte sein ganzes Denken aus; er sprach nur von ihm, er lebte nur in ihm, er erzählte aller Welt von demselben, so daß man allmählich begann ihn zu verspotten, ihn für „übergeschnappt", von einer fixen Idee behaftet zu erklären. Er wurde unverträglich, der Zank endete nicht in seinem Hause, mit Jedem begann er Streit, Alle im Hause stritten sich unter einander, und wenn es ihm gelang, sich ein paar Pfennige zu verschaffen, so trug er sie nach der Destille an der Ecke, um sich über sein Elend hinwegzutäuschen. Sobald er nicht betrunken war, verzweifelte er an Gott und der

Welt und steckte alle Mitglieder seiner Familie mit seinen Zweifeln an

„Vater," sagte eines Tages sein Sohn Wilhelm zu ihm, „Vater, bei den ollen Fritzen wär' Dir det wohl nich passirt? Ick denke, da gab's Richter in Berlin?"

„Ja, mein Junge," entgegnete Schmarsow, „die giebt's auch heut noch — wir leben ja im Rechtsstaat! Die Gerechtigkeit wird wohl ohne Ansehen der Person auch für den Armen gesprochen — aber sie ist so theuer, daß nur der Reiche sie sich verschaffen kann. Es ist heut ein Luxus in Deutschland, sich sein Recht zu holen. O, diese Reichen, sie machen mit uns was sie wollen, sie machen die Gesetze wie's ihnen paßt, und machen sie so, daß ihre Beschränkungen für uns Alle gelten, aber die Vortheile ihnen allein zu Gut kommen."

„Na, Vater, verzweifle man nicht gleich," sagte Wilhelm, „es wird schonst Alles wieder in Ordnung kommen. Wenn jar nischt hilft, jehst Du bei'n Kaiser."

Schmarsow lachte auf. „Haha, der hat mehr zu thun, als sich um jeden Proceß im Lande zu bekümmern. Und die Gesetze kann er auch nicht umstoßen."

„Na," sagte der Junge, „weeßt Du, Vater, wenn et nach mir ginge, denn müßte Jeder sein Recht umsonst kriejen, gerade so gut wie die Schule nischt kostet. Wofür zahlt man denn seine Steuern?"

„Halt's Maul, Junge," sagte Schmarsow, und gab ihm einen Klaps, „daß Dir der Puhtz nicht hört, sonst wirst Du ausgewiesen."

„Na, mir soll blos der Goldfelder mal auf der Straße begegnen," meinte Wilhelm, „denn soll er sich freuen, das sage ick!" —

Paula wurde von diesen Verhältnissen nicht ganz so tief berührt. Sie war den ganzen Tag über im Geschäft, so daß ihr viele der Klagen und Mißstände entgingen. Dennoch konnte sie sich dem Eindrucke der Mißverhältnisse nicht völlig entziehen und begann öfters zu Benno von denselben zu sprechen, indem sie ihren Geliebten fragte, ob er denn nichts thun könne, um diesen Zuständen ein Ende zu machen. Es bedrängte sie, daß sie allein aus den Mitteln des Mannes schwelgen sollte, um dessentwillen ihre ganze Familie entbehren mußte. Aber Benno antwortete dann jedesmal, der Proceß gehe nur seinen Vater an, er dürfe sich in denselben nicht einmischen, er machte ihr weiß, es sei nicht erlaubt, denselben vor der Entscheidung zurückzunehmen, was Paula bei ihrer Unerfahrenheit in diesen Dingen glaubte. Ueberhaupt, sagte Benno, was hätte das mit ihrer Liebe zu thun? Sie sollten Beide glücklich sein und sich nicht um den Streit der Alten bekümmern. Und Paula, in der die Lebenslust gewaltig aufschäumte, die erst jetzt zu leben meinte, da sie die Reize des Daseins kennen lernte, und die ihren Verführer in der That liebte, oder vielmehr seine Vornehmheit, seine Eleganz, seine Ma-

nieren, Paula tröstete sich leicht mit diesen Vorwänden: verwandte sie ja doch auch einen Theil des Geldes, das ihr Benno zufließen ließ, für ihre Familie, soweit es die Vorspiegelung der Gehaltszulage gestattete. Benno empfand noch manchmal ein gewisses Mitleid mit ihrem Vater, aber stärker war seine feige Schwäche — er sagte sich, daß mit dem Augenblick, da er dem Alten gegenüberträte, auch seine Beziehungen zu Paula ans Licht kommen und so oder so ein Ende nehmen müßten. — —

Elisabeth Goldfelder hatte seit Wochen Martin keinen Blick geschenkt, geschweige denn ein Wort. So oft sie allein auf ihrem Zimmer saß und eines der kleinen, zierlichen, in Goldschnitt gebundenen Büchelchen gelangweilt aus den Händen sinken ließ — wie haßte sie diese fade weichliche Lectüre! — dachte sie an Martin, stand sein Bild vor ihr. Ohne Leidenschaft gegen oder für ihn dachte sie seiner, aber seine ruhige, selbstbewußte Festigkeit, so selten bei einem Menschen seines Standes, hatte ihr gefallen; sie verglich ihn im Gedanken mit den Menschen, welche sie täglich im Salon ihres Vaters um sich sah, diesen Zierpuppen, die, als wären sie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre nichtssagenden, auf jedes Mädchen passenden Complimente herunterschnurrten, einige hohle Phrasen über Theater, Musik, Malerei, Pferde herabhaspelten, ihren abwesenden Nebenmenschen möglichst viel Ungünstiges in den diplomatischesten, unfaßbarsten Wendungen nachsagten, welche dem, der dann dreist

zupacken wollte, unter der Hand fortglitten. Wenn er andern socialen Kreisen entstammte, dachte sie bei sich, wenn er Bildung und gesellschaftliche Stellung besäße, wie würde er sich dann ausnehmen inmitten dieser Gesellschaft? Kein Zweifel, daß er sie in solchem Falle thurmhoch überragen würde. Ja, wer weiß, vielleicht hätte sie ihn dann sogar recht gern haben können. Aber jetzt — pah, war es nicht lächerlich, sich überhaupt so viel in Gedanken mit ihrem Kutscher zu beschäftigen, mit einem Plebejer? So lange er auf dem Bock hinter ihr saß, interessirte er sie, sonst nicht im geringsten.

Indessen saß Martin in seiner Stube oberhalb des Stalles und dachte an seine Herrin. Sie war schön — er hatte noch nie ein so schönes Weib gesehen. Und diese königliche Haltung, unterstützt durch ihren herrlichen Wuchs, die eleganten, geschmackvollen Costüme! Er besaß wenigstens so viel angeborenen künstlerischen Sinn um zu erkennen, wie sehr diese in ihrer gediegenen Einfachheit sich über den Flitterputz erhoben, den er sonst bei seinen Herrschaften zu sehen gewohnt war. Und vor Allem imponirte ihm am meisten ihre Bildung, ihre gewählte vornehme Sprache. Was hätte er darum gegeben, wenn er sich auch so hätte ausdrücken können! Er wäre selig gewesen, hätte er ihr nur jeden Tag den Saum ihres Kleides küssen dürfen. Aber jeder Versuch sich ihr zu nähern wäre ja Wahnsinn gewesen, ihr gegenüber konnte er seine Stellung nur behaupten, indem er die echte Kälte,

mit der er ihr einst entgegengetreten, künstlich weiter aufrecht erhielt. Das war die einzige Möglichkeit ihr zu imponiren, die sich so gern von dem ganzen Hause angebetet gewußt hätte.

Als sie an einem der nächsten Tage nach dem Stall herunterkam, um nach Ali zu sehen, fragte er sie, wie es mit ihrem Versprechen stände, ihm bei ihrem Bruder Genugthuung auszuwirken. Sie antwortete ihm zuerst gar nicht, als habe sie seine Frage nicht gehört, als sei er überhaupt nicht anwesend. Er wiederholte seine Frage und fügte hinzu, das gnädige Fräulein dürfte ihn doch schon ein wenig kennen, um zu wissen, daß er Manns genug sei, sich im äußersten Falle selbst Genugthuung zu holen.

Jetzt wandte sich Elisabeth plötzlich um: „Sie sind noch immer so thöricht, an jene Geschichte zu denken? Ich glaubte, die wäre längst vergessen.“

„Vergessen? Thöricht? Meine Ehre, gnädiges Fräulein, halte ich vorläufig noch nicht für ein so thörichtes Ding, um ihre Verletzung jemals zu vergessen!“

Elisabeth zuckte die Achseln. „Ich wüßte Manchen aus meinen Kreisen,“ warf sie leicht hin, „der es sich zur Ehre rechnen würde, von mir eines Schlages gewürdigt zu werden.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Martin nach einer kleinen Pause, „das ist mir zu spitzfindig!“

„Mir wäre manch Einer,“ sagte Elisabeth, „in jenem Falle nicht einmal eines Schlages werth ge-

wesen, ich hätte mich damit begnügt, ihn einfach zu verachten."

„Sie verzeihen, gnädiges Fräulein," entgegnete Martin mit unterdrücktem Spott, „wenn ich mich nicht sogleich in die Sachlage finde, aber mir ist leider diese Art Jemandem seine Achtung zu bezeugen zu neu. Indeß freilich, ich empfinde es ja selbst, mir fehlt die genügende Kenntniß der Gebräuche der vornehmen Gesellschaft. Doch gut, mir genügt das Zugeständniß Ihrer Achtung, und um Ihnen zu zeigen, daß ich es zu würdigen weiß, verzichte ich auf jede weitere Genugthuung." —

„Wir reisen demnächst nach Baden-Baden und da ich dort viel auszureiten gedenke, werde ich Papa ersuchen, Sie mitzunehmen."

„Das gnädige Fräulein verzeihen, aber Fritz dürfte in diesem Falle sich sein Recht nicht nehmen lassen wollen —"

„In diesem Hause giebt es kein Recht der Dienerschaft," sagte Elisabeth herrisch, „hier geschieht, was von Papa, respective von mir angeordnet wird." Damit rauschte sie hinaus.

Martin strich sich durch das Haar. „Sie will mit mir spielen," sagte er bei sich, „sie glaubt in mir eine große, lebendige Puppe zu haben. Sie könnte sich verrechnen." — —

Elisabeth lag in ihrem Plauderstuhl und sprach mit den beiden Wesen, die sie am höchsten und treusten schätzte, mit ihrer großen, schneeweißen Angora-

katze — und sich selbst. Sie lachte, als hätte ihr Jemand soeben die Geschichte eines vornehmen, reichen Mädchens erzählt, das die unglückliche Manie hatte, sich für den Kutscher des Hauses zu interessiren. „Haha! In der That?“ sagte sie, „nein, welche Geschmacklosigkeit! Dergleichen ist doch erst erlaubt, sobald man verheirathet ist, unglücklich verheirathet, und sich mit allen Leutnants und Künstlern schon zum Sterben langweilt. Erst dann erlaubt es der gute Ton, entschuldigt es die Gesellschaft. Dann ist es fashionable — aber jetzt ... ich ... wahrhaftig, ich glaube, es ist plebejisch. Ich will mich auch bessern.“

Ein guter Vorsatz ist leichter gefaßt als eine Motte. Was half's? Am nächsten Morgen, als sie sich vor die Staffelei setzte, fand sie plötzlich, daß es doch langweilig sei, immer und ewig Stillleben zu malen. Sie wollte es einmal mit einem Thierstück versuchen — sie wollte ihren Lehrer damit überraschen. Ihren Ali wollte sie malen, ihren Ali ... wie ihn Martin am Zügel hielt. Denn der mußte mit aufs Bild — damit es belebter, genrehafter aussähe, ihr künstlerischer Geschmack verlangte es. Sie stieg hinunter nach dem Hofe, Cartonpapier und Bleistift in der Hand, um eine Skizze zu entwerfen. — —

10.

Im Europäischen Hof in Baden-Baden hatten Goldfelders Wohnung genommen. Allen Mitgliedern der Familie schienen die herrliche Luft, die wundervollen Parthien und Ausflüge außerordentlich wohl zu bekommen, auch die Nervosität des Commerzienraths ließ nach. „Denke Dir, wer auch hier ist," sagte er eines Tages vom Curplatz heimkehrend, — „wen ich heute zufällig getroffen habe — Hohenthal." Elisabeth zuckte die Achseln. Noch im Lauf desselben Tages machte Hohenthal seine Aufwartung, zwei riesige Blumenräder in der Hand. — —

Elisabeth hatte an ihrem Bilde in der letzten Zeit wenig gearbeitet, das herrliche Wetter lockte zu verführerisch hinaus. Heut aber regnete und stürmte es draußen, sie ließ daher Martin heraufkommen, um an seiner Figur zu malen. Eine seltsame Unruhe zeichnete sie aus, die Lider ihrer Augen waren geröthet. „Das gnädige Fräulein sind erkältet?" fragte Martin.

„Ja, ich bin erkältet," sagte Elisabeth, „ich habe den Schnupfen, Sie sehen es ja." Aber sie war heut von einer Unruhe, einer nervösen Heftigkeit, die er selten an ihr gewohnt war, sie herrschte ihn mehrmals schroff an: „Bleiben Sie doch stehen! — Wenden Sie doch den Kopf nicht immer nach links!" Als sie einige Male einen Strich nicht gleich herausbekam, wie sie wollte, stampfte sie heftig mit dem Fuße auf.

„Das gnädige Fräulein sind nervös," sagte Martin, „Sie sollten sich dann nicht anstrengen, Sie sehen auch angegriffen aus."

„Angegriffen? Ich denke, ich sehe wohl aus, wie eine glückliche Braut, nicht?" Sie lachte unfreundlich. Martin öffnete die Augen weit. „Es wird wohl nächstens so weit sein," stieß sie rauh hervor, beinah wie mit sich selbst sprechend, „diese ewigen Scenen mit Papa sind ja unerträglich! Diese Angst, mich zu verheirathen, als ob ich vor der Gefahr stünde, eine alte Jungfer zu werden, als ob sich gar kein Mann mehr für mich finden würde! Na, es klingt wenigstens gut, Gräfin Hohenthal, — es klingt gut — auf beiden Seiten!"

Martin verstand die ironische Schlußwendung nicht, und Elisabeths offener Ausbruch ihm in seiner Stellung gegenüber machte ihm bei allem Selbstbewußtsein einen peinlichen Eindruck. „Ich bin gewiß," sagte er, „das gnädige Fräulein werden den Mann, den Sie lieben, unendlich glücklich machen."

Elisabeths innerer Aerger drückte ihr das Herz ab. „Den Mann, den ich liebe," sagte sie, „ja, ja, wo ist er, wo; haben Sie ihn irgendwo gesehen?" Sie blickte wie suchend im Zimmer umher, dann warf sie mit einem englischen Fluch den Pinsel bei Seite, und ließ sich in einen Triumphstuhl fallen. „Es ist Alles Unsinn, was die sogenannten geehrten Herren Dichter schmieren," rief sie. „Wenn man lieben soll muß man sich erst selbst geliebt wissen. Glauben Sie

mir, es giebt Gefühle, die sind zehnmal stärker als alle Liebe. Ich spreche gar nicht vom Hunger, den kenne ich Gott sei Dank nicht. Aber die Langeweile, die grundlose Gemeinheit, die Habgier — und vor Allem der Argwohn! Sie sind doch schon in vielen Häusern gewesen wie das unsere, sagen Sie mir, ist Ihnen schon irgend ein Mädchen vorgekommen, das den Muth gehabt hätte zu lieben? Ach, glauben Sie mir, es liegt ein Fluch auf dem Reichthum. Und wenn mir Einer zehnmal versichert, er liebe mich glühend, leidenschaftlich, er könne nicht ohne mich leben, — werd' ich's ihm glauben? Nie, nie! Ein fürchterlicher Schatten fällt in mein Herz, das vielleicht schon auf dem Sprunge ist, dem Andern entgegenzustürzen, und hält es zurück — der Geldschrank meines Vaters wirft ihn. ‚Er liebt Deine Mitgift' — das ist der unglückliche Argwohn, der uns jeden, jeden Muth benimmt zur Gegenliebe. Und sich in hoffnungslosem Sehnen nach einem Armen verzehren? Wozu? Ueber die Toggenburgzeiten sind wir hinaus. Ach, und wir möchten doch alle so gern, so gern um unserer selbst willen geliebt sein, wir Mädchen alle, und wären wir Königstöchter. Dafür sind wir Frauen. Warum sind nicht alle Menschen reich? Reißen Sie nicht die Augen so auf. Wundern Sie sich nicht über meine offene Sprache — aussprechen muß man sich einmal, sonst platzt Einem das Herz. Und meine Zofe ist so blitzdumm. Und die Freundinnen!" Sie lachte hell auf. „Die Armen sind die

glücklichsten Menschen, bei ihnen giebt's wenigstens noch Liebe! Wir kennen sie nur aus den Romanen."

Martin stand unbeweglich bei diesem stoßweise mit ursprünglicher Gewalt herausgeschleuderten Erguß. „Das gnädige Fräulein werden doch einmal heirathen müssen," sagte er ruhig.

„Das werde ich, das will ich," fiel sie ein. „Und Sie meinen, dann sei es ziemlich gleichgiltig, wen? Beinahe! Mein Ideal ist Hohenthal nicht — aber er ist auch kein Ungeheuer. Wissen Sie vielleicht, wer gesagt hat das ganze Leben sei nur ein Compromiß? Nicht? Na, es thut nichts. Wenn's wenigstens ein Mittel gäbe, sicher zu erfahren, ob Hohenthal auch nur etwas Zuneigung für mich empfindet? Ich muß es erfahren, um jeden Preis! Wissen Sie keines? Irgend eine schlau ausgesonnene Geschichte. Denken Sie nach, ich werde Ihnen dankbar sein. Könnte man ihm nicht einreden, wir wären plötzlich arm geworden, oder so etwas ähnliches? Geht das nicht?" Der Funke Romantik erwachte in ihr, der in jedem, auch dem nüchternsten Weibe verborgen steckt. „Denken Sie nach, hören Sie!" rief sie und ging hinaus.

Martin begab sich in seine Bodenkammer, sein Kopf schmerzte ihn, in seinem Munde war ein widerwärtiger, bittrer Geschmack, es war ihm zum Brechen schlimm. „Wenn sie ihn heirathet" — sprach er bei sich, aber er dachte den Satz nicht zu Ende, sondern schloß — „so thut sie, was vernünftig ist." Er wußte, daß er sie heiß, glühend liebte, und lachte über sich.

selbst, und ergoß sich in Witzen über sein eignes Herz, und konnte doch jener Empfindungen nicht Meister werden. Aber er fuhr fort, sich vor sich selbst als lächerlich hinzustellen: wie er glaubte, das einzige Mittel sich mit der Zeit selbst zu kuriren. Er dachte daran um seine Entlassung zu bitten, aber den Vorwurf der Feigheit wollte er sich nicht selbst machen. —

Die Physiognomie Badens war in diesem Jahre eine wesentlich andere als früher, ein gewisser Geist der Unruhe, der Erregung lag über dem Orte. Die politische und finanzielle Ungewißheit, die drohend über der ganzen Welt schwebte, warf ihre Schatten auch bis auf diesen, sonst nur der Erholung geweihten Platz. Auf der Terrasse des Curhauses spitzte man umsonst das Ohr nach den gewohnten französischen Lauten, und die Pariser Dämchen, die sonst mit coquett übergeschlagenen Beinen auf den Bänken der Lichtenthaler Allee zu sitzen und ihre frisch gestärkten Unterröcke und seidenen Strümpfe zur Schau zu stellen pflegten, hatten sich diesjahr nur in geringer Anzahl eingefunden — ein Umstand, der mit Ausnahme der Gasthofbesitzer übrigens nur von Wenigen bedauert wurde. Die Russen blieben immer bei einander und hielten sich fern vom Verkehr mit den übrigen Nationen, die Deutschen steckten die Köpfe zusammen und wisperten und munkelten in einem fort, nur die Engländer bezogen ruhig ihre lawn-tennies-Plätze, als könnten sie alle Wolken am politischen Horizont durch einen einzigen ihrer baumwollenen Regenschirme ver-

treiben. Der Commerzienrath erhielt eine Depesche über die andere, und eines schönen Tages erklärte er plötzlich, mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückkehren zu müssen. Die Familie blieb zurück, machte Ausflüge nach Triberg, Badenweiler, Freiburg: Elisabeth athmete ein wenig auf, denn jetzt war es nur die Mutter allein, die ihr wegen ihrer Heirath in den Ohren lag. Der Commerzienrath hatte vor seiner Abreise noch eine längere Unterredung mit seiner Gattin gehabt, und Elisabeth glaubte bestimmt, daß sie der Gegenstand derselben gewesen. —

Von den riesigen Lindenbäumen des Leipziger Platzes begannen die gelben und rothen Blätter niederzufallen. Gleich nach Beendigung der Gerichtsferien war Schmarsows Proceß entschieden worden, und in jedem Punkte zu seinen Gunsten. Sachverständige, Zeugen, Alle hatten sich durchweg für ihn geäußert. Auch von den Anklagen, welche auf Goldfelders Veranlassung gegen ihn erhoben waren, wurde er völlig freigesprochen, man erkannte an, daß er nur seine berechtigten Interessen in erlaubter Weise energisch vertreten hatte. Schmarsow athmete auf: so hatte er also jetzt doch sein Recht erhalten, so brauchte er an der Gerechtigkeit, am Rechtsstaat noch nicht verzweifeln. Jetzt mußte ja Alles gut werden, er würde baldigst seine Entschädigung bekommen, er würde wieder seinen Beruf anfangen können und mit der Zeit Alles einholen, was die Familie bis jetzt hatte entbehren und aufgeben müssen. Es war freilich auch

die höchste Zeit: denn noch ein paar Wochen des Elends — und Schmarsow war verloren, ging an diesem nichtsthuerischen Treiben, im Alkohol unter, auch die kleinste Hilfsquelle versagte, er wurde für alle Zeit unfähig zu ernster Thätigkeit, die Familie wäre verloren gewesen. Da theilte ihm einige Tage später Thies mit, daß Goldfelder die Berufung eingelegt habe. Goldfelder hatte geschäumt, als er die Nachricht von dem Verlust des Processes erhalten. Wie, ihm, den Mann von solcher Geschäftskenntniß, dem kein Kniff oder Pfiff unbekannt war, der fast nie einen Proceß verlor, sollte es begegnen, im Streit mit einem Proletarier zu unterliegen? So viel Geld zum Fenster hinauszuwerfen für eine Sache, von der weder er noch sein Sohn den geringsten Vortheil gehabt? Er einen Proceß an einen Droschkenkutscher verlieren? Das Urtheil des Gerichts erschien ihm wie eine persönliche Beleidigung, er haßte den „kleinen Mann“, der es wagte, seinen Sohn und ihn mit solcher Hartnäckigkeit zu verfolgen, obwohl er nicht die geringsten Mittel besaß; der ihm so bittre Dinge ins Antlitz gesagt hatte. Ein Handelsproceß, der ihm sein halbes Vermögen gekostet hätte, würde ihn nicht so geärgert haben, er hatte immer das Gefühl, einem Schwächeren unterlegen zu sein, und Keiner sollte über ihn triumphiren, der ihm nicht gewachsen war. Die Aufregungen des Börsenlebens in diesen Tagen hatten ihn ganz nervös gemacht, ließen den sonst kalten Mann bei der geringsten Kleinigkeit laut

aufbrausen. Trotz bäumte sich in ihm auf, und diese Empfindung, von einem Schwächern besiegt zu sein, erbitterte ihn gerade jetzt am meisten, wo er seine sonstige geschäftliche Stellung wenn auch nur ein wenig erschüttert und sich nicht mehr so ganz in der Macht fühlte wie früher. „Wir gehen weiter! Keinen Pfennig soll der Lump bekommen!“ hatte er zu seinem Sohn gesagt, und dieser wagte dem herrischen Ton des Vaters gegenüber keinen Widerspruch.

Alles was sich bis jetzt zugetragen, war demnach nur ein Vorspiel gewesen, die ganze Angelegenheit sollte sich wiederholen, der endlose Proceß von Neuem beginnen, die ganze Noth, die Entbehrungen, das Elend sollten in voller Ausdehnung und Stärke noch einmal über die arme Familie hereinbrechen, Anstrengungen, Freude, Hoffnung — Alles sollte umsonst gewesen sein! Schmarsow ging wie ein Verzweifelter umher, er wußte, daß es ihm völlig unmöglich sein würde, die Kosten für die zweite Instanz aufzubringen. Und wovon in der Zwischenzeit leben? Auch die letzten Hilfsquellen waren nunmehr erschöpft, versiegt. Noch Jahre lang konnte dieser unselige Kampf ums Recht sich hinziehen. Er mußte ihn schließlich ja gewinnen, aber bis dahin konnten seine Kinder längst verhungert sein! Und wie bald würde er in die Lage kommen, ihn nicht mehr fortsetzen zu können. O, auch hier gewann der schließlich die Oberhand, der den letzten Thaler in der Tasche behielt. Eine tiefe Verbitterung, eine heftige Verzweif-

lung bemächtigten sich Schmarsows. Sein Aufenthalt war jetzt den größten Theil des Tages über die Destille. Halb aus Mitleid, halb aus Bosheit gab man ihm dort noch ein paar Gläser Fusel zu trinken, denn wenn er angezecht war, führte er so lächerliche Reden, daß der ganze Laden sich darüber belustigte. Dann kam er nach Hause, betrunken, in einem weiten Umkreise nach Pfeffermünze duftend, verhöhnt, geärgert, und ließ seine Wuth an den Mitgliedern der Familie aus. Einer war hier über den Andern verstimmt, Jedem dünkte der Andere zu viel im Hause. Jeder ließ seinen Gram an den Andern aus: es gab nichts im Hause als Zank, Unfrieden, Streit, Geschrei, Prügel, Jammer und Noth. Mit Mühe brachte man den Betrunkenen zur Ruhe, mit Heftigkeit schlug man sich um jede Brotkrume oder Kartoffelschale. Aller Welt erzählte Schmarsow von seinem Proceß, er wurde nicht müde, immer von Neuem davon anzufangen, obwohl Jeder die Geschichte bereits auswendig wußte. Man gab ihm auch hier Schnaps zu trinken, um sich dann über seine Trunkenheit lustig zu machen und wenig zarte Späße mit ihm zu treiben. Er ging unter Ausbrüchen der höchsten Wuth umher, stieß tobende Schmähungen aus gegen die Reichen, die er am liebsten alle hätte todtschlagen mögen, die Rechtspflege, die Gesetze, die, wie er behauptete, nur den Reichen zum Vortheil gemacht seien und den Armen ganz in die Hand derselben gäben.

Auch bis in den Schooß der Familie Schmarsow

drangen die Gerüchte, welche in jenen Wochen die ganze Welt durchschwirrten, jenes Munkeln, Wispern und Flüstern von einem unmittelbar bevorstehenden großen Kriege — war doch keine Hütte so eng und entlegen, in der nicht davon gesprochen wurde. Wilhelm brachte die Gerüchte aus seiner Werkstatt mit, wo er in die Lehre ging, und der Knabe, bisher still, ein wenig scheu, durch die Vorgänge in der Familie verschüchtert, begann jetzt bei der Heimkunft gesprächig zu werden. „Wenn es losgeht," sagte er, „so ziehe ich mit, ganz bestimmt. Ich lasse mich sofort einstellen. Ob sie mir nehmen? Ich weiß nur noch nicht, wen ich mir aussuche, gegen den ich ziehe, die Russen oder die Franzosen — ich werde noch sehen, wer meiner Flinte würdiger ist, aber mit gehe ich auf alle Fälle." Davon wollte Schmarsow nichts hören — er solle sich noch für die Protzen todtschießen lassen, nicht wahr? Was gingen ihn die Russen oder Franzosen an? Was hätten sie wieder von allen schönen Siegen? Nur daß das Leben immer theurer würde. Sich todtschießen lassen! Er sollte leben und mit für die Familie sorgen helfen! Aber jetzt erwachte in dem sonst so ruhigen Jungen plötzlich ein inneres, bisher verborgenes Feuer, und mit einer tiefen Empfindung, die ihm Keiner zugetraut hätte, begann er in flüssigem Strom zu sprechen, daß hier das Bestehen Aller in Frage komme, daß jedes Einzelnen und jeder Familie Existenz zu Grunde gerichtet sei, sowie der Feind ins Land käme,

der Niemanden schonen, dem Nichts heilig sein würde. Wer A gesagt habe, müsse auch B sagen, und die Männer, die Deutschland groß und angesehen gemacht haben, hätten doch wahrhaftig einen besseren Dank verdient. Schmarsow riß bei solchen Worten die Augen auf und schüttelte den Kopf. — —

Eines Morgens wachte Paula auf, nachdem sie sich am Abend wie gewöhnlich zur Ruhe gelegt, und ihr war sterbensübel zu Muthe. Sie sprach kein Wort darüber, sondern glaubte, es würde bald vorübergehen. Doch die Anfälle wiederholten sich. Und als sie genauer auf sich selbst zu achten begann, als sie, zuerst mit unerklärlichem Staunen, bemerkte, daß keines ihrer Kleider mehr recht passen wollte, da wurde ihr endlich zu ihrem starren Entsetzen plötzlich das Unabänderliche deutlich. Kein Zweifel, ihre heimlichen, unerlaubten Schritte mußten sie schließlich zu diesem verhängnißvollen Ziele führen, das der Welt nicht mehr lange zu verbergen war. Was würden die Eltern dazu sagen? Sie würden die Schande nicht überleben! Zu allem Unglück auch dieses noch! Und sie selbst — Benno — die Nachbarschaft!

Benno! Ja, er mußte als Mann für das eintreten, was er ihr angethan — er liebte sie ja, er hatte es ihr so oft zugeschworen. Wie endlos erschienen ihr die nächsten acht Tage, für die sie keine Zusammenkunft verabredet hatten — denn in dem Drange der Geschäfte, der ihn jetzt angeblich umwogte, konnte Benno sie nicht mehr so oft wie früher sehen. Wie hastig

stürzte sie endlich am bestimmten Tage nach seinem Zimmer! Mit welch athemloser Hast theilte sie ihm Alles mit, über und über im Gesicht erglühend!

Benno erbleichte zuerst ein wenig, dann lächelte er ironisch: „Liebes Kind, das sind ja Scherze, auf die ich nicht mehr hineinfalle!"

Aber als ihm Paula hoch und theuer schwur sie rede die reine Wahrheit, bemächtigte sich seiner nervöse Verlegenheit. „Du weißt jetzt Alles," sagte Paula — „ich habe Dich immer für einen Mann von Ehre gehalten, also bestimme — wann soll die Hochzeit sein?"

Benno lachte laut auf. „Du bist gut!" sagte er. Dann setzte er ruhiger hinzu: „Laß uns vernünftig sein, Kind, Vernunft ist in allen Dingen die Hauptsache. Wäre ich ein Schuft, so sagte ich, um Zeit zu gewinnen: ja, ich werde Dich heirathen, aber ich muß erst mit meiner Familie sprechen, und so weiter. Aber ich bin ein ehrlicher Kerl, und so sage ich Dir: ich kann Dich nicht heirathen, am allerwenigsten jetzt, wo ich — aus Gründen, die ich Dir nicht mittheilen kann — gezwungen bin, mir so bald als möglich das reichste Mädchen auszusuchen, das ich finden kann. Ich werde Dich aber immer lieb behalten und wir können ja auch nachher — wir brauchen ja nicht für immer auseinanderzugehen — Du verstehst mich. Was diese peinliche Sache betrifft, so sei gewiß, daß ich alle Verpflichtungen ohne Zögern erfüllen werde, welche mir das Gesetz in diesem Falle auferlegt."

Außer sich erhob Paula die geballte Faust. „Du ... Du ...,“ stammelte sie, aber plötzlich verzerrten sich ihre Züge krampfhaft, Schaum trat vor ihre Lippen und sie stürzte besinnungslos zu Boden. — —

Nun begann für sie eine Zeit der ununterbrochenen Angst und Sorge. Es galt, den Ihrigen den Zustand so lange als möglich zu verbergen, und ihre Bedrängniß lehrte sie instinktiv alle diejenigen Mittel, welche die fürchterliche Erkennung um Tage oder Wochen aufhalten konnten Aber endlich mußte sie doch einmal erfolgen! Was dann? Ihr grauste, sie wagte den Gedanken nicht auszudenken — nur wie ein dunkles, grau in grau gehülltes Bild stand am Ende ihrer Vorstellungsreihen nebelhaft ein Sprung in die Spree ...

Das Auge einer Mutter sieht scharf, zumal in allen Dingen, welche nur das Weib angehen. Längst waren ihr Paulas Seltsamkeiten aufgefallen, sie schöpfte Verdacht; in einer Stunde, da Niemand außer ihnen beiden in der Wohnung war, nahm sie die Tochter vor, redete ihr scharf und lange ins Gewissen und brach all ihren Versuchen auszuweichen die Spitze ab, bis Paula unter hellen Thränen, unter heftigem Schluchzen und Selbstanklagen ihre Schuld und ihr Unglück gestand. In fürchterlicher Verzweiflung flog die Mutter Schmarsow entgegen und theilte ihm in fliegender Hast Alles mit. Schwankenden Schrittes trappte er im Zimmer umher, ergoß sich in einer Fluth brutaler Schimpfwörter gegen Paula, ging

mit erhobenen Fäusten auf sie zu, um sie zu schlagen, und schwor, daß er den Schurken, ihren Verführer, niederhauen und das ganze Räuberneſt in tausend Stücke brechen werde. Die Tochter, sich am Boden wälzend, weinte und heulte und wimmerte um Gnade, die Mutter jammerte und beschwor den Himmel um Hilfe. Der Vater tobte, bis ihm Geifer vor dem Munde stand — nur der sechzehnjährige Wilhelm saß in eine Ecke gedrückt stumm da, den Kopf an die Wand gepreßt und an seinen Nägeln beißend. Er sprach kein Wort, aber in seinem Innern rang es sich plötzlich wie eine Lawine los, ein furchtbares Feuer schien mit einem Schlage in seinem Herzen entzündet zu sein, das seine Brust mit wildem Schmerz durchwühlte. Ihm war's, als bögen seine Rippen sich auseinander, und sein Brustkorb würde größer und weiter, Blutströme schossen mit rasender Geschwindigkeit durch sein Gehirn, ihm schien's, als schlüge ein großer Hammer von innen fortwährend an seine Stirn und triebe sie auf wie eine Metallplatte und schüfe drinnen immer größere und weitere Räume, in welche sofort Blutwellen nachstürzten. Seine Glieder waren ihm wie abgestorben, er fühlte sie nicht, das Leben schien ihm ganz in Brust und Gehirn zusammengedrängt. Hatten die politischen Aufregungen der letzten Zeit schon Lichter in die Seele des Knaben geworfen, die vorher nie darin geglänzt, Gedanken in ihm erregt, die er früher nie zu denken fähig gewesen, so schienen die Schläge dieses Tages

mit einem Male all sein Denken und Empfinden zu zehnfacher Höhe der Entwicklung hinaufzuführen. Er war sich in vollem Umfange der Schmach bewußt, die seine Schwester und durch sie seine Familie erlitten: im tiefsten Unglück hatten sie sich bisher noch immer die Ehre des Hauses voll und rein gewahrt, jetzt war auch diese verloren, kein ehrlicher Kerl würde seiner Schwester mehr die Hand zur Ehe reichen, sie würde auf einer Stufe mit jenen Frauenzimmern stehen, welche beim Abenddunkel auf den Straßen die Männer mit frechen Worten und Blicken belästigten. Der Vater hatte ihr schon den Namen zugerufen, mit dem jene Weiber bezeichnet wurden — so eine war jetzt also seine Schwester! Man würde es bald in seiner Werkstatt wissen, man würde ihn verhöhnen und kränken. Er hatte bis jetzt seinen Tag ruhig dahin gelebt, wie er es gewohnt war, ehrlich, aber ohne über seine und fremde Ehre nachzugrübeln, jetzt kamen ihre Forderungen ihm in den Sinn, und das Bewußtsein wirkte auf ihn wie der Sporn, den der Reiter dem Roß in die Weichen bohrt, daß es sich hoch aufbäumt. Ein unbestimmtes Gefühl erfüllte ihn, als müsse er jetzt etwas thun, etwas Großes, Gewaltiges; Rache schrie es in ihm gegen jenes Haus, welches sich nicht begnügte, die Seinen ins Unglück und Elend zu stürzen, sondern ihnen auch noch ihr letztes, höchstes Besitzthum nahm, die Ehre des Hauses. Jetzt fühlte er seine Muskeln schwellen, unwillkürlich zog es ihn nach der Ecke, in welcher der Hammer

lag, den er aus seiner Werkstatt mitgebracht hatte, ihm war's, als sollte ihm dieser noch zu einem großen Werke dienen, eine innere Stimme schien in ihm zu rufen: Hinaus! Hinaus! Er wußte nicht klar, was er draußen wollte, aber er empfand, daß es ihn schon von selbst an die richtige Stelle treiben, ihm die rechten Worte in den Mund legen würde. So lange war er ein Kind gewesen — jetzt, da angesichts dieser fürchterlichen Schande mit einem Schlage das Gefühl seiner Männlichkeit in ihm aufflammte, drohte es in grimmem Lodern ihn zu verzehren. Ohne ein Wort zu sprechen, griff er nach dem Hammer und der Mütze und stürmte fort, ohne recht zu wissen, wohin und was thun? Aber die Füße trugen ihn nach Goldfelders Bureaux, ohne daß er es ihnen befahl. Dort ertheilte der Thürsteher dem jungen Menschen ziemlich verwundert die Auskunft, der Chef und sein Sohn wären gemeinsam in geschäftlichen Angelegenheiten nach Paris gefahren und kämen erst in vierzehn Tagen wieder. Wilhelms Hand umklammerte fester den Hammer in seiner Hosentasche, seine Lippen bewegten sich murmelnd hin und her, und die Mütze tief in die Stirn gedrückt schob er von dannen. —

Die Verhandlungen der zweiten Instanz nahmen weniger Zeit in Anspruch als die der ersten. Der Vorsitzende des Gerichtshofes war ein Mann von großer Schneidigkeit, er durchschaute sofort die Bestrebungen des Anwalts Goldfelders, die Verhandlungen zu verschleppen, und ein ausgesprochener Feind

solcher Bestrebungen schob er ihnen sogleich einen Riegel vor. Auch diesmal fiel das Urtheil wieder völlig zu Gunsten Schmarsows aus. Als es ihm zugestellt wurde und seine Frau es ihm vorlas, lag er auf der Erde, halb vom Schlaf überwältigt und dumpfe, gurgelnde Töne ausstoßend; der Alkohol hatte sein Denkvermögen völlig gelähmt, nur in besonderen Stunden des Tages war noch mit ihm vernünftig zu reden. Die Tochter saß in der Küche, am kalten Heerde, zwischen umgestürzten Töpfen und weinte den ganzen Tag, die Mutter, die sich auf ihren Beinen kaum mehr fortbewegen konnte, klagte und winselte: „Wie wird das werden?“ Wilhelm rüttelte den Alten am Arm: „Du, Vater, wir haben gewonnen, das Erkenntniß ist da!“ — „Ja, ja,“ grunzte Schmarsow vor sich hin, wälzte sich, einige kothige Worte ausstoßend, auf die andere Seite und schlief ein. Schnell griff der Junge nach dem Erkenntniß, steckte es zu sich und eilte fort. Auf der Treppe begegnete ihm die Zeitungsausträgerin mit den Abendblättern. Schnell faßte er ihren Korb, um nach den Kriegsgerüchten zu sehen, „erlauben Sie — einen Augenblick,“ sagte er und überflog ein Blatt. Zuerst flüchtig, dann immer bedächtiger las er folgende Notiz: „Ein befremdliches Gerücht circulirte heut Mittag an der Börse und durchläuft auch schon die Straßen. Die Bestimmtheit, mit der es auftritt, nöthigt uns auch hier wenigstens vorläufig Notiz von demselben zu nehmen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als die angebliche In=

solvenzerklärung eines unserer bekanntesten Bankhäuser, welches sich namentlich mit der im großen Maßstabe betriebenen Verbreitung überseeischer Werthe in Deutschland beschäftigte. Die gewaltigen unaufhörlichen Coursschwankungen der letzten Wochen sollen dem Hause enorme Verluste gebracht haben. Wir werden sofort eingehende Recherchen nach dieser Richtung anstellen, um eventuell, wie wir hoffen, die völlige Nichtigkeit dieses Geredes darzuthun und das Publikum zu beruhigen."

Wilhelm ahnte Böses, eine dunkle Stimme raunte ihm den wohlbekannten Namen des Bankhauses zu, der hier verschwiegen war. Er stürzte sofort nach dem Goldfelderschen Contor, es war um diese Stunde schon geschlossen. In höchster Spannung erwartete er die Zeitung des nächsten Tages. Da stand's klar und deutlich: „Was unsere gestrige Nachricht über den Fall eines hiesigen bedeutenden Bankhauses betrifft, so sind wir nunmehr in der Lage, über diese Sache authentische Mittheilung zu machen. Es handelt sich um das Goldfeldersche Bankhaus. Die unablässigen Beunruhigungen durch die Kriegsgerüchte der letzten Monate, die unaufhörlichen Coursschwankungen sind schuld an den enormen Verlusten, welche endlich den Fall dieses großen Hauses — und wir fürchten nicht dieses einzigen — herbeigeführt haben. Auch hier zeigte es sich wiederum, daß der schlimmste Feind des Einzelnen wie der Gesammtheit die Ungewißheit ist. Nach langen Zwei-

feln, ob jene kriegerischen Gerüchte auf thatsächlicher Unterlage oder auf bloßen Manövern einer Gegenpartei beruhten, nachdem Alles vergeblich versucht war, diese Zweifel aufzuklären, und die, welche allein hätten sprechen können, sich in erhabenes Stillschweigen hüllten, hatte das Bankhaus sich endlich, dem Drängen der Zeit nachgebend, mit seinen geschäftlichen Parteigenossen zu einer Schwenkung in seiner Operationsrichtung entschlossen. Darauf aber hatten die verbundenen Gegner nur gewartet; jetzt stellte es sich heraus, daß Alles ein schlau verabredetes Spiel war: mit dem Brustton der Ueberzeugung plötzlich die friedlichsten Nachrichten in die Welt lenkend, trieben sie die unnatürlich lange auf beispiellos niedrigem Stande zurückgehaltenen Course plötzlich wie wahnsinnig in die Höhe. Man darf dreist annehmen, daß durch dieses fortgesetzte frivole Spiel ein ansehnlicher Theil des Nationalvermögens vernichtet wurde. Zu einem directen Concurs des Bankhauses dürfte es kaum kommen, der Abschluß einer Einigung ist wahrscheinlich, wenn auch zu einem niedrigen Procentsatz, aber die Feinde des Hauses dürften die Thätigkeit desselben für lange lahm gelegt haben."

Mit fliegender Hast überlas Wilhelm diese Meldung. Er verstand nicht Alles, was sie enthielt, aber so viel sagte ihm sein heller Berliner Verstand doch, daß für die Seinen hier Viel verloren sei, wo nicht Alles. Doch vielleicht war noch etwas zu retten? Auf den Vater war nicht mehr zu rechnen, der lag

schnarchend, im Alkoholrausch in der Ecke auf der Erde. So stülpte er seine Mütze auf und stürzte fort. „Doppelt betrogen, doppelt betrogen," flüsterte eine innere Stimme in ihm. „Aber wartet nur — habt ihr uns schon um unsere Ehre, unser Glück, unser Recht gebracht, so sollt ihr's wahrhaftig noch kosten und empfinden, was ihr an uns gethan!" — Ein seltsames, ununterbrochenes Umherlaufen, Kommen, Gehen, Flüstern herrschte in den Goldfelderschen Bureaux, Alles steckte die Köpfe zusammen, fortwährend öffnete sich die Thür, bald kamen Cassenboten, bald kleine Rentiers, bald größere Geldmänner, ein Depeschenbote löste den anderen ab. Der Chef sei nicht zu sprechen hieß es, ebensowenig sein Sohn. Ein Procurist fertigte Wilhelm ab, er solle sich nur beruhigen, es würde Alles geordnet werden, seine Familie würde Nichts verlieren, und dergleichen leere Redensarten mehr, und dann hieß man ihn, als er sich damit nicht begnügen wollte, ziemlich kurz angebunden das Haus räumen. Mit geballten Fäusten, Thränen im Auge, ging er davon.

11.

Außer sich stürzte Elisabeth in das Speisezimmer, in dem die Familie Goldfelder versammelt war, die Mutter klagend und weinend, Benno niedergeschlagen, der Alte vergeblich versuchend sie zu trösten. Als käme sie um vor innerer Hitze, so riß Elisabeth Hut

und Schleier vom Kopf. „Das ist empörend," rief sie, „das schreit zum Himmel." Hohenthal sei ihr eben auf der Straße begegnet und habe sie nicht einmal gegrüßt, sondern sei auf die andere Seite gegangen. Der Mann, der ihr geschworen hätte, daß er sie liebte! Wenn sie nun dem Vater gefolgt wäre und ihm die Hand gereicht hätte — sie läge jetzt schon mit ihm in der Scheidung. Zwei ihrer Freundinnen, die sie besuchen gewollt, hätten sie nicht vorgelassen. „Was thun wir noch in Berlin?" rief sie, „wir sind hier fertig."

„Wir werden auch verreisen," sagte Goldfelder, „für einige Zeit. Laß gut sein, Kind, das sind Schicksalsschläge, die ertragen werden müssen. In einem Jahre sind wir wieder obenauf, dann wollen wir sie ihre Unverschämtheiten fühlen lassen." Er wollte noch weiter sprechen, aber fortwährend kamen Boten mit Depeschen, ließen sich Menschen anmelden, die Goldfelder dringend zu sprechen wünschten. Mit lautem Seufzer, wie ein Verzweifelter, warf sich endlich der Bankier in den Sessel: „Hinaus, hinaus!" rief er, „ich kann Niemanden empfangen. Sie sollen sich Alle an die Procuristen wenden, ich bin für Niemanden zu sprechen, wer es auch sei. Ach," fuhr er fort mit einem schmerzlichen Blick auf seinen Sohn, „jetzt in dieser schwersten Situation des Lebens Niemanden zu haben, der mit kräftiger Hand zu mir ans Steuer tritt, mir hilft, das Schiff wieder flott zu machen, der mit mir gemeinsam kämpft, mich unterstützt!"

„Du hast mich ja früher nie in Dein Geschäft blicken lassen," sagte Benno achselzuckend, „wie kannst Du jetzt von mir Beistand verlangen?"

„Hattest Du jemals für etwas Anderes Sinn," fragte der Vater, „als kutschiren, Sekt trinken, Dir Maitressen halten, mein Geld verschwenden?"

„Du wolltest ja, daß ich aristokratischen Passionen huldigte, um unserem Hause den nöthigen Glanz, den vornehmen Verkehr zu verschaffen!" —

Goldfelders Zorn wandte sich wider seine Gegner, denen er unterlegen war. „Fluch über jene Gewissenlosen," rief er, „die das Volk ausbeuten, um ihres elenden Geldvortheils willen monatelang die ganze Welt beunruhigen, den Wohlstand des Vaterlandes zerstören!"

Elisabeth lachte gezwungen auf. „Ist die Posse noch nicht zu Ende?" fragte sie höhnisch. „Dir steht es jetzt gut an, über die Schlechtigkeit der Welt zu lamentiren. Was Du bei Dir beklagst, ist doch nur, daß Du es versäumt hast, nicht selbst an Deinen Gegnern gehandelt zu haben wie diese an Dir!"

Die Mutter schlug entsetzt die Hände zusammen und rief: „Kind! Kind! Was für eine Sprache!" Benno sagte: „Du solltest dem Vater nicht jetzt auch noch das Herz schwer machen!" und Goldfelder jammerte mit weinerlicher Sentimentalität: „Gott, Gott! Mein eigen Fleisch und Blut kehrt sich gegen mich in meinem Unglück; womit habe ich das verdient?"

Aber Elisabeth ließ sich dadurch nicht erweichen.

„Nicht Deine Gegner klage an," so fuhr sie leidenschaftlich fort, „die thaten nur, was Du selbst zu gern gethan hättest, wenn sie Dir nicht zuvorgekommen wären. Den Beruf klage an, dem Du Dich hingegeben, dem Du Dein Leben geweiht, jenen Beruf, der Tausende immer nur auf Tausende häufen will, ohne nur den Finger zu ernster, wirklicher Arbeit zu rühren! Für den die einzige Arbeit ist Telegramme aufzugeben und immer neue Listen zu ersinnen, um der harmlosen Ehrlichkeit ihr mit saurem Schweiß erworbenes Metall gegen fliegende Zettel zu entlocken. Deinen Beruf klage an, der wie eine ungeheure Spinne ein Netz zur Aussaugung der Menschheit über die ganze Erde gezogen, der seine ursprüngliche herrliche Aufgabe, Ausgleich im Handel und Wandel der Welt zu schaffen und den Völkern über Stockungen im gegenseitigen Verkehr hinwegzuhelfen, dahin verkehrt, allenthalben Gift und Unkraut und Vernichtung und Corruption auszustreuen, um im Trüben zu fischen. Wie ein Schleier fällt es vor meinen Augen nieder. Alles was Du und Deinesgleichen treiben, ist Lug und Trug — die Paläste, die ihr baut, sind Kartenhäuser, ohne Grundlage, ohne Mauern und Stützen, und Jeder ist unaufhörlich bemüht, die des Andern in die Luft zu blasen, Jeder aber giebt öffentlich für Stein und Eisen aus, wovon er weiß, daß es nur leichtes Papier ist, das keinem Windstoß widersteht. Weh' mir, daß ich selbst es so lange in solchem Kartenhause ausgehalten! Alle eure Berechnungen sind falsch; ihr

sprecht von Gold und habt nur werthloses Papier in der Tasche, und nicht einmal das gehört euch, sondern jenem Plebs, den ihr so sehr verachtet. Noch einmal: auf Lug und Trug ist eure ganze Herrlichkeit gegründet; was ihr verkauft, habt ihr nie besessen, was ihr besitzt, habt ihr nie erworben, was ihr erwerbt, wollt ihr nie behalten, was euch heute reich macht, erniedrigt euch morgen zu Bettlern, worauf heut eure Füße ruhen, schwebt morgen über euren Häuptern, nie wißt ihr, was euch gehört, was Anderen, und wer euch vertraut hat, den habt ihr schon vernichtet.“ Und indeß ihre Augen Feuerpfeile sprühten, stürzte sie zum Zimmer hinaus.

Einem großen Theil der Dienerschaft war gekündigt worden, unter den Entlassenen befand sich auch Martin. Die so plötzlich des Dienstes Enthobenen hatten sich im Zimmer des Portiers versammelt und zogen dort weidlich über die Herrschaft her. Ein „Schwindler“ löste immer den „Gauner“ ab, und Jeder hatte natürlich gewußt, daß es über kurz oder lang ein schlimmes Ende nehmen müsse, und nur nicht geglaubt, daß es schon so bald eintreten würde. Friedrich legte dar, man habe sich von Anfang an zu viel vergeben, indem man überhaupt bei einem Geldprotzen in Dienst getreten sei, der doch immer ein Plebejer bleibe; wer etwas auf sich hielte, dürfte nur Stellung in einem adligen Hause annehmen. Nur Martin fand Worte der Vertheidigung für Goldfelder, er versuchte seinen Collegen begreif-

lich zu machen, daß ein geschäftlicher Sturz ohne jedes eigne Verschulden des Gefallenen erfolgen könne, aber vergeblich, die Andern blieben dabei, eine Stellung bei einem Glücksritter anzunehmen, habe stets etwas Entehrendes. Martin sah, daß er sie nie überzeugen würde, und ging tief bekümmert, indem er sich bei Elisabeth melden ließ. Diese empfing ihn nach längerem Zögern. Als er eintrat, bemerkte er, daß sie schnell Thränen aus den Augenwinkeln wische. Ihr leidenschaftlicher Zorn hatte sich in heißen Schmerz verwandelt, als sie sich nach jener Scene mit ihrem Vater für Stunden allein in ihr Zimmer eingeschlossen.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie ihn ziemlich rauh, „bitte, fassen Sie sich kurz, ich bin beschäftigt.“

„Ich habe nur eine Bitte,“ entgegnete Martin, „Ihr Herr Vater hat mir meine Entlassung geschickt —“

„Ja, unser Hausstand muß wenigstens für die nächste Zeit etwas verringert werden. Es ist um des Scheines willen, den Gläubigern gegenüber.“

„Behalten Sie mich, sorgen Sie dafür, gnädiges Fräulein, daß ich bleiben darf. Ich kann nicht fort, ich fühle es, ich kann nicht, Ketten fesseln mich an dies Haus, die ich nicht zerbrechen kann. Lassen Sie mich bleiben.“

Diese Bitte in diesem Augenblick bewegte Elisabeth sehr, und noch mehr der leise, tiefe Ton, in dem sie ausgesprochen ward. „Es geht nicht,“ sagte sie, und redete ihm vor, um ihn auf die Probe zu stellen,

es würde ihrem Vater nicht mehr möglich sein nur einen Diener zu bezahlen.

„Lassen Sie mich nichtsdestoweniger bleiben," sagte Martin, „bezahlen Sie mir nichts, ich habe mir etwas gespart, ich kann's aushalten, ich bin zufrieden, wenn Sie mir nur geben, was ich für's Leben brauche. Ich will Ihnen Alles besorgen, Sie brauchen keinen Diener außer mir, ich will Ihr Diener sein und jede Verrichtung übernehmen. Ich spüre es, ich kann nicht aus diesem Hause gehen!"

„Und warum denn nicht? Ist nicht ein Dienst wie der andere? Einem tüchtigen Menschen wie Sie bieten sich Stellen genug — gute Stellen. Sie schaden sich selbst, vielleicht aus mißverstandenem Ehrgefühl, denn was sonst —"

„Was sonst? So will ich es Ihnen sagen ... Ich kann mich nicht von dem Hause trennen, in dem Sie leben, ich gehöre zu Ihnen, wie ein Hund zu seinem Herrn, wie ein Theil Ihres Toilettengeräths. Weisen Sie mich nicht fort, Sie haben Niemanden, der mit größerer Treue und Verehrung an Ihnen hängt. Ich will den ganzen Tag nur für Sie arbeiten."

Elisabeth wollte etwas erwidern, aber ein nervöser Schluchzanfall erstickte ihre Stimme, sie sank auf das Sopha und weinte heftig. Dann, nachdem sie sich ein wenig erholt, reichte sie ihm ihre Hand, die er lange küßte und drückte, und sagte: „Sie meinen es gut, Martin, aber ich glaube, Sie täuschen sich!

Sie halten uns vielleicht für Bettler, und haben Mitleid mit mir. Dem ist nicht so. Wenn ein Haus fällt, wie es das unsere war, so stellt der Schutthaufen, den es dann bildet, noch immer einen höheren Werth dar, als so manches gute, ehrliche Mittelgebäude in unversehrtem Zustand. Wir werden sehr wohl zu leben haben, so viel bleibt bei jedem derartigen Fall, und in ein paar Jahren sind wir, wenn uns das Glück hold ist, wieder unter den Ersten!"

Martin ließ den Kopf sinken, die Nachricht betrübte ihn, so hatte er sich die Sachlage nicht gedacht. „O, o," sagte er, „ehrlich gesprochen, das thut mir leid. Es erschien mir als ein Glück, Ihnen in Ihrer Noth beistehen zu dürfen — nur Ihnen allein, was sind mir denn die Ihren? Ich hätte so gern den ganzen Tag für Sie gearbeitet — ich hatte mir das schon so schön ausgemalt —"

Außer sich sprang Elisabeth auf. „Aber um Gottes Willen, Martin," rief sie, „wie kommen Sie denn dazu?" Martin zuckte die Achseln und schwieg. „So viel Hingebung, so viel Treue," fuhr sie fort, „bei einem Manne Ihres Standes — mir gegenüber, die Ihnen manche unangenehme Stunde bereitet, um welche ich Sie noch um Verzeihung zu bitten habe!"

„Verzeihung! unangenehme Stunden!" fuhr Martin auf. „Das wäre! Jeder Augenblick, den ich in Ihrer Nähe verweilen durfte, war mir himm-

lisches Glück, auch das rauheste Wort aus Ihrem Munde Musik. Und ich Narr hatte es mir schon so schön ausgemalt — Sie unglücklich, verlassen, und ich für Sie arbeitend, Sie aufrecht erhaltend — ich hätte mich Ihnen nähern dürfen, hätte wagen dürfen, Hoffnungen zu hegen — ja, ja, Sie haben nun gehört, was mich bewegt, Sie haben mir die Augen geöffnet über Ihre wahre Lage, Sie stehen noch immer bergeshoch über mir — jetzt freilich muß ich Ihr Haus verlassen!"

„Bleiben Sie! bleiben Sie!" rief Elisabeth, die Arme vorstreckend. Ihre Augen schwammen in Thränen, alle ihre Nerven erbebten, Blutwellen strömten nach ihren Wangen, ihrem Gehirn, ihr Athem ging laut. Er liebte sie, das verrieth der Sinn seiner Worte, der Ton seiner Stimme, er liebte sie, und hatte geduldig die Schmach ertragen, die sie ihm einst angethan, hatte seine Liebe gewaltsam hinabgedrückt in die tiefsten Schächte seiner Brust, und das Märtyrerthum auf sich genommen, so Monate lang auszuharren neben ihr, in scheinbar nimmer endender Hoffnungslosigkeit, ohne seine gewaltige Leidenschaft mit einem Hauche zu verrathen, nur beglückt durch den Gedanken, in ihrer Nähe zu weilen. Das war die echte, selbstlose, große Leidenschaft, die Liebe, mit der geliebt zu werden sie sich so heiß und verzehrend gesehnt hatte! Und er offenbarte sie in dem Augenblick, da er sie elend und unglücklich glaubte — und weshalb? Um sie zu retten, um ihr wie ein Knecht

sein Leben zu weihen — an demselben Tage, da der sie verleugnete, der einst um ihre Hand geworben und nicht eindringlich genug sie von seiner Leidenschaft zu überzeugen sich bemüht hatte. Und da er vernahm, daß sie seiner Hilfe nicht bedürfe, zwang er auch seine Wünsche wieder hinab und wollte sich still entfernen. So hatte er gehandelt — der Plebejer! „Martin!" rief sie, ein heftiger Schauer durchschüttelte sie vom Kopf bis zu den Füßen, ihr Herz schien sich ihr umzuwenden, ein Nebelmeer wogte vor ihren Augen, und mit ausgebreiteten Armen stürzte sie an seine Brust. Er hielt sie in seinen Armen, in seinem Kopf ging es umher wie ein Kreisel, ihm war's, als strömte etwas mächtig und rauschend zu seinen Ohren hinaus, er preßte seinen Mund an den ihren, und unaufhaltsam, wie zwei gewaltige, reißende Ströme, die sich einander nähern, schossen die lange zurückgehaltenen Wogen der Leidenschaft zusammen.

Sie sahen nichts mehr, sie hörten nichts mehr, sie waren blind, taub, stumm, nur kurze, leise stöhnende Seufzer rauschten in die eintönige Melodie ihrer Küsse hinein, sie hielten sich fest aneinander gedrückt, daß kaum die Atome der Luft sich zwischen ihnen hindurchwinden konnten, und Lippe schien fest an Lippe genäht zu sein, bis Elisabeth plötzlich die Augen schließend die Arme sinken ließ und wie todt in einen Sessel zurückfiel, zu dessen Füßen Martin in stummer Seligkeit niederkniete. Plötzlich aber erhob sich Elisabeth wieder in mächtiger Erregung, und mit

dem Tone höchster Begeisterung sprach sie: „Wären wir jetzt in Amerika — wir brauchten nach keinem Vorurtheil, nach keinem gesellschaftlichen Zwange zu fragen, wir könnten einander für immer zu eigen werden. Hast Du den Muth, nicht nur mir Deine Liebe zu gestehen, nein, auch mich Dir zu erringen durch einen kühnen Entschluß?“

„Dich mir erringen? Welch schwindelnde Hoffnung erweckst Du in mir? Wie wäre das möglich?“

„Laß uns fliehen!“ — Er trat einen Schritt zurück, seine Miene wurde ernst, seine Stirn runzelte sich. Sie aber wiederholte: „Laß uns fliehen, fort, nach Amerika!“ Nachdem ihr Stolz, ihr Selbstbewußtsein einmal gebrochen, nachdem sie ihre Liebe dem Licht des Tages preis gegeben, ging sie als echtes Weib sogleich auch bis zu den äußersten Consequenzen derselben vor, gab es für sie keinen Halt, keine Hindernisse mehr.

„Du vergissest,“ sagte Martin, „daß ein Kind zu seinem Vater gehört, in sein Haus, namentlich in Tagen des Unglücks. Es wäre feig, jetzt Deinen Vater zu verlassen.“

„Da irrst Du,“ erwiderte Elisabeth, „nichts bindet mich an meinen Vater, an die Meinen! War ich für ihn jemals etwas anderes, als ein Mittel für seine Zwecke, ein Speculationspapier wie seine Creditactien? Durch mich wollte er seine Stellung in den aristokratischen Kreisen befestigen. Gut, ich habe bei ihm ausgehalten, so lange noch die geringste Aussicht

war, diesen Plan durchzubringen. Jetzt aber — wollte ich mich ihm zum Opfer bringen — es wäre umsonst. Wer wird mich jetzt noch aus jenen Ständen heirathen? Ich bin nicht blind, ich kenne diese Welt" (sie zuckte verächtlich mit den Lippen) „um meiner schlanken Taille willen wird mich wahrhaftig kein Gardeoffizier zur Frau nehmen. Jetzt gehöre ich wieder mir selbst, ja Gott sei Dank, jetzt hab' ich wieder mein freies Recht über mich selbst."

Doch Martin zauderte noch immer zuzugreifen nach dem Apfel des Glücks, den man ihm so nahe unter seine Augen hielt.

Elisabeth fuhr fort: „Von Kindheit an habe ich es mir in verlorenen Stunden der Träumerei, ermüdet von dem gedankenlosen Wohlleben in unserem Hause, als höchstes Glück ausgemalt, in Amerika zu leben, in dem Lande, da Jeder nur das gilt, was er werth ist, an der Seite eines geliebten Gatten, eines Farmers im Urwald oder Handwerkers, und mir und ihm ein bescheidenes Glück aus eigner Kraft in gemeinsamer Arbeit zu schaffen. Glaube mir, das Bewußtsein hat oft tödtlich bitter an mir genagt, die höchsten Glücksgüter zu genießen ohne nur den Finger geregt zu haben, sie mir selbst zu verschaffen. Wie oft bäumte sich mein Stolz dagegen auf, so Alles, Alles aus der Hand meines Vaters zu nehmen, wie ein Vögelchen die Körnchen aufpickt, die ihm seine Herrin reicht. Ja, lache nur über mich, ich bin nun einmal so. Dieser Schlag des Schicksals

ist mir eine Befreiung gewesen. Und an Dich glaube ich, an Deine Kraft, Deine Zukunft — auf ein Feld gestellt, das Deiner Schaffenskraft freie Bahn eröffnet, auf dem Dich die Fesseln unserer veralteten gesellschaftlichen Vorurtheile nicht nach allen Seiten einengen, wirst Du mit Deinem Ernst, Deiner unbeugsamen Willenskraft, Deinem echten natürlichen Gefühl für alles Gute und Große schnell Dein Glück erringen. Komm, laß uns fliehen! Nichts bindet Dich und mich mehr an diese jämmerliche, verhaßte, alte Welt, in der nicht das Herz, nicht die angeborne Kraft, nicht der gesunde Sinn und die starke, reine Leidenschaft den Aristokraten vom Plebejer unterscheidet, sondern der Zufall der Geburt, der straffe Geldbeutel oder der wirre, unverdaute Haufen mühselig zusammengeklaubter werthloser Kenntnisse. Auf, fort von hier!"

Noch immer konnte Martin sich nicht entschließen ihr nachzugeben und dem Vater die Tochter zu entführen, immer wieder führte er ihr vor Augen, daß es ihre Pflicht sei, gerade jetzt bei den Ihren auszuharren und ihnen das schwere Loos zu erleichtern, doch stets wiederholte ihm Elisabeth, daß ihr das fernere Leben im Hause des Vaters eine Hölle sein würde, daß sie genug gethan, so lange auszuharren, und nun auch ein Recht habe, an sich selbst zu denken. Martin wollte wenigstens noch einmal mit ihrem Vater reden, er wollte ihm klar legen, daß sie jetzt Beide beinah auf einer Stufe ständen, aber Elisabeth

unterbrach ihn mit bitterem Lachen. Sie spottete über seine Illusionen und sagte ihm, daß herbe Schicksalsschläge einen Mann in den Jahren ihres Vaters nur noch härter machten, noch eingebildeter, verbitterter. Und endlich war Martins Widerstand besiegt und der Plan der gemeinsamen Abreise gefaßt und vor Glück fast weinend sank er in ihre Arme. „Aber sprich," fragte er, „hast Du mich denn auch immer geliebt?"

„Immer!"

„Von Anfang an?"

„Von Anfang an."

„Und doch hast Du es über Dich gewonnen, mich zu beschimpfen, mich zu schlagen?"

„Du Thor, schweige doch davon! Weißt Du es denn nicht? Wen die Frau lieb hat, den züchtigt sie!" —

12.

In der Familie Schmarsow war jetzt Wilhelm der einzige, der den Kopf oben behielt. Indeß der Vater sich trunken auf den Fetzen seines Lagers wälzte, und die Frauen jammerten, ging er zum Rechtsanwalt, ließ sich von ihm über die Bestimmungen des Gesetzes aufklären und besprach mit ihm, was geschehen könnte, um wenigstens noch einen Theil des ihnen zustehenden Geldes zu retten. Er entführte dem Vater heimlich die Fuselpulle und zerschlug sie, er

warnte die Schankwirthe der Nachbarschaft, ihm keinen Tropfen mehr zu geben, und prügelte die halbwüchsigen Burschen der Straße kräftig durch, die sich einen Spaß daraus bereiteten, den Alten erst trunken zu machen und dann zu verhöhnen. Er wich nicht von der Seite des Vaters, wandte alle möglichen Mittel an, ihn wieder auf den Weg der Vernunft zurückzubringen, er begleitete ihn, so weit es seine Zeit erlaubte, auf seinen Ausgängen, er redete ihm mit Ernst und Eindringlichkeit zu, von seinem Laster abzulassen, und das Leben wieder nüchtern und thatkräftig zu erfassen, um den völlig heruntergekommenen Hausstand emporzubringen. Die Mutter tröstete er, es würde Alles schon wieder gut werden, sie würde gesunden, der Vater und er würden arbeiten — und die Schwester würdigte er auch nicht eines Blickes, sie war für ihn nicht mehr auf der Welt. Während dessen aber lauerte er auf eine Gelegenheit, mit einem der Goldfelders zusammenzutreffen, um ihnen heimzuzahlen für das Elend und die Schande, die sie über sein Haus gebracht. Zu ihnen zu dringen erschien unmöglich, trotz mehrmaliger Versuche ward er nie vorgelassen — es schien, als ahnten jene böses und hätten ihre Vorkehrungen getroffen.

Eines Nachmittags gingen Schmarsow und Wilhelm im Thiergarten spazieren. Nach vielen Mühen hatte der Sohn den Vater dazu bewogen; er wollte ihn wieder einmal in Gottes freie Natur führen, in jenes herrliche Stück Welt, das sich zwischen dem

Brandenburger Thor und Charlottenburg ausbreitet — vielleicht kam in dieser herrlichen, reinen Luft, in diesem hohen grünen Dom der Natur, in dieser heiligen friedlichen Ruhe, in der selbst dem Gefühllosesten das Herz aufgehen muß, auch über ihn ein besserer Geist. Er hielt sich immer in den Gängen auf, welche mit der Thiergartenstraße gleichlinig laufen, zumal in der Nähe der Hofjägerallee, denn stets hegte er die geheime Hoffnung im Herzen, hier einmal einem der Goldfelders zu begegnen und denselben gründlich zur Rede zu stellen. Und wahrhaftig, seine Hoffnung sollte nicht zu schanden werden. Eben bogen sie in einen jener engen, schmalen Waldpfade ein, welche gewöhnlich so verloren und einsam daliegen, wo die Sträucher und Bäume auf beiden Seiten sich über den Häuptern der Wandelnden berühren und nur von Zeit zu Zeit eine Ratte oder ein Eichhörnchen über den Weg raschelt. Da standen wie mit einem Zauberschlag die beiden Goldfelders vor ihnen. Auch die Letzteren hatten sie nicht bemerkt, mit gesenkten Köpfen und gerunzelten Stirnen waren sie langsamen Schrittes in tiefem, besorgtem Gespräch einhergeschritten. In Wilhelms Wangen, in seinem Gehirn stieg plötzlich eine flammende Gluth auf: die leichtfertigen Zerstörer des Glücks seines Hauses, die Veranlasser all seines häuslichen Elends, der Verführer seiner Schwester, sie standen hier vor ihm — und kein Mensch, kein Zeuge im weiten Umkreise! Eine rasende Wuth kam über ihn, gelbe und grüne Flecke

tanzten vor seinen Augen, sein Kopf schien ihm zu bersten, in den Händen zuckte es ihm krampfhaft. „Rache! Rache!“ tobte es in ihm mit unwiderstehlicher Gewalt. Alles war für sie verloren, keine Hoffnung, auch nur den geringsten Ersatz zu erhalten für den Jammer und den Schaden, den ihnen Jener Uebermuth zugefügt, welche sich feig zurückziehen wollten; Alles, was sie Kostbares besaßen, war ihnen durch Jene geraubt worden — und nun sollten sie nicht einmal die winzige Genugthuung erhalten, sich selbst Vergeltung verschafft zu haben an den Elenden für all das, was sie erlitten? Eine magere, ungenügende Vergeltung, aber immerhin eine Rache doch, eine Strafe! Vermochte sie das Gesetz schon nicht zu fassen, so wollte er wenigstens der Rächer seines Glücks und der Ehre seines Hauses sein. Eine sinnlose, Alles verzehrende, alle Vorstellungen von Recht und Unrecht auslöschende Wuth ergriff ihn. „Wartet Schurken!“ schrie er, und rief dem Vater zu: „Auf den Alten! Auf den Alten!“ Er selbst stürzte sich auf Benno, packte ihn an der Gurgel, warf ihn — die Wuth verlieh ihm Riesenkräfte — mit einem Stoß auf den Rücken, kniete auf ihm und bearbeitete ihn in rasender, blinder Wuth, mit der geballten Faust, ohne aufzuhören, ohne zu sehen, wohin er traf, nur immer darauf losschlagend, ins Antlitz, auf die Brust, riß ihm die Kleider vom Leibe und würgte ihn, daß ihm der Athem verging. Und in gleicher Weise verfuhr Schmarsow mit dem alten Goldfelder;

rücksichtslos, brutal, kühlten sie ihren Zorn in dieser lang ersehnten Stunde. Die Angegriffenen waren so überrascht durch diesen plötzlichen Ueberfall, daß ihnen im Anfang die Hände wie gefesselt, der Mund wie versiegelt blieben. Erst später gelangten sie zur Besinnung und versuchten die Angreifer von sich abzuschütteln und um Hilfe zu rufen. Und nun begann ein neuer erbitterter Kampf, die letztern bemühten sich, den Andern den Mund zu verschließen und gleichzeitig in der Züchtigung fortzufahren, indeß jene sich mit aller Kraft zu wehren versuchten. Aber die Unerbittlichen ließen in ihrer entfesselten Wuth nicht nach, bis jenen die Kräfte versagten und sie nur schwache Wimmerlaute ausstoßend halb todt da lagen. Da kehrte den Schmarsows auch die Besinnung zurück, sie ließen nach, erhoben sich, versetzten jenen noch ein paar Fußtritte, ließen sie dann auf dem Wege liegen und entfernten sich, einander unterwegs zu der Vollziehung der lang aufgeschobenen Rache Glück wünschend. Aber kaum waren sie zu Hause angelangt, so wich das Gefühl der Befriedigung dem der fürchterlichen Besorgniß. Man mußte die Verletzten bald aufgefunden haben, sie würden sicherlich nach ihrem Fortgehen laut um Beistand rufen, sie würden der Polizei Anzeige machen — wer weiß, welch schwere Verletzungen sie bei der Begegnung erlitten hatten! Eine Zelle in Moabit, das war's, was ihnen ohne Zweifel für die Zukunft winkte. Sie bereuten nicht was sie gethan, es hatte geschehen müssen, auf irgend

eine Weise hatten sie sich Vergeltung holen müssen, denn sie waren zu schwer gekränkt worden — aber nun sollten sie auch noch ins Gefängniß wandern, den Gipfel ihres Unglücks ersteigen, die Ihren indessen vollständig zu Grunde gehen lassen, und Alles um jener beiden Buben willen, die tausendmal schlechter als sie, doch durch die Gesetze nicht zu fassen waren und für all ihre Schurkenstreiche und das Elend, das sie über die Welt gebracht, mit ein paar Faustschlägen davon kommen sollten? War das gerecht, sittlich gerecht, war das ein Staat, in dem sich noch ferner zu leben lohnte — ein Staat, der unfähig war, ihnen in der gerechtesten Sache zu verschaffen, was ihnen zukam? Der Ingenieur, der im vorigen Jahre auf einem Flur mit ihnen gewohnt hatte, und dem es hier so schlecht ging, daß er oft des Abends sich hungrig zu Bett legen mußte, derselbe war jetzt in Amerika und schrieb, daß er sich glänzend stehe. Sie wollten auch hinüber, von Hamburg aus wollten sie sich hinüber arbeiten — wie viele Hunderte thaten das? Drüben würde ihnen ihr Freund, der Ingenieur, schon mit Rath zur Seite gehen, sie würden sich redlich durcharbeiten, und in der nüchternen Luft jenes Landes würde Schmarsow, so hoffte Wilhelm, auch wieder zu einem tüchtigen Manne werden. Sie waren beide kräftig und hatten zu arbeiten gelernt. Und die Frauen? Sie würden sich jeden Cent zusammensparen, bis sie so viel hätten, dieselben nachkommen zu lassen. Und inzwischen — inzwischen mochte die Gemeinde, die

Armenverwaltung für sie sorgen, schlimmer als in der jetzigen aussichtslosen Lage konnte es ihnen keinesfalls ergehen. So wurde die Fahrt nach Amerika beschlossen.

13.

— — — — — — — — — — — — —

Jahre waren vergangen. — —

Auf dem Hamburger Bahnhof kam wie gewohnt rauchend und pustend der Zug an. Unter den Fahrgästen, die ihn verließen, befand sich auch ein junger, kräftiger Mann, dem der volle braune Knebelbart ganz prächtig stand. Der groß carrirte Anzug, der breite, ein wenig zurückgeschobene Hut, die kurze Shagpfeife im Munde, die freien, schlenkernden Bewegungen ließen ihn als einen Ausländer erscheinen. Langsam, mit der gleichmüthigsten Miene, schlenderte er durch das Gewühl der Ankommenden und Erwartenden, der Kofferträger und Beamten, bestieg draußen eine offene Droschke erster Classe und ließ sich nach der Klosterstraße fahren, indeß er behaglich beide Beine auf den Rücksitz streckte. Der Wagen rollte durch die langen, menschendurchwogten, wagenerfüllten Straßen, und der Fahrgast blickte aufmerksam auf das belebte Treiben um ihn. „Wahrhaftig, eine große Stadt, gar nicht zu leugnen," sprach er langsam vor sich hin.

Der Ankömmling war Wilhelm, und während er so dahinfuhr, glitten ihm die Bilder seines

ganzen Lebens während dieser letzten Jahre durch den Sinn.

Nach langem, furchtbar schwerem Ringen war es ihm endlich gelungen, sich im Westen Amerikas eine Existenz zu schaffen. Im Osten, in New-York und dessen Nähe, wäre jeder Versuch vergeblich gewesen, das sah er bald ein, hier war die Ueberfüllung aller Berufe, der Kampf ums Dasein noch weit schrecklicher und aussichtsloser als daheim. So hatten auf sein Drängen Vater und Sohn bald den Stab weiter gesetzt und sich vermittelst eines Free-ticket um das andere endlich bis nach Californien gerollt. Auch hier war der Kampf mit dem Leben Monate lang ein aussichtsloser gewesen — Pedlar, Zeitungsverkäufer, Kellner, Goldwäscher, Stiefelputzer — sie hatten alle diese Aufenthalte auf ihren Fahrten durchgemacht, und die Anstrengungen und Wechselfälle, die Entbehrungen und Sorgen hatte der alte Schmarsow nicht mehr die Kraft zu bestehen gehabt, er war im Kampf ums Dasein unterlegen. Wilhelm stand ganz allein; anfangs geneigt, sich stummer Verzweiflung hinzugeben, ward er doch bald von der Noth mächtig geschüttelt und gefaßt, er raffte sich zusammen und stieg, jede Glückswendung schlau benutzend, bald kräftig empor. Er fand in seinem Berufe Beschäftigung, sein Meister interessirte sich für ihn, er verlobte sich mit der Tochter desselben und sollte sie zum Herbst heirathen. Er hatte sich entschlossen, nun endgiltig in Amerika zu bleiben und war Bürger des Frei-

staats geworden. Und jetzt durfte er auch seine Beziehungen zur Heimath wieder aufnehmen — sie waren im Laufe der Jahre fast völlig eingeschlafen. Im Anfang, als er noch auf baldige Erfolge hoffte, hatte er öfter geschrieben; aber wozu die Seinen immer wieder mit Klagen quälen? Er hatte beschlossen, nicht eher wieder etwas von sich verlauten zu lassen, als bis er, völlig auf eignen Füßen stehend, für seine Angehörigen kräftig und wirksam würde sorgen können. Dies war jetzt endlich der Fall — er wies Mutter und Schwester die Billete zur Ueberfahrt an, aber die Beiden kamen nicht, und nie erfolgte eine Zeile der Antwort. Da beschloß er, ganz Amerikaner geworden, denn kurzerhand hinüberzureisen, nach dem Rechten zu sehen und die Seinen mitzubringen, und sein Schwiegervater billigte diesen Plan durchaus.

Inzwischen war der Wagen an der Ecke der Klosterstraße angelangt, im langsamen Trab einer Berliner Droschke und den Fahrgast bei jeder Straßenbiegung mit der Gefahr des Hinausschleuderns bedrohend. Unterwegs war das Pferd nur zweimal gestürzt, nur einmal mit einem Pferdebahnwagen zusammengestoßen, und eine alte Frau, die fast schon zwischen den Rädern war, kam sogar mit dem bloßen Schrecken davon. Jetzt bemerkte Wilhelm große ausgedehnte Bauzäune, eine Menge zur Hälfte niedergerissener alte Baulichkeiten und zwischen denselben prächtige, mit Kuppeln und Thürmen geschmückte

Wohn- und Geschäftspaläste emporwachsen, theils beinah vollendet, theils erst begonnen, und Gerüste, Maststangen, Verschläge, Bauhütten, Schutt- und Ziegelhaufen allenthalben. Und je weiter er in die Klosterstraße hineingelangte, desto größere Ausdehnung nahmen diese Spuren einer werdenden und einer vergehenden Stadt an. Er kannte doch jedes Haus hier in dieser Gegend, in der er fast seine ganze Jugend verlebt hatte — wo waren sie hin? Kaum eine Spur mehr davon zu entdecken. Erregt sprang er vom Sitze empor und alles Amerikanische vergessend, fragte er lebhaft den Kutscher im unverfälschtesten Berlinisch seiner Jugend: „Nanu, wat is denn hier los?" Der Kutscher erklärte ihm, diese ganzen engen, winkligen, alten Stadtviertel würden niedergerissen, um neuen Prachtstraßen und Prachtbauten Platz zu machen. Er ließ halten, stieg aus, und besichtigte zu Fuß die weite Stätte. Langsam prüfend vorwärts gehend, kam er bald an den Platz, wo einst das Haus gestanden, in dem er mit den Seinen gewohnt. Noch ragte die Vordermauer bis zur Höhe des ersten Stockes in die Luft, grau und schmutzig vor Alter. Durch die halbzerschlagenen Fensterscheiben blickte er auf weite Schutttrümmer, auf freie Wände, Balkenlagen und Sparren, in denen Arbeiter hingen und die Spitzhacke in der Hand einen Ziegel vom andern lösten. Jeder fiel durch eine lange Rinne mit dumpfem Gepolter zu Boden, und bei jedem Poltern war's ihm, als würde ein Theil seines Herzens, seiner schönsten Er-

innerungen, seines heiligsten Besitzes in einer großen Pulvermühle zu Brei zerstampft. Er fühlte, wie sich da drinnen, in seiner linken Brust, etwas krampfhaft zusammenzog. Das Nebenhaus war noch unversehrt — ein paar Kinder spielten vor der Thür desselben, Wilhelm rief sie heran und fragte, was aus den Miethern dieser Häuser geworden sei.

„Verzogen sind sie, wat denn sonst," antwortete der Junge.

„Weißt Du nicht, wo Frau Schmarsow jetzt wohnt?" fragte er.

„Frau Schmarsow — die ist ja schon längst todt."

Vor Wilhelms Augen stieg langsam ein dichter, schwärzlicher Nebel hernieder. „Und ihre Tochter?"

Der Junge zuckte mit den Achseln. „Weeß ick nich."

Wilhelm blieb einen Augenblick stehen und blickte düster zu Boden. Er biß sich auf seine Lippen, seine Brust hob und senkte sich weit, er war ganz bleich. Endlich lüpfte er den Hut, strich mit der Hand durch die Haare, zuckte die Achseln, fuhr sich über die Augen und wandte dann langsam seinen Schritt zurück. Er nahm eine Droschke und fuhr nach dem Meldeamt, um die Adresse seiner Schwester zu erfahren, doch das Amt war schon geschlossen — er sollte am nächsten Tage kommen. Rathlos, die Hände in den Hosentaschen, stand er einen Augenblick vor der Hausthür. Plötzlich warf er den Kopf zurück, ein Gedanke durchzuckte ihn und trieb ihm das Blut ins Gesicht. Er ließ sich hinaus nach dem Westen fahren, in die

Gegend, in welcher damals Goldfelders wohnten. Der Portier, mit dem er sich in ein Gespräch einließ, theilte ihm mit, daß die Villa jetzt einem Maler gehöre, der hier auch sein Atelier habe, die früheren Besitzer befänden sich jetzt in London. Die Tochter, so erzählte der geschwätzige Weißkopf in seinem nuschelnden Berliner Tonfall weiter, sei mit dem Kutscher durchgegangen, Niemand wüßte wo sie sich befänden. Wilhelm lächelte, er wußte zufällig recht gut, daß Martin mit seiner jungen Frau als Inhaber eines großen Fuhrgeschäfts in Cincinnati glücklich und froh lebe, aber er hütete sich es zu sagen. Kurz grüßend wendete er sich zum Fortgehen. Er durchirrte den Thiergarten. Der Abend senkte sich hernieder, leise rauschte es in den Wipfeln der Bäume, das Laub ward dunkler und dunkler, bis es schließlich in unförmliche, schwarze Massen zusammenfloß, die Erde strömte einen frischen, feuchten Geruch aus, der die Spannung löste, die über seinem Gehirn lag. In den Bäumen zwitscherte ab und zu ein Vogel, vereinzelte Spaziergänger kamen vorüber, und schwach leuchtete der Marmor der Statuen durch die Alles in einen weiten faltigen Mantel einhüllende Nacht. Die Bänke, an denen er vorüberkam, waren mit liebenden Pärchen besetzt, die einander eng umschlungen hielten. Und nur er war so allein und verlassen in der großen Stadt, in seiner Heimath, keiner seiner Lieben schien mehr für ihn erreichbar — todt, verschollen war Alles, sogar seine Feinde. Endlich fand

er eine leere Bank. Er nahm Platz und starrte lange in die schweigende Nacht, die ihre nebligen Schleier rings um ihn zog und ballte. Nur ganz leise drangen von Kroll verlorene Töne sanfter Musik herüber, und von Zeit zu Zeit schlich die dunkle Gestalt eines verspäteten Spaziergängers vorbei, sonst allenthalben Stille, Oede, Einsamkeit, schier wie im Urwald. Er senkte das Haupt und fühlte eine Thräne über seine Wange rinnen. Niemand, in seiner ganzen, riesigen Heimathstadt, auf diesem weiten Continente Niemand, der in dieser Stunde seiner gedachte! Die Einzige, die noch leben mochte, seine Schwester — wo weilte sie, wie ging es ihr? Die jetzt an ihn dachten, vielleicht von ihm sprachen, waren durch weite Meere von ihm getrennt! Bah, er richtete sich schnell auf — er wurde noch sentimental, er war doch noch nicht ganz zum Amerikaner geworden, das alte, deutsche Blut steckte doch noch in ihm. Er erhob sich und schlug den Weg nach der Friedrichstadt ein. Er ging die großen, breiten Straßen auf und nieder und freute sich des reichbewegten, lauten Abendlebens, das ihn zerstreute. Ein brennender Durst stieg in seiner Kehle auf, der ihn zu dörren und zu quälen drohte. Er hatte seit seiner Ankunft nichts zu sich genommen. Da er gerade an den hellerleuchteten Fenstern des Café National vorüberging, so trat er für einen Augenblick ein und bestellte sich einen Sherrycobbler. Er hatte im Augenblick des Eintretens nicht daran gedacht, welche Gesellschaft hier

versammelt war. Freche Scherze, die an sein Ohr drangen, dreistes Lachen, Rollen der Fächer machte ihn bald aufmerksam. Mit Lächeln zuerst, dann mit Widerwillen und Ekel ließ er seinen Blick über die geschminkten, unverschämten Weiber schweifen, die sich aufdringlich und ohne jede Spur von Anmuth hier ihre Liebhaber suchten. Ihn widerte das Bild an, er bezahlte schnell und ging. Da ... beim Hinausgehen ... er fühlte beinahe, wie sein Herz stehen blieb ... die üppige, aufgeschwemmte Blondine, dick geschminkt, mit dieser Stumpfnase, diesen Augen, wie ähnelte sie in einzelnen Zügen seiner Schwester! Sie saß in einem Kreise von jungen Lebemännern und war der Frechesten eine, lachte über die kothigen Witze, die jene zum Besten gaben, und suchte sie durch noch gemeinere Redensarten zu überbieten. Nein, nein, unmöglich, das konnte seine Schwester nicht sein, so tief konnte sie nicht sinken! Und doch, und doch, es war ihre Stimme — ihr helles Lachen, nur häßlicher, verzerrter — schon wollte er näher treten um sich zu überzeugen ... aber, nein, nein — es trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Thür hinaus — er wollte nichts wissen, er wollte nicht nachforschen, nicht sich und den todten Eltern diesen Schmerz bereiten. War sie es, so mochte ihr Gott verzeihen, er wollte nicht mehr an sie denken, er schritt mit großen Tritten gerade aus.

Unwillkürlich führte ihn sein Weg nach der Klosterstraße. Da stand er wieder und sicher zum

letzten Male, vor der Stätte, die ihm so lieb und theuer war, in der ganzen Gegend, an die sich tausend seiner süßesten Erinnerungen knüpften. Hier hatte er gespielt, gelernt, hier hatte er mit Lieschen Schneider seinen ersten kleinen Roman erlebt, dem des Nachbars Meterstab ein so schnelles Ende bereitete, hier gedarbt, hier war aus dem Kinde ein Jüngling erwachsen! In dieser ganzen Gegend kannte er jeden Stein, jeden Ziegel, die Ecken und Geheimnisse jedes Hofes, die Schleichwege, die dunklen Gänge und Flure, die sich hier in diesem ältesten, engsten Theile Berlins noch so lange erhalten hatten: er würde sie jetzt alle noch wieder aufgefunden haben, wäre nicht der Geist der Zeit erbarmungslos über dieselben zerstörend hinweggeschritten. Wo einst so viel Familienglück und Noth, Standhaftigkeit und Verbrechen gehaust hatten, in den engen Dachwohnungen, den dumpfen Kellern der Kloster-, der Papenstraße und der Königsmauer — da breitete sich jetzt ein wüstes, ungeheueres Trümmerfeld aus, eine ganze der Vernichtung geweihte Stadt, deren Räume das gelbliche Licht des Mondes mit geisterhafter Halbhelle übergoß. Allenthalben, so weit der Blick reichte, Schutthaufen, vielhundertjähriges Mauerwerk, halb zerstörte Mauern, blinde, hohle Fenster, hängende, mit schmutzigen Tapetenfetzen bekleidete Wände, offene Kellerwölbungen, Alles in denselben gelblichen Ton gehüllt, von einer feinen durchleuchteten Staubwolke überlagert, von tiefen, nächtlichen Schatten unterbrochen, dies Alles

die Reste einer mehrhundertjährigen Vergangenheit, der Heimstätten einer zahlreichen Bevölkerung, die jetzt vielleicht in die entlegensten Quartiere der Stadt auseinander geflogen war. Nicht mehr die leiseste Erinnerung an das, was einst hier geschehen, hier getrieben worden! Ihn überlief ein leises Frösteln, trotz der warmen Sommernacht; plötzlich durchzuckte es ihn, er sank auf den Stufen nieder, welche zur Hausthür führten, barg den Kopf in den Händen, und warme Thränen rannen über seine Wangen. Lange Zeit blieb er so. Dann blickte er auf und schaute um sich. Und siehe, ganz drüben, nach der Königstraße zu, stiegen schlanke Mastbäume, mächtige Gerüste empor, und kräftige, breite, rohe Mauern, hochgezogene Wände hoben sich im Mondlicht von dem nächtlichen Dunkel ab, Thürme und Erker rundeten sich — und vom Ende der Straße leuchtete eine helle, weißlichblaue elektrische Flamme durch die Nacht. Architektonische Massen voll Harmonie, voll Größe und Schönheit begannen sich aus diesem wüsten Trümmerchoas zu erheben, und aus jener hellen Flamme, die er ehemals nie in Berlin gesehen, die ihm jetzt die breiten, belebten Straßen seines neuen Heimathlandes vor die Seele rief, leuchtete ihm das neue, das moderne Berlin entgegen, die Stadt der Größe, der Jugend, der Pracht, in der der mächtige Strom des weltbeherrschenden Verkehrs pulsirte, in welchem alle kleinlichen Leiden und Schmerzen des Einzelnen untergehen mußten, in dem es nur

eine Losung gab für Alle: die ernste, redliche, unabläßige Arbeit. Und immer größer, heller, gewaltiger wurde der Schein, er schien die ganze Straße zu erfüllen, die Gasflammen schienen neben ihm zu erlöschen, der Mond verlor sein Licht und wie voll Scham zog er sich hinter eine Wolkenwand zurück. Es war derselbe Schein, der die Straßen seiner neuen Heimath zur Nachtzeit taghell machte, und ihm auch drüben zur Arbeit leuchtete wie zum frohen Genuß. Er fand ihn hier wieder, er würde ihn zurückbegleiten auch übers Meer und ihm drüben von Neuem erglänzen. Hinfort war die ganze Welt nur eine einzige gewaltige Arbeitsstätte, ob am Gestade des stillen Oceans, ob an den Ufern der Spree — allenthalben war seine Aufgabe die gleiche, seiner Vergangenheit nicht mehr zu gedenken und seine eignen Schmerzen untertauchen zu lassen im Kampf für den Fortschritt der Menschheit, der ihm das Glück seines Hauses sicherte. Wo er Arbeit fand, wo man sie zu würdigen wußte, wo er ein liebes Weib an seine Brust drücken konnte, das ihm die Falten von der Stirn strich, sobald er am Abend die Arbeitsjacke ausgezogen — da war von jetzt an überall Berlin! ....

Er erhob sich und ging langsam ohne zurückzublicken nach dem nächsten Gasthof. Dort verbrachte er die Nacht. Der Morgenzug führte ihn nach Bremen. — — —

Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig.


Princeton University Library
32101 067517894